

Irene Forbes-Mosse

# DON JUANS TÖCHTER

Drei Novellen



[www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin)

Der erzählungsband DON JUANS TÖCHTER erschien 1928 in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig. Für diese erste neuausgabe wurden drei illustrationen sowie ein nachwort des herausgebers hinzugefügt.

Titelbild: Irene forbes-mosse mit hund (mai 1934).  
Quelle: Schweizerische Nationalbibliothek,  
Hermann Hesse-Archiv, Inventarteil B, Sign. Ms-L-83.

Inhalt:

Don Juans Töchter (3)  
Traumkinder (45)  
Die Last (107)

Nachwort (177):  
Mondrian graf v. lüttichau  
DIE KALEIDOSKOPE DER IRENE FORBES-MOSSE

© 2016 Verlag Autonomie und Chaos Berlin

**ISBN 978-3-945980-10-1**

Diese online-veröffentlichung kann  
zum privaten bedarf heruntergeladen werden.



# DON JUANS TÖCHTER

Ein Capriccio



Als ich mit Hilaria aus der Vorstellung zurückkam – es war noch hell und die Amseln flöteten in den Gärten, an deren Mauern wir vorübergingen –, bat sie, ich möge noch ein bisschen hinaufkommen, denn heute abend könnte sie durchaus nicht allein sein. Dabei lächelte sie, ihr eigenes, ein bisschen schiefes Lächeln – *Pierrot triste* – dem nicht zu widerstehen ist und das sie eigentlich für schwerer erfüllbare Anliegen aufsparen sollte – Begnadigung eines Raubmörders zum Beispiel. Bald darauf saßen wir bei Tee und Zigaretten in ihrem Zimmer, Hilaria etwas verkrümmt *à la turque* auf dem grünen Rippssofa mit geschweifter Lehne, ich daneben auf entsprechendem Sessel, den überdies eine gehäkelte Schlummerrolle schmückte, vor uns der ovale Tisch mit rosengemusterter Decke. Denn Hilaria geht immer in das altmodische Haus am Markt, ob es gleich längst von neueren Gaststätten beim Bahnhof überflügelt ist, die sich rühmen *fließendes Wasser in allen Zimmern* zu haben, was im ersten Moment aquariumsartige Vorstellungen erweckt. Über dem Sofa an der Wand blickten die Bilder der *hochseligen Herrschaften* auf uns nieder, im Hochzeitsstaat, in Stahl gestochen nach Winterhalters Gemälden.

"Du weißt es zwar, aber du ahnst es noch nicht, was hier alles in mir aufgerührt wird", sagte Hilaria. "Dieser Heimweg, diese Frühlingsabendluft mit ihren Geräuschen und Gerüchen ... ja, und dann das Theater. Dieser fürchterliche Vorhang mit den vier berühmten Liebespaaren in den Ecken und die Huldigung der Künste in der Mitte ... er war ja einst das Tor zur höchsten Seligkeit!"

Hilaria stützte das Kinn auf beide Fäuste, sie saß nun ganz zusammengekauert wie ein geheimnisvoller Götze. Ich kannte diese Stimmungen bei ihr, so eine Art genießerischen Wiederkäuens das freilich manches Mal in Tränen endete. Epikureisch veranlagt, könnte sie über eine Handvoll Maroni im Muff in Ekstasen geraten, einen ganzen italienischen

Kastanienwald mit Sonnenflecken und weidenden Schafen knabberte sie dabei auf – einen Sonnenuntergang wieder nannte sie, träumerisch kostend, glorifiziertes Aprikosenkompott; aber da waren noch andere Oasen der Einbildung, in die sich zu versenken noch leichter war, waren sie doch sozusagen immer verfügbar ...

Schon als Kind, erzählte sie, wenn sie für irgendeine Missetat von ihrer *bonne supérieure* hinter den Kachelofen gestellt wurde, gewann sie ihres Herzens Bitterkeit solche wohligh-stachelnden Momente ab, indem sie das porzellanene Ungetüm das sie von der Welt der Spielsachen absperrte, aus einem Kerkermeister in einen Beschützer umträumte, einen wohlwollenden Riesen der auf den Namen Fürst Druschkoff hörte. Fürst Druschkoff war ein gewaltttätiger, aber gutartiger Russe – breit und grauhaarig, mit kleinen, tiefliegenden Bärenaugen, großen, fürsorgenden Tatzen und einer Baßstimme die einem wohligh im Rückgrat dröhnte, so wie wenn man beim Spazierenfahren über der Wagenbremse saß. Fürst Druschkoff, wenn auch selbst diktatorisch, verachtete alle minderen Tyrannen und nahm unweigerlich Partei für ein kleines, zu Unrecht gescholtenes Mädchen, hieß sie unter seine Schlittendecke – natürlich Silberfuchs – schlüpfen und dann flog man über die Schneefelder. Von Wölfen verfolgt, die der Fürst mit wundervoller Nonchalance niederknallte, trank man Kwaß in Tatarenhütten die ganz aus Birkenrinde gemacht waren, Fürst Druschkoff holte Bärenschinken aus dem Schlitten hervor und zum Schluß gab es Krachmandeln und Radieschen, denn alles was Hilaria frenetisch liebte schenkte ihr der verständnisvolle Freund. O wie wohltuend war das, und wie begreiflich, daß sie sich solchen materiellen Vorstellungen hingab, wenn man die bekömmlichen aber entsetzlich uninteressanten Mahlzeiten – Milchreis, Backpflaumen und dergleichen – des schwergeprüften Kindes bedenkt!

"Wie ich dann zuerst ins Theater mitgenommen wurde," sagte Hilaria, "nahm ich auch das furchtbar ernst. Denn als Kind kommt einem alles glaubhaft und wirklich vor, und was man später als grell und unvermittelt empfindet scheint begründet und selbstverständlich. Ist man's doch gewohnt Unbegreifliches hinzunehmen. Echt schienen mir nicht nur Weinen und Lachen, Abscheu und Liebe der Darsteller, ich war auch überzeugt, daß in den gemalten Wirtshäusern und Pavillons interessante und meist unglückliche Menschen wohnten, daß in den papierenen Wäldern der Wind säuselte und man jene mondbeglänzten Straßen im Hintergrund wirklich wandeln konnte; ja eigentlich war das viel einladender noch als was da vorne laut und deutlich vor sich ging. Und wenn dann der Vorhang zum letztenmal niedergerauscht war und die Leute beim Hinausgehen von dem einen sagten, *er habe sich diesmal selbst übertroffen* und von einem

anderen, *er war heut nicht aufgelegt*, so stellte ich mir ungern vor, daß diese aufregenden Bösewichter oder triumphierenden Racheengel jetzt, gerade wie wir auch, nach Hause gingen um im Kreis der Ihren kalte Frikandellen und Kartoffelsalat zu essen: nein, jene waren im Hintergrund verschwunden, in dem mondbeglänzten Haus über dessen Balustrade ein roter Mantel hing – dort tranken sie süßen feurigen Wein beim Geschwirr von Gitarren und Geigen, oder wandelten unter Laubengärten wo Trauben niederhingen, zärtlich und behutsam in ihren spanischen Seidenmänteln, wie große, flügelbebende Schmetterlinge. Nein siehst du, sie taten mir leid. Da hatten sie nun geweint und gefleht, oder getanzt über Abgründen, Dolche gezückt und goldklirrende Börsen verächtlich geschleudert ... und nun sollte es aus sein und sie in den Alltag zurück, wie Marionetten in eine muffige Kiste ... das konnte nicht sein, und ich fing an ihre Schicksale zu bedenken, ihnen neues Leben einzuhauchen, wie man verklammte Vögelchen anhaucht und verborgen unter der Brust trägt. Nun sah ich nur noch Gestalten auf Treppen und Altanen oder in mondbeschienenen Lichtungen, von riesenhaften Baumwurzeln umgeben: sie sangen und rangen die Hände, sie verschwanden im Traumland.

Daß sie nun auch heute gerade den DON JUAN geben mußten!<sup>1</sup> Das war ja eine ganze Welt. Denn damals, als Kind, hatte ich eine Leidenschaft für alles Spanische. Und die wurde aus verschiedenen Quellen genährt. Erstens durch Berta – die, ehe sie den Dienst bei Mama übernahm, zwei Jahre in Madrid gewesen war: als Zofe einer gazellenäugigen Doña Blanca, die ihre Morgenschokolade im Bett trank auch wenn sie gar nicht krank war, die Beneidenswerte. Doña Blanca trug ihr Haar in Schmachlocken, von denen eine, schwarz glänzend wie ein Aal, nach vorn bis zum Taillenschluß hing den man zu jener Zeit, möglichst eng, an der gottgewollten Stelle markierte. So, ein Malteserhündchen im Arm, war sie in Bertas Album zu sehen. Auch daß Doña Blanca einen Caballero liebte, erzählte Berta; aber nur aus der Ferne, im Theater oder während der Messe, denn er war ihr nicht ebenbürtig; und daß sie Füßchen hatte, vor denen Aschenbrödel ihr Haupt verhüllen mußte. Aber dann starb sie an den Folgen eines Glases Eiswasser, das sie, erhitzt vom Tanzen, getrunken hatte ... *Mei Blanca selig*, sagte Berta und wischte sich die Augen, während sie mir ein neues Kleid probierte das unausstehlich am Halsausschnitt kratzte.

Dann war da Dorés "DON QUICHOTTE", fuhr Hilaria fort. "In zwei großen, roten Lederbänden schwer zu handhaben und mit der mühsamen Feierlichkeit belastet, an der allzu schön

---

<sup>1</sup> Gemeint ist die italienische Oper DON GIOVANNI von Amadé Mozart. Die Novelle bezieht sich auf die der Oper zugrundeliegende spanische Szenerie; deshalb wurde in dieser Neuveröffentlichung die italienische Anredeform "Donna" zu "Doña" verändert, die altertümlich verdeutschte Form "Sennorita" zu "Señorita".  
*[Fußnoten stammen vom Herausgeber der Neuauflage (MvL), falls nicht anders vermerkt.]*

gebundene Bücher kranken. Es war eine Offenbarung. Bilder von sonnenheißen, totenstillen Städten, durch deren ausgestorbene Gassen *Rosinante* und *Sancho Pansas* Eselchen kleppern; staubweiße Landstraßen mit zerfetzten Kaktushecken, wo Ziegenhirten liegen, Knoblauch kauend; Kathedralen, golddurchglüht und sehr heilig, und die Plätze davor, wo das Volk seine Lustigkeit ausdampft, und die Wurstbratereien, die Zicklein am Spieß einen Scheiterhaufengeruch ausströmen und die schwarzgekleideten Edelleute wandeln, Argwohn im Blick – alles finster festlich und heißer gewürzt als im leichtlebigen Italien.

Und als drittes kam noch DON JUAN dazu! Du wirst dich wundern – oder auch nicht –, daß man ein Kind gerade in dieses Stück führte. Aber mein Vater war Musikfanatiker und meinte wohl auch, daß man das Gesungene ja doch nicht versteht. Und so war es auch, und zu Hause erhielt ich keinen Aufschluß. Doch merkte ich bald, daß *Doña Elvira* im Gegensatz zu *Doña Anna* recht stiefväterlich vom Komponisten bedacht worden war. Auch im Zuhörerkreis war Geringschätzung zu spüren, gleich vom ersten Augenblick an, wo sie – als zweiter Sopran von vornherein beleidigt – aus der Sänfte steigt; ihr Kommen und Gehen wurde von den alten Musikkennern, die bei den unsterblichen Melodien mit dem Kopfe den Takt wackelten, mit schadenfrohem Lächeln begrüßt und begleitet.<sup>2</sup> Mich aber erfüllte sie mit Interesse und Mitgefühl. Erstens weil ich zum erstenmal eine Sänfte sah, der sie entstieg im schwarzen, für eine Reise ganz ungeeigneten Samtkleid um unter Zeichen der Verzweiflung eine schrilltönende Arie zu singen. War denn gar niemand da um sie abzubürsten und ihr Limonade zu machen nach der heißen, staubigen Fahrt? Ach und glich sie nicht, von der Seite gesehen, dem armen Fräulein, das uns gegenüber wohnte, Parterre rechts, das ich alle Tage zum Konditor gehen sah, wo es sich ein Stückchen Streuselkuchen kaufte, den es dann, am Fenstertischchen sitzend, behutsam in den Kaffee stippte? So, ganz verlassen, lebte gewiß auch *Doña Elvira*, so saß sie am Fenster, von wo sie in einem Spiegel die Menschen der Straße kommen und gehen sah; aber zu ihr kam nur in der Frühe das Bäckerkind; nie zog ein Besucher an ihrer dünn meckernden Schelle!

Ja, etwas ganz Zuverlässiges über Spanien habe ich wohl nicht zu berichten, bin ja nie dort gewesen und werde diese schöne Welt verlassen, ohne dort gewesen zu sein. Aber ob das ein so großes Unglück ist? Hast du einmal, zu spät gekommen aus dem Vorraum, hinter geschlossenen Türen eine Oper angehört? Nur einen alten, zeitunglesenden Logenschließer als Gefährten? Wie verheißend klingt's von der Bühne gedämpft heraus! Und dann läßt man dich

---

<sup>2</sup> Siehe demgegenüber *cecilia bartolis interpretation* (nikolaus harnoncourt, Opernhaus Zürich 2001).

hinein, und es ist alles laut und deutlich, und man spürt wo der Zauber dünn wird und die Armseligkeit durchscheint.

Was ich aber sonst noch von Spanien weiß, damit meine ich nicht Geschichtsstunde – bewahr' mich –, auch nicht *Don Carlos* und *Posa*, die den Keim vieler deutscher Aufsätze in sich tragen; höchstens die *sanfte Mondecar*, die fast wortlos verschwindet, und die *Herzogin von Olivarez*, die der *Eboli* mit fischbeingepanzertem Herzen das Ordenskreuz abfordert –, ja, in diesen beiden hat Schiller etwas vorausgeahnt von Goyas unheimlichem Seherblick, den man aufzuckend erkennt wie einen Geruch, denn Goya, der beschert jenen unheimlichen Herzglucks, den Musik – aber mehr noch Gerüche – oft erwecken; Bilder sehr viel seltener. Aber vor ihm, vor Goya, steht man mit witternden Nüstern und sagt sich: ja, dies ist Spanien.

Und damit sind meine Quellen erschöpft; alles andere stammt aus dem Traummagazin, wo die chronologischen Unverträglichkeiten friedlich nebeneinander ruhen: Sänften neben Automobilen, zwinkernde Öllämpchen neben elektrischen Taschenlaternen, Damen der Velasquez-Zeit, angetan mit Tellerkrausen und perlgestickten Brustpanzern, und junge Mädchen in Musselinkleidern mit Kamelien im Haar. Gitarren, zart klimpernde Triangel, Hackebrettrhythmus aufziehender Wachen ... und plötzlich, atemraubend, rauschend, das *cis-moll-Improptu* oder der *flutenreiche Ebro*. Und aus alledem will ich dir eine Geschichte machen, einen Kuchen backen. Aber damit ein historisch denkender Mensch wie du meine haarsträubenden Anachronismen entschuldigt, will ich gleich in aller Demut auf weltberühmte Muster weisen: jene *Hochzeit von Kana*<sup>3</sup>, da die biblischen Leute in venezianischem Prunk., von Mohren bedient, von Wachtelhündchen umspielt, zwischen Säulen sitzen und von Cellinis Schüsseln speisen; oder braune, golddurchdämmerte, wie aus des Herzens tiefster Schatzkammer stammende Bildchen, wo eine kleine runde Holländerin ihr Jesuskind am warmen Ofen wiegt und hätschelt, während Vater Josef, der ebensogut Jan oder Hendrik heißen könnte, im Hintergrund Holz spaltet, was den winterlich-schummerigen Eindruck noch erhöht.<sup>4</sup> Und darum, wenn meine Püppchen tanzen, soll dich kein Bedenken stören; und ob auch Gitarrengeklimper und Mozarts Orchester durcheinander schwirrt, ob auch *Doña Anna* das Menuett summt desselben Meisters, der sie hundert – oder sind's zweihundert – Jahre später unsterblich machen wird, da er ihre im höchsten Schmerz noch virtuosen Triller und Läufe der Welt überliefert, wie er auch die fintenreiche Fechtkunst jenes ewigen

---

<sup>3</sup> Paolo veronese (1528-1588): DIE HOCHZEIT ZU KANA

<sup>4</sup> Rembrandt van rijn: DIE HEILIGE FAMILIE MIT DEM VORHANG (1646)

Herzensbrechers durch nachtwandlerische Glissandos und Trugschlüsse und das Handgemenge verzweifelter Stretti illustriert – es soll dich nicht beirren. Ich kann's doch nur erzählen wie es in mir gewachsen und geworden ist, wie es immer noch entsteht indessen ich's erzähle. *Don Quichotte* und *mei' Blanca selig*, die *sanfte Mondecar* und jene perspektivisch gemalten Sommerpaläste und Hecken und Laubengänge in denen man nur im Traum wandeln kann; sie alle gaben eine Linie, einen Schatten, einen Farbtupfen. Und bei der Überlegung, wie schrecklich es sein müsse eine Mutter zu haben, immer in schwarzem Baumwollsamt und anklagend wie ein Perlhuhn, kamen, ganz ungerufen, den Finger am Mund, vier kleine Mädchen geschritten, die schrecklich gern ein bißchen Spaß von diesem kurzen Dasein haben wollten, was sie doch nur zaghaft und in Heimlichkeit fertig brachten. Eine alte Dienerin, Consolacion (oder war das Berta?) brachte Limonade und Biskuits, und in einem Garten, der mit Zypressen und gestürzten Säulen etwas kirchhofmäßig geraten war, stand *Don Ottavio* und sang, korrekt, aber wie das nun einmal seine Art ist, ohne rechten Enthusiasmus.

So, also ja, dazu habe ich dich heraufgelockt in dies Zimmer mit all den netten Horreurs einer Zeit die mir lieb war. Wenn wir nun auch nicht wie zwei alte Türken auf seidenen Polstern ruhen mit Nargilehs, wie man's auf Dattelschachteln abgebildet sieht, so mach dir's doch so bequem als nur möglich, und höre zu, o Herrscher der Gläubigen, denn nun beginnt die seltsame, ja höchst wunderbare – Geschichte von Don Juans Töchtern."



Doña Elvira fand in der leider nur allzu bekannten Tatsache, daß ihre Ehe unglücklich gewesen, die Rechtfertigung für den angesammelten Groll, den sie nun, nicht mehr stoßweise, sondern dünn verteilt und gleichmäßig, von sich gab wie Ameisensäure. In der verschlafenen Provinzstadt wo sie mit ihren jungen Töchtern lebte, spielte sie dank ihrem Rang und ihren Beziehungen zu Hof und Kirche eine gewisse Rolle; ja sogar Neid vermochte sie zu entfachen, denn so kümmerlich das Dasein der Dame in Wirklichkeit auch war, es gab da viele, denen es immer noch glänzend erschien. Da nun ihrem Ruf nichts anzuhaben war, mußten ihr Hochmut, ihre grämliche Art, ihre an Filzigkeit grenzende Sparsamkeit erhalten, und Don Juan, der vor Jahren auf plötzliche, nie ganz aufgeklärte Weise umgekommene Gatte, erhielt allmählich die

Gloriole eines Märtyrers, eines fröhlich kindlichen Menschen, den diese plattbusige Gouvernante, die nur wenig jünger als er und noch dazu seine Cousine war – ach ja, eine jener unseligen Verwandtenehen, die so oft mit einem Fiasko enden –, durch ihre Selbstgerechtigkeit und freudloses Wesen in ein liederliches Leben und unbußfertigen Tod getrieben hatte.

Der Ehe Elviras und Don Juans waren vier Töchter entsprossen. Ohne Enthusiasmus, mit einer gewissen, seufzenden Courtoisie hatte Don Juan den ehelichen Brückenzoll entrichtet (wie er auch sonst, soweit als möglich, die Wünsche seiner Gemahlin zu erfüllen trachtete), der ihm für einige Zeit die Freiheit sicherte. Ach, allzuoft war sie ihm nachgereist, im Maultiergespann mit Schellengeläut, aber auch in alten, schäbigen, unterwegs aufgelesenen Sänften; ja, aus dem Bauch rumpelnder Postkutschen, wo sie zwischen Krämern, Bettelmönchen und reisenden Nonnen tagelang in Staub und Hitze und Knoblauchgestank eingezwängt gewesen, hatte sie zu seinem Schrecken sich manches Mal herausgeschält: mit ihrem schmalen Zitronengesicht über hoher Halskrause, der knappen, befehlshaberischen Rede und mädchenhaft behenden Gangart; schwarzgekleidet, verstaubt, aber kerzengerade, ohne ein Zeichen der Ermüdung. Welche Beruhigung, sie durch die Sorge um solch kleines, quarrendes Geschöpf ans Haus gefesselt zu wissen!

Die vier Töchter, die, eine immer neue Enttäuschung, statt des heftig begehrten Sohnes gekommen waren, von Doña Elvira mit einer Art verbissener Leidenschaft empfangen und unter Gebeten und Gelübden ausgetragen, waren einander ähnlich wie vier Rebhühnchen von derselben Brut, wie vier Haselnüsse an demselben Zweig. Feingegliedert, bräunlich, mit dem unbewußt erobernden Blick – so von unten herauf – der ein Erbteil des Vaters war, aber um den Mund den rührend entsagenden Ausdruck kleiner Mädchen, die früh gelernt haben die süße Speise an sich vorübergehen zu lassen.

Durch eiserne Sparsamkeit hatte Doña Elvira es vermocht, die beiden älteren in einem ihrem Rang entsprechenden Kloster erziehen zu lassen, dessen Oberin, ihrer weitverzweigten Verwandtschaft angehörig, eine beträchtliche Ermäßigung gewährte. Für Doña Juanita und die kleine Guadalupe hatte es jedoch, dank Mißernten und den Veruntreuungen eines betrügerischen Verwalters, nicht gereicht; in ein bescheidenes Institut aber sie zu tun, wo ihre Töchter zwischen Bürgermädchen gesessen hätten, einer Menschenklasse, die da irgendwo, dunkel und unbekannt, wie Kellerasseln im Finstern wuselte – das war natürlich undenkbar. So hatte denn ein von Monsignor de Guzman empfohlener, langaufgeschossener Seminarist mit peinlich roten Handgelenken in allzu kurzen Rockärmeln, den Unterricht der beiden Jüngsten

übernommen. Doña Elvira beaufsichtigte denselben. War sie verhindert, saß Doña Pilar an ihrer Stelle, eine sykophantische, freundlich-krötenhafte Verwandte, die trotz ihres Hungerdaseins immer fettleibiger wurde, im Sticken kunstreicher Paramenten ihresgleichen suchte und von Glanzmomenten träumte da ihr der Erzbischof bei Überreichung einer goldglitzernden Stola die violett behandschuhte Rechte zum Kusse reichte.

Doña Elviras Frömmigkeit, durch die tragischen Erlebnisse ihrer Ehe zeitweilig zu Paroxysmen gesteigert, hatte sich seit ihrer Witwenschaft wie Frostblumen auf Fensterglas gleichmäßig und undurchsichtig über ihr Dasein ausgebreitet. Doña Pilar und ein paar ähnliche alte Damen adligen Geblüts, gleich ihr sowohl aus Not wie aus Bequemlichkeit in Zurückgezogenheit lebend, waren ihr einziger regelmäßiger Umgang. Außerdem kam einmal wöchentlich der schon genannte Monsignor de Guzman zur Schokolade; mit verschleiertem Blick unter schweren Lidern und der geistesabwesenden Art, ein Kreuz in die Luft zu malen, derer, die viel segnen müssen. Ihn begleitete Don Luis de Peon, ein verschimmelter Edelmann, der einst in Elviras Ehe die Stellung des *cavaliere servante* bekleidet hatte, dessen Versuche aber, diesem offiziellen Verhältnis reelle oder wenigstens romantische Seiten abzugewinnen, an der undurchdringlichen Tugend der Dame abgeglitten waren wie Regen von dem Gefieder einer Krickente. Mit der gewohnheitsmäßigen Ausdauer alter Junggesellen, die oft mit Treue verwechselt wird, erschien er jeden Mittwoch wenn die Glocke vier schlug, trank Elviras schwarze, stark gewürzte Schokolade und aß schweigend von den kleinen, gerippten Sandtörtchen, die in der Form an die Muscheln erinnernd, mit denen Pilger ihre Hüte schmücken, ihrer Trockenheit wegen stumm verzehrt wurden, da sie leicht Erstickungsanfälle zeitigten. Derweil erzählte Monsignor de Guzman kleine, ziemlich saftlose Geschichten aus der Provinz, ließ sich von der Gastgeberin zu einem Gläschen Amontillado bereden oder zu ein paar blassen, in Branntwein aufgequollenen Weinbeeren, die in gedeckelten Gläsern auf den schwarzen, vom Holzwurm zernagten Schränken des Vorzimmers standen. Der Ehrwürdige de Guzman strömte jenen spezifisch priesterlichen Dunst wie von Zimt, Schnupftabak und kalter Sakristei aus, er vergrub nach jeder Prise sein Gesicht in einem riesenhaften ostindischen Seidentuch und nieste nie unter siebzehn Malen. Seine großen, gutgeformten Ohren hatten von all den gehörten Beichten und anvertrauten Familiengeheimnissen den Ausdruck teilnehmender Aufmerksamkeit übernommen, den man auch bei alten Jagdhunden findet, und den Gebärden seiner schönen, fleischigen Hand merkte man's an, daß sie manch Kinderköpfchen beim Taufakt gestützt, manch reuiges Sünderhaupt beschwichtigt und

entlastet hatte. Beide Besucher brachten der glaubensstarken und trotz widriger Schicksale untadelig gebliebenen Wittib dieselbe Ehrerbietung entgegen, die sie einer von Kugeln durchlöcherten Standarte oder einem geschwärzten Gnadenbild dargebracht hätten. Nur noch undeutlich erinnerten sie sich daran, daß auch Doña Elvira ihre reizvolle, wenn auch flüchtige Stunde gehabt hatte: knospenhaft verschlossen, das schwarze Haar wie mit einer kleinen Witwenschnebbe in die weiße Stirn gewachsen, mit einem seltenen, kostbar wirkenden Lächeln, das plötzlich ein unwahrscheinlich tiefes Grübchen in die Wange grub ... Doch die Knospe hatte nicht gehalten was sie versprach; so wie es Knospen gibt, die am Strauch vergilben ohne sich aufgetan zu haben. Immer wieder war rauher Wind, waren kalte Regenschauer gekommen; sie war älter geworden, ohne jung gewesen zu sein.

Der geistliche und der militärische Freund kamen regelmäßig am Mittwoch, dem Schokoladentag, – an anderen Tagen gab es zu den Sandtörtchen nur Eiswasser – und blieben eine Stunde. Aber nie hörte man in dem kühlen, nach verblichenen Räucherkerzchen duftenden Empfangsraum ein lautes Wort, ein herzhaftes Lachen; nur das Klirren der Löffel und leises, gemessenes Gespräch. Durch die Jalousien zwängte sich selten ein Sonnenstrahl, über das zerschlissene Gelb der Stühle, den defekten Goldrahmen des schwer erkennbaren Heiligen an der Wand gleitend, der mit einer Hand auf sein rotes, zerfleischtes Herz deutend, inbrünstig gen Himmel blickte; oder er ließ die kleinen Goldtassen aufleuchten, in denen die Schokolade so dick war, daß die Vermeillöffelchen aufrecht standen, oder blitzte in den Facetten der geschliffenen Karaffe voll Eiswassers, welche Doña Juanita mit der noch eckigen Grazie ihrer vierzehn Jahre den Gästen präsentierte. Der edle de Peon unterbrach seine Schilderung des allmählichen Absterbens einer gemeinsamen Bekannten – "nur eine Zehe noch", sagte er, "und die berühmt schönen Augen sind lebendig" – und begrüßte das junge Wesen mit der ganzen Feierlichkeit der alten Schule. Noch vor wenigen Jahren hatte er dies holde Geschöpf auf den Knien reiten lassen, nun aber sollte es bald in die Reihen der heiratsfähigen jungen Damen treten, zu denen Doña Sol und Doña Ysabel schon seit ein paar Jahren gehörten.

Die Jüngste aber, Maria della Guadalupe, verbrachte ihre Tage in der Obhut der alten Consolacion, wenn sie nicht gerade bei dem verhungerten Seminaristen Unterricht hatte. Jene, die einstige Amme Doña Elviras, war bei ihrem Ziehkind geblieben, als dieses, allen Abmahnungen zum Trotz, den unseligen Ehebund schloß. Consolacion wußte noch so manches aus jener Zeit, als Doña Elvira, ein ernsthafter und selbstgerechter Säugling, schon damals zielbewußt und ohne Lärmen, ihren Willen durchzusetzen verstand; wie sie zum Beispiel in

einem Lebensalter da andere Kinder noch wie blinde Kätzchen saugen, die Brust der Amme zurückstieß um nach deren Frühstückstasse zu greifen.

Solche Geschichten, wie auch andere, aufschlußreiche, aus Consolacions ferner, leichtherziger Jugendzeit, wurden abends erzählt, wenn Doña Elvira – ach, allzu selten – sich in der unförmigen Familiensänfte, von zwei schäbigen Laternenträgern begleitet, nach dem Hause der einen oder anderen ihrer Jugendfreundinnen tragen ließ. Für solche freien Abende hatten die Schwestern eine besondere, nur ihnen bekannte Zuflucht in einem Raum zu ebener Erde gefunden, wo sonst an Herbstabenden die Mägde das Welschkorn aus den Hülsen brachen. Die jungen Damen sprachen scherzweise von *Buen Retiro* und von *Aranjuez*, wenn auch die Bezeichnung Rumpelkammer besser gepaßt hätte. Denn da waren bunte, zerbrochene Kacheln und alte Blumentöpfe aufgestapelt, zerissene Strohmatte lagen umher, leere Vogelbauer, in denen früher die Señoritas ihre Lachtauben gehalten, hingen von den Wänden, Kisten voll zerfledderter Noten und andere voll verstaubter Baupläne und Gutsrechnungen standen in den Ecken.

In ihren weißen oder blaßfarbigen Mullkleidern – ach, viel gewaschen und viel geflickt von der alten Consolacion – saßen die Schwestern auf Kisten oder Schemeln um den glimmenden Braser; mit ihren kleinen, dunklen Häuptern, von zarten Farbwolken umbauscht, glichen sie großen Mohnblumen, wie sie in Märchengärten wachsen. Guadalupe hatte mit Consolacions Beihilfe allerhand Leckerbissen herbeigeschafft: trockene Feigen, mit Fenchelsamen bestreut, Mandeln, vor allem jene schwarzen, klebrigen Weinbeeren, die, in ihr eigenes Laub gewickelt, auf Dächern und Altanen in brennender Sonne gedörrt, in Gärung geraten und rauschartig wirken wie süßer Most. Aber auch kleine, steinharte Knoblauchwürste brachte Consolacion, und die Señoritas, von der Mutter allzu kurz gehalten und wie junge Jagdhunde ewig hungrig, bissen mit ihren schönen, starken Zähnen hinein.

Ja, auf diese Abendstunde hatten sie sich den ganzen Tag heimlich gefreut. Es war als richteten sich Blumen empor. Die sanften Augen blickten auf, unbewußt verheißend in ihrer bräunlichen Umschattung; die ein wenig heiseren spanischen Stimmen wurden eifrig, lachten, neckten einander über allerhand kleine Begebenheiten, die, vor der Mutter gehütet, wie ein leises, nur ihnen hörbares Akkompagnement den ganzen Tag begleitet hatten. Sie holten ihre kleinen Habseligkeiten herbei, geschnitzte Kämmе, Wachsperlen, seidene Fransentücher, probierten, tauschten, drapierten sich, sagten Verse auf sentimental pathetischen Inhalts, lachten darüber, weil sie nicht eingestehen wollten, daß ihnen der Kitsch so gut gefiel, lasen

einander Briefe vor, von Freundinnen aus dem Kloster oder von anderen, die Ehen geschlossen hatten und nun vor ihren staunenden Augen dastanden, rätselhaft und überlegen, oder sogar schon eigene kleine Wickelkinder besaßen, was sehr merkwürdig war, ja, beneidenswert, wenn auch wohl ein bißchen ekelhaft. Da war so manches, was man nicht ganz verstand, und während sie flüsterten und die alte Consolacion, mit den blanken, unruhigen Augen einer Maus, ihrer Neugier manches Flämmchen anstreckte, saß die kleine Guadalupe in einem Haufen raschelnder Maishülsen eingewühlt, mit dünnem Hälschen und großen Augen, jenem Schwesterchen der Scheherazade gleich, das hinter dem Bett des Sultans kauert und Märchen erlauscht die eigentlich nicht für seine Ohren gemeint sind.

Schlug dann die Turmuhr elf, so nahmen sie alle vier ihre Rosenkränze, beteten die vorgeschriebene Anzahl emsig und gewissenhaft ab und stiegen, von aufgestöberten Fledermäusen begleitet, jede mit ihrer Kerze im armseligen irdenen Leuchter, die Treppe empor zu ihren Schlafkammern. Dort standen die schmalen Bettchen, das Kissen wie ein Stein, die gesteppte Decke gelb oder rot, wie ein Brett, über jedem Kopfende ein Buchszweiglein, eingetaucht in das Näpfchen mit geweihtem Wasser. Zu Füßen aber der Betschemel, steinhart auch er und ein Stuhl auf den man säuberlich die gefalteten Kleider legte. Beim Entkleiden wurde nicht gesprochen; der Rosenkranz sollte das letzte Wort behalten. Auch wie eine der anderen das volle, nachtdunkle Haar kämmte und flocht – nur die kleine Guadalupe hatte seit einem Fieber ein geschorenes Köpfchen, das ihr das Ansehen eines kleinen Seminaristen gab –, geschah es in tiefem Schweigen. Später kam dann Consolacion mit ihrer Kerze, hexenhafte Schatten an die Wände werfend, holte die kleinen müden Schuhe und die Mohnblumenkleider, die nun schlaff, wie taubeschwert, über den Stuhllehnen hingen, und zeichnete einer jeden der Señoritas ein Kreuz auf die Stirn. So, von diesem kleinen Liebesstrahl begleitet, schlüpfen sie hinüber ins Traumland.

Aus der Gasse hallten Schritte empor, heimkehrende Trinker und Mandolinenspieler die noch ein wenig vor sich hinklumperten, oder zwei gerieten in Streit, erst böse Worte, dann hörte man's klirren; nun ein Getrappel, eilig, immer zu spät, der Corregidor mit seinen Leuten ... die Raufbolde waren schon davongerannt. Später dann Doña Elvira, die heimkehrte. Wenn in der Sänfte, so waren es schwere, wiegende Schritte, wie von behutsamen Kamelen, wenn zu Fuß, hörte man das kurze, trockene Tacktack ihrer Absätze. Ein Diener vor ihr, einer hinterher, jeder mit seiner trüben, schwankenden Laterne.

Nun kam sie die Treppe herauf, Consolacion brachte die Limonade, half beim Entkleiden; nun kniete sie auf dem Betschemel, ihre Augen müde und doch brennend erhoben zum Heiligenbild, und dann lag sie, gerade ausgestreckt, mit geschlossenen Füßchen, in dem großen Säulenbett mit den Vorhängen aus fadenscheinigem Damast, lag schmal und dürftig, als stünde es ihr nicht zu, fast auf der Kante des breiten, kalten Lagers, das Licht der ewigen Lampe auf der Stirn, in die das Haar seine kleine, dunkle Witwenzacke vorschob; lag reglos, auf den Schlaf wartend in Verzweiflung, wie sie früher auf Don Juans späten Schritt gewartet hatte; die mageren Händchen gekreuzt über dem Nachtgewand, dem strenggeschlossenen mit zugenestelten Ärmelbündeln, dessen Modell im Kloster der *Kleinen Ameisen Mariä* für sie angefertigt worden war.



Dort in dem Raum wo die Töchter ihre Zusammenkünfte hatten, waren in einer Ecke auch alle möglichen defekten Notenständer und Musikinstrumente aufgestapelt, die, wenn ehemals Don Juan seine Bankette abhielt, einem kleinen, mutwilligen Orchester gedient hatten. Drüben im Festsaal, auf halber Höhe wie ein goldenes Schwalbennest angeklebt, war der luftige Balkon, wo die Musikanten fiedelten und bliesen, während unten die übermütige Gesellschaft zechte. Der Saal war seitdem, nicht ohne heimliches Rachegefühl, von Doña Elvira zum Vorratsraum degradiert worden, und die tief dekolletierten Göttinnen seines Deckengemäldes wie auch die lüsternen Engelchen über den Türen, die sich mit wohlgepolsterten Sitzteilen auf Wolkendaunen räkelt, blickten fremd und gekränkt herab auf die bäuerlichen Erzeugnisse, die zu bestimmten Terminen an Doña Elvira geliefert und hier aufgestapelt wurden; Wolle von ihren Bergschafen, stäubende Mehlsäcke, Berge von Welschkorn, auch eine besondere Art kleiner, aromatischer Gebirgsäpfel, die das große Treppenhaus mit säuerlichem Duft erfüllten. Ein paar kleine Pachtgüter, deren Existenz er vergessen, oder die zu verprassen Don Juan keine Zeit mehr gehabt, waren der Ursprung.

Doña Elvira und ihre Töchter bewohnten einen anderen, älteren Teil des weitläufigen Palastes, dessen Fenster nach einer engen Seitengasse gingen; auch das trübselige, gelbe Empfangszimmer befand sich dort. Die Festräume aber, mit ihrem Stuck und Pilastern und

heidnischen Apotheosen hatten ihre Fassade nach dem schläfrig-sonnigen Platz hinaus; doch blieben sie verurteilt und verschlossen. Hinter ihren gemalten Tapeten schossen fugenartig die Mäuse, ihr gesterntes Parkett war stumpf und rissig, in den klaffenden Ritzen gingen selbstgerechte Ameisen ihrer Arbeit nach. Selten nur wurden die Rollgardinen hochgezogen, auf den Fenstersimsen lagen zahllos die Leichen der Wespen und Brummer, die während des Lüftens eingedrungen.

Auf dem Platz, gerade unter der Turmuhr, wo die Mittagssonne brütete, war die Hauptwache. Unter gesenkten Liedern hatten Doña Sol und Doña Ysabel längst ermittelt, daß immer am Donnerstag der junge de Silveira sie befehligte. Eine Jasminblüte war auf die heißen Steinplatten gefallen, ein winziges Billettchen hatte den Weg zu den Schwestern gefunden; und nun war der Besuch der Messe mit Herzklopfen verbunden, denn dort im Gedämmer der Säulen konnten sie einem Blick begegnen, der all die Glut, all die Schwermut und Finsternis aufgesaugt zu haben schien der verzückten Jungfrauen und Märtyrer, zu denen sie beteten.

Über dies alles wurde abends in *Aranjuez* geflüstert, wenn's auch ganz hoffnungslos schien, was die Zukunft betraf. Denn Silveira, der arme Junge, er hatte ja keinen Pfennig Geld außer seinem schäbigen Salär; ja, wenn sich nicht bald ein reicher Freier fand, würden Doña Sol und Doña Ysabel wohl der Aufforderung von Tante Äbtissin folgen müssen, die, einer wohlgenährten Spinne ähnlich, inmitten des Klosters *Maria de las Nieves* saß und junge Fliegen ins Netz lockte. Freilich gab sie sich diese Mühe nur, wenn die Fliegen sozusagen fett waren. Sie, in ihrer Armut, die ihnen bei solchen Überlegungen erst deutlich wurde, konnten noch dankbar sein, wenn sich ihnen, ohne Einzahlung, ohne reiche Aussteuer, ein so adeliger Unterschlupf bot. Denn *Maria Nieves* war ein hoffärtiges Kloster, ach, schon als Schülerinnen hatten sie dort ihre bitteren Augenblicke gehabt, wenn bei Gelegenheit von Weihnachtsaufführungen, wenn sie Engel oder Hirten darstellten, ihre armseligen, geflickten Hemdchen, ihre grobfädigen Strümpfe sichtbar wurden.



Ein paarmal im Winter führte Doña Elvira ihre Töchter ins Theater. Sie hatte dort Anrecht auf eine Viertelloge, das heißt jeden vierten Abend, wenn die Operntruppe Vorstellungen gab, stand es ihr frei, die kleine, ausgebauchte Altane zu benutzen die neben und zwischen anderen

gleichen Altanen den ersten Rang umgab; nach spanischer Sitte mit durchsichtigem Gitterwerk versehen, so daß man die Señoras und Señoritas bis auf ihre kleinen Fußspitzen bewundern konnte. Was die Caballeros gründlich besorgten, die das ganze Parkett einnahmen und beharrlich den Logenkranz musterten und kritisierten. Vorn saßen Doña Sol und Doña Ysabel, die heiratsfähigen, in ihren weißen, zartbauschigen Abendkleidern, Arme und Schultern von jener erlesenen, leicht grünlichen Tönung eben gehäuteter Zwiebeln, die man bei ganz hochgezüchteten Exemplaren romanischer Rasse findet; im Fächerspiel virtuos, ohne es je gelernt zu haben, wie manche junge Kätzchen im Mäusefangen; den Blick in den Pausen gesenkt, so verlangte es die Etikette, nur ab und an zuckte ein Augenlid, huschte ein Grübchen über die Wangen. Hinter ihnen, in schäbig gewordenem schwarzem Samt Doña Elvira, die kleine Witwenschnebbe ihrer dunklen Haare in die eigensinnige Stirn gewachsen, ihre Rebhühnchen bewachend mit gefrorenem Lächeln. Neben ihr – nicht immer – Doña Juanita, der dieses Vergnügen noch ungewohnt, so daß sie den ganzen Tag vorher nichts essen konnte und nun plötzlich von Hungergefühlen übermannt wurde bis zur Übelkeit; außerdem auch gepeinigt von dem Bewußtsein allzu kurzer, weißer Zwirnhandschuhe, die sie unter ihren Ellbogen zu verstecken suchte. In den Zwischenakten trug ein todernster Mann, mit dem Ausdruck als ob er er das Ableben des Königs zu melden käme, Gefrorenes in die Logen; aber Doña Elvira nahm nur eine Portion für alle drei Töchter und Juanita mußte sich Gewalt antun, daß sie ihr Tellerchen nicht allzu eifrig auskratzte; ach, es schmeckte so gut und war immer so schnell zu Ende!

Die edlen Familien der Provinz, die sich fast alle in dem gleichen Zustand verschwiegener Misere befanden, hatten allerhand Einrichtungen um die Last ehrwürdiger Sitten, an denen sie festhielten, untereinander zu teilen. Man borgte einander zu Tauf- und Hochzeitsfeiern Dienerschaft und Tafelsilber, wenn die schweren Terrinen und Pokale nicht gerade auf dem Leihamt ruhten, ebenso war es hergebracht, daß mehrere Familien gemeinschaftlich Wagen, Pferde und Kutscher hielten. Eine sinnreiche Einrichtung ermöglichte es, die Tür des ehrwürdigen Gefährts auszuwechseln. Jede dieser Türen aber trug das Wappen des jeweiligen Insassen. Auch Doña Elvira hatte diesen Ausweg gewählt. Zweimal in der Woche stand ihr das Recht einer Ausfahrt zu. Sonntags aber ruhten die Pferde, an diesem Tage galt es für plebejisch sich an der Korsofahrt zu beteiligen.

In gemessenem Trab fuhr man erst durch die Cala Mayor, wo die besseren Geschäfte hinter klappernden Jalousien ihr Schlummer- und Dämmerdasein führten und unter rotbraunen

Sonnensegeln Stühle und Tischchen der Cafés auf Abendbesuch warteten; dann am Kai, am ausgedörrten Flußbett entlang, das sich im Sommer in eine ergiebige Kiesgrube verwandelte, unter gefleckten Platanen in denen bis Sonnenuntergang die Zikaden feilten; weiter, durch deprimierende städtische Anlagen bis zu einem runden Platz, wo es der Etikette entsprach, einige Minuten zu halten, ehe man den Kreis der Rundfahrt beschloß, um ihn noch zweimal zu vollenden. Blumenverkäuferinnen, Eis- und Limonadenhändler hielten dort ihre Waren feil, grünbemalte Stühlchen standen in Gruppen, und in der Mitte, zwischen staubigen Palmen, lächelte feist und doppelkinnig der Stolz der Stadt, die Büste eines vor Jahren hier geborenen Komponisten.

Auf diesem Platz war der Grundstein so mancher Ehe gelegt worden; hier versammelte sich die junge Männerwelt und ließ die heiratsfähigen Señoritas Revue passieren. In der Mehrzahl arme Familiensöhne, von der strengen Mama mit einem kargbemessenen Taschengeld bedacht, über das sie genaue Rechnung ablegen mußten; hier aber, nachlässig aneinandergelehnt, den Zigarillo im Mund oder an einem Nelkenstiel, einem Veilchen kauend, im Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit, mit müden, blasierten Gesten, die sie einem ältlichen, in seiner Heimat unmöglich gewordenen englischen Aristokraten abgeguckt hatten, suchten sie den Eindruck zu erwecken, welterfahrene Lebemänner zu sein, die das Weib gewogen und zu leicht befunden hatten.

Don Juans Töchter saßen dann in neuen hausgeschneiderten Toiletten, meist von einem giftigen Rosa oder scharfen Pistanziengrün, welche Farben Doña Elvira bevorzugte und die ihnen das Aussehen künstlich gefärbter Fondants verliehen, wie geforen neben und gegenüber der Mutter, die mit ihrer gelben Hautfarbe, verächtlichem Mündchen und hochmütigen Brauen wie ein dreiteiliger Wandschirm wirkte. Man nickte denselben halbversteinerten alten Damen zu, die man auch sonst schon weidlich genoß und am Abend wieder begrüßen würde, wenn sie in ihren vergilbten Hermelinkrägen, schnurrbärtig, alten Wasserspeiern vergleichbar, auf ihren angestammten Plätzen im ersten Rang der Oper sitzen würden. Man tauschte von Wagen zu Wagen Bemerkungen aus, über die Hitze, die Fliegenplage, und allerhand meist betrübliche Familienereignisse wurden gesteift; die fortschreitende Lähmung von Doña Ines, – ja, ja, nur noch die große Zehe – das Blasenleiden des edlen de Fuentes, der nun doch um Enthebung von seinem Posten gebeten hatte, es war ja begreiflich ... die Audienzen ... dann die wieder fehlgeschlagenen Hoffnungen der armen Peñarandas – es war nun schon das drittemal – trotz Wallfahrt ... Nur selten wagte sich einer der Caballeros heran, von Doña Elviras hochgezogenen

Augenbrauen eingeschüchtert, so daß auch Doña Sol und Doña Ysabel nicht wagen durften, die Gardenien und Camelien zu erhaschen, die von der siebzijährigen aber immer noch hochfrisierten und feurigäugelnden Händlerin Concita auf flachem Korbdeckel feilgeboden, von den jungen Herren an beweglichen Holzscheren in die hochgebauten Karossen gereicht wurden. Dies gab dann Anlaß zu Dank, zu Augenwerfen, zu Geschäker, kurzum zu Annäherungen, und endigte bei einigen, einem bedauerlichen Geist der Neuerung verfallenen Familien in eigenmächtigen Verlobungen der jungen Leute. Dies war in Doña Elviras Augen durchaus verwerflich. In ihren Kreisen hatte bisher eine Heirat stets denselben, streng vorgezeichneten Werdegang. Alte Damen, sowie die Beichtväter der beiden in Frage kommenden Parteien besorgten die Präliminarien. Dann erst, wenn das Ergebnis der gegenseitigen Auskundschaftung befriedigend war, wurde es der Auserkorenen mitgeteilt. Etwas Zureden, kaum ein Druck genügten, sie willfährig zu machen; die einzige Alternative, das Kloster, wurde selten gewählt. Ein alter Notar, der die Geschäfte dieser blaublütigen Familien im Schneckentempo, aber mit gewissenhaftester Genauigkeit besorgte, erschien sodann zur Festlegung der Ehepakten, die unter anderem die Klausel enthielten, die eine wöchentlich mehrmalige Spazierfahrt, wenn nicht im eigenen Wagen, so doch mit eigenem, einzuhängenden Panneau, wie auch den gleichfalls genau formulierten Theaterbesuch der künftigen Ehefrau sicherstellte. Nun erst trat der Erzbischof in Szene, golden, skarabäenhaft, Weihrauchwolken und Lilienduft, Orgelgedröhn und Segen. So war es immer gewesen, und die Ehen die nach neuester Mode die Ouvertüre, das Rezitativ gleichsam übersprangen und sich ohne Übergang in die Liebesarie vertieften, waren gewiß nicht glücklicher als jene nach Vätersitte ernsthaft und bedächtig geschlossenen. Freilich – sie mußte sich an die Brust schlagen – sie selber war den anderen, den eigenwilligen Weg gegangen, und es war dann auch eine böse Fahrt gewesen, zwischen Klippen und Untiefen, erst ein kurzes, fast schneidendes Glück, und dann ... ach, ihre Jugend, ihr an sich geringes Maß an Frohsinn hatten sich daran verblutet. Je nun, sie war einer der nicht eben seltenen Fälle, wo man für sich revolutionär handelt, ob man auch für andere traditionell predigt. Aber gerade, weil sie solches am eigenen Fleisch erlitten, meinte sie mit doppelter Wachsamkeit verhindern zu müssen, daß der väterliche Leichtsinn, dessen Zauber sie mit eigentümlich nagender Eifersucht in ihren Töchtern spürte, ihr die Zügel aus der Hand riß.



Das Theater, eine festlich behäbige Barockpastete, stand an einem kleinen Platz, der durch Steinlauben begrenzt war. Unter deren Bogen hatten Gemüse- und Obsthändler ihre Auslagen, ein Schreiner seine Werkstatt, es gab auch ein kleines Café mit Konditorei, das sich in der Sommerzeit mit Stühlen und Tischen weit in den Platz hinausschob. Tagüber war er verödet, Tauben pickten, Katzen schlichen und spähten. Aus der Schreinerei hörte man's hobeln und sägen, aus dem Café kam schläfrig Mandolinengeklimper. Abends aber, wenn der Mond den kleinen Platz in Silber tauchte dem sich der Laternenschein am Eingang bescheiden unterwarf, war da ein kurzlebiges Aufflackern; rauschende Kleider, vielversprechende Blicke, klirrende Schritte der Kavaliere die nur eben mit den Brauen über den umgeworfenen Mantelzipfel lugten. Sänften wurden angetragen denen titelreiche Damen entstiegen, lederfarben, mit Schminke hergerichtet, Spitzen und Stoffblumen auf dem gefärbten Haar, wie vergilbte Kartenköniginnen. Sie stießen kleine, scharfe Schreie aus wie gereizte Papageien und redeten zu ihrer Dienerschaft mit der familiären Schwatzhaftigkeit, die nur ein auf jahrhundertealte Tradition gegründeter Hochmut sich erlauben darf.

Die Töchter Don Juans, gleich empfindlichen Barometern die geringste Abweichung ihres eintönigen Lebens verzeichnend, spürten seit Wochen, daß irgend etwas in der häuslichen Witterung anders war als sonst. Ruhelos ging die Mutter von einem Zimmer ins andere, stand am Fenster oder versank in Träumen neben dem glimmenden Braser, sprach in Flüstertönen mit Doña Pilar und ging frenetisch ihren geistlichen Übungen nach, was den Töchtern immer ein Sturmzeichen war. Stundenlang kniete sie auf dem Betschemel, rührte sich kaum, wurde immer gelber, immer spitzer. Manchmal blicke sie die Kinder an, starr, jäh sich erinnernd, als begegne sie ihnen unverhofft an einer Straßenecke.

Die kleine Guadalupe jedoch, von Consolacion aufs eifersüchtigste betreut, hörte durch sie so manches, was in der großen, rußgeschwärzten Küche geschwätzt wurde, wo einst Don Juans Gastmähler geschmort und geprasselt hatten, jetzt aber nur zwei armselige Feuerlöcher glimmten und der unbenutzte Spieß auf seinem Gestell rostete. Consolacion, die überall ihre Nase hatte, kam auch in die Küche, und was sie dort aufschnappte, trug sie ihrem Liebling zu.

Besonders an Tagen, wo Leporello, der die verwitwete Zerline<sup>5</sup> geheiratet hatte, einen Grünkrاملaden eröffnet hatte und auch als Lohndiener ging, seine Waren in die Küche lieferte, war die Ernte reichhaltig. Doña Elviras Abneigung gegen den einstigen Diener und Vertrauensmann ihres Gemahls, der in so viele unrühmliche Abenteuer desselben verflochten gewesen, grenzte an Abscheu. Aber sie hatte es nicht durchsetzen können, daß ihre Dienerschaft die täglichen kleinen Einkäufe in einem anderen Krاملaden besorgte; die unerschöpfliche Quelle angenehm aufregender Klatschgeschichten, die in Leporellos übelriechendem Gemüse Keller rieselte, konnten sie nicht entbehren. War es doch eine unvergleichliche Wonne zuzuhören, wenn er, die öltriefende Hand mit der er soeben ein halbes Pfund Tonfisch aus dem Faß geschöpft hatte, schon wieder nach der Salami ausgestreckt, einige Lichter auf die skandalösen Ehegeschichten jener die da zahlen setzte, oder mit dem dünn geschliffenen, biegsamen Schinkenmesser in der Luft fuchtelnd Bilder himmlischer Strafgerichte entwarf, wie sie dereinst die Blutsauger ereilen würden. Zerline kam selten ins Geschäft. Außer den drei Kindern, die sie in der Ehe mit Masetto geboren, hatte sie fünf weitere zu denen Leporello sich bekannte. Schlampig und unfrisirt, mit heruntergetretenen Hausschuhen, war sie kein erfreuender Anblick und wurde von dem Gatten mit unverhüllter Geringschätzung behandelt und in die hinteren Räume verwiesen.

Consolacion aber hielt die Ohren gespitzt, und so erfuhren die Schwestern durch Vermittlung der kleinen Guadalupe, daß ein neuer Gouverneur der Provinz an Stelle des edlen de Fuentes ernannt sei, der hier zu residieren gedenke, und zwar seiner herzleidenden Gemahlin wegen im kleinen Palast der Alcantara, da das Kastell allzu fern und steil gelegen sei. Weiter hörten sie, Don Ottavio gehöre einer guten, wenn auch nicht einer der ersten Familien des Königreichs an; seine Gattin, Doña Anna, sei ihm im Rang weit überlegen.<sup>6</sup> Einstmals viel umworben, sowohl durch ihre blonde Schönheit wie durch eine wunderbare Sopranstimme berühmt, habe ein tragisches Erlebnis ihre Mädchenzeit verdüstert. Consolacion konnte oder wollte sich hierüber nicht näher auslassen. Als Doña Sol, die Älteste, es unternahm, Doña Elvira nach den interessanten Fremden auszufragen, festigte sie die Mutter, jedes weitere Ausspinnen unterbindend, kurz ab, doch schien es als ob sich dabei ihre Lippen traurig verzerrten und eine Röte der Beschämung ihr Antlitz überzog. Jedoch die Enkelin des bisherigen Gouverneurs, Teresita de Fuentes, eine durch äußerliche Wohlerzogenheit irreführende junge Dame, kam

---

<sup>5</sup> *Leporello, zerline* und (folgend) *masetto, don ottavio und doña anna* sind rollen aus *amadé mozarts oper DON GIOVANNI*.

<sup>6</sup> Auch Don Ottavio und Doña (Donna) Anna sind Figuren aus Mozarts Oper.

nachmittags zu Besuch. Sie hatte nach Elsternart den ganzen Klatsch schon aufgepickt und eingeheimst, und begann alsbald von den Fremden zu erzählen die in wenig Tagen eintreffen sollten, erzählte von ihrem Reichtum, ihrer Gastlichkeit, und wie Doña Anna besonders für Musik enthusiastisch sei und alles und alle, die damit zu tun hätten, unter ihre Flügel nähme; ja, Teresitas Mutter hatte gesagt, trotz ihrer vornehmen Abkunft hätte Doña Anna ein gewisses, unerklärliches Etwas wie von einer alternden Primadonna: man begriffe nicht recht, woher. Was ihr Äußeres betreffe, so sei sie früh verblüht und auseinandergegangen, was nun einmal das Schicksal der Blondinen sei, und durch ihr Herzleiden und allzu geruhames Leben noch befördert würde. Don Ottavio, wenn auch streng heraldisch gesprochen nicht aus der obersten Schublade, sei durch und durch Edelmann; über seine amtliche Rechtlichkeit herrsche nur eine Stimme. Jedoch ein ziemlich pedantischer Herr, in Gesellschaft etwas ungewandt und ganz der Numismatik hingegeben, was ihn ja nicht gerade unterhaltsamer mache. Das edle Paar sei kinderlos geblieben, und wenn auch in tadellosen Formen, sei das Verhältnis der Eheleute zueinander eher frostig; besonders da Ottavio, wenn auch selber im Besitz eines angenehmen Tenors, das musikalische Dilettieren seiner Gemahlin nicht gutheißte und sich an ihren Trioabenden beinahe ostentativ in sein Münzkabinett zurückzöge.

Was das für ein aufregendes Erlebnis sei, von welchem gemunkelt werde, fragten die Schwestern. Teresita sagte ausweichend: Oh, was könne man wissen, es würde wohl ein Einbruch gewesen sein. Annas Vater, der greise Kommandeur sei herbeigeeilt, habe den Räuber gestellt und habe in der Folge – wenn auch nicht unmittelbar an seiner Wunde – das Leben verloren. Aber es sei der Familie peinlich, wenn davon geredet würde, auch sei's ja schon Jahre und Jahre her.

Diese Unterhaltung hatte vor einigen Wochen stattgefunden. Heute nun sollte sich die Gouverneursfrau zum erstenmal öffentlich präsentieren, in der kleinen, seitlichen Staatsloge der Neugier der Provinz standhalten. Kein Wunder, daß das Theater überfüllt war.

Die Musiker hatten ihre Instrumente gestimmt, es war still geworden, der Dirigent öffnete die Partitur, ergriff den Taktstock, gleich würde das kurze, trockene Aufklopfen ertönen; die kleine atemlose Pause war's, ehe die Musik einsetzt, die wolkenzerteilende. Man hörte ein leises Knistern und Stuhlrücken, eine Tür die behutsam auf und zu ging. Hinter dem zerschlissenen roten Samt, der, emporgerafft, ein Drittel der Gouverneursloge schräg überschnitt, sah man nun ein helles Kleid, eine Wangenlinie, ein kleines Ohr, von ringelndem Blondhaar beschattet. Alle Augen, alle Lorgnetten richteten sich dorthin. Weiter zurück, im

Halbdunkel, ahnte man Don Ottavias Gestalt. Allmählich, wie sich das Auge an das heruntergeschraubte Licht gewöhnte, war auch ein Arm, eine schöne, weiße Hand zu erkennen, die da einsam und gedankenvoll auf dem roten Samt der Brüstung ruhte. Die Gouverneursloge war nicht wie die durchsichtigen Vogelbauer des Balkons gebaut: mehr wie ein kleines ausgepolstertes Zimmer. Man ahnte den Veilchenduft, den Doña Annas Bukett ausströmte, das auf der Brüstung lag, neben der schönen Hand und neben der von der Theaterdirektion gestellten Wachskugel, die dazu dient, die Flöhe zu fangen, welche in den Logen ihre Brutstätten haben. Nahm man doch dieses Schutzmittel mit südlicher Einfachheit natürlichen Dingen gegenüber hin, galt es doch als durchaus statthaft, ja als ritterliche Pflicht, daß der Caballero, solch blutrünstiges Insekt auf Arm oder Schulter seiner Dame erspähend, sie geistesgegenwärtig durch rasches Aufdrücken des Wachses von dem Quälgeist befreite.

Doña Elviara, zum Erstaunen ihrer Töchter nicht im üblichen Schwarz, sondern mit laubgrünem Taft und kompliziertem Kopfputz angetan, starrte mit brennenden Augen hinüber. Als sei sie ausgedörrt und müssen den Anblick trinken. Und während auf der Bühne edelschreitende Helden ihr Schicksal beklagten und die Götter anriefen, tobten in ihrem Herzen die Furien. Trostsuchend senkte sich ihr Blick auf die Töchter, die vor ihr saßen, bräunlich in ihrem weißen, indischen Musselin, und glitt, wie nach Hilfe tastend, an ihren feinen Gelenken nieder, wo das nachtdunkle Haar, allmählich immer heller und flaumiger werdend, die zarten Wirbelsäulen begleitete wie ein honigfarbener Streif. Neben der Mutter saß Juanita, aufgeregt, klopfenden Herzens, ihre weißen Zwirnhandschuhe unter den spitzen Ellbogen bergend. Auch an sie heftete sich Doña Elviras Blick; ach, am liebsten hätte sie heute auch Guadalupe mitgenommen, denn von solch einem Wall gazellenäugiger Töchter, des Vaters Ebenbilder, umgeben: konnte sie da nicht die blonde Verführerin, die unfruchtbar Verblühte, von Herzen verachten? Und alles was sie sonst an ihren Kindern zu Bitterkeit und Strenge gereizt hatte, eben diese jähren, dolchstichjähren Ähnlichkeiten in Stimmfall und Gebärden, vor allem jene eindringliche und ach, so wenig bedeutende Süßigkeit des Blicks (immer war's ja gewesen, als sei nur eben die e i n e Frau auf der Welt, die ihn gerade reizte, ihn, der doch Unzähligen das Herz zertreten) – alles dies wurde ihr nun hier, auf einmal, zum Anlaß inneren Frohlockens. Ja, alle vier trugen sie sein Kennzeichen, ihre Glieder waren in derselben Form gegossen, immer unverkennbarer wurde seine Prägung, die beiden Jüngsten sahen ihm am ähnlichsten. Ach, in verzweifelter Leidenschaft empfangen alle vier, wie sich im Urwald Schlingkraut mit tausend Widerhäkchen um den Eindringling windet, ausgetragen unter

Gebeten und Gelübden, wie ein Ringen mit Gott jedesmal; und geboren in Verlassenheit, in ihrem großen Säulenbett, beim Schein geweihter Kerzen die sie vor Tränen alle doppelt sah!

Sie blickte in den Schoß, auf ihre Hände nieder, die plötzlich hilflos waren. Sie kam sich lächerlich vor in ihrem grünen Kleid, dessen Schnitt, sie sah es wohl, anders war als man jetzt die Kleider trug. Heiß war's, oh, so heiß! Sie öffnete den Fächer und fächelte sich. Ihr Kopfputz zitterte; Blumen und tropische Käfer auf Spiralen befestigt. Ja, das trug man wohl auch nicht mehr – aber ihre Diamanten waren damals auf dem Leihamt geblieben. Und sie wünschte sich meilenweit von hinnen, wo keine Stimmen, keine Augen sie bedrohten.

Im Zwischenakt kam der getreue de Peon. Der alte Kavalier hatte erraten, welche Gefühle seine ehemals Angebetete bestürmten. Er setzte sich still hinter sie, strömte ruhige, schützende Männlichkeit aus, sprach nur wenig, leise in sie hinein; hier galt es ihren Stolz zu stärken.

Drüben in der Loge nahm Doña Anna Huldigungen entgegen. Jetzt bei heller Beleuchtung sah man sie deutlich, Schultern und Arme göttlich schön, das Antlitz aber hatte den zartedlen Umriß der Jugend nicht bewahrt, die stark gepuderten Wangen waren breiter, die Augen kleiner, matter geworden, wenn sie dem durch dunkles Färben der Lider auch abzuhelpen versuchte. Doch wenn sie lächelte, kamen kleine, flüchtige Mulden zum Vorschein, wie sie das ebbende Meer auf dem Sande zurückläßt, und es war immer noch reizvoll. Sie hatte eine kurzsichtige Art beim Sprechen die Wimpern zusammenzukneifen, und wenn dann beim Lächeln ihre kleinen, feuchten Zähne schimmerten, war da etwas sehr Süßes wie von einem reifen Pfirsich im Tau. Ihre Bewegungen waren ruhevoll, wie akkompagnierend zu Rezitativen, ob sie nun die edle, etwas zu volle Hand zum Kusse bot, oder die Veilchen auf der Logenbrüstung träumerisch streichelte. *Die alten Mätzchen* – dachte Elvira und fühlte ihre Mundwinkel bitter werden. Sie hatte schon damals Unaufrichtigkeit gewittert; das schwesterliche Mitgefühl, das Doña Anna ihr erwiesen, was war's anders als Komödie gewesen! Vielleicht um sich selber aus der Patsche zu ziehen. Und der Racheschwur an jenem Abend in dem labyrinthischen Garten, zwischen Urnen und Säulen, wo sie in schwarzen Dominos, den anderen unkenntlich, sich fanden, während auf freiem Platz vor der Villa ländliche Tänze getanzt wurden, und Don Juan in seiner ach so würdelosen Popularitätssucht sich unter das Bauernvolk mischte und jene alberne Zerline ins Dunkel der Alleen lockte ... *Alles Komödie!* Ging der Tod des alten Kommandeurs jener wirklich so nahe? Er, der zu Schwermut und Mißtrauen neigende Greis, der das späte Kind seines Alters mit Hecken und Mauern umgeben wie nur je ein eifersüchtiger Türke! Und dann diese Verlobung, diese Brautschaft! Saftlos wie eine

Attrappe. Nein, Anna war keine glückliche Braut. Don Ottavio, ihr vom Vater bestimmt, war nicht der Held ihrer Träume. Er war ihr verordnet wie eine Medizin ... Und schauernd gedachte Elvira jener ersten, süßfiebernden Wochen, als sie, dem Willen ihrer Eltern, den Warnungen ihrer Freunde zum Trotz, Don Juans Frau geworden war. Rausch ... Wahnsinn ... ja – aber sie hatte es doch gehabt. Und sie starrte hinüber zu der blonden, königlichen Frau, die nun wieder ihre Ruhe störte, nachdem so viele Jahre dahingegangen waren, und schätzte sie gering.

Lange hatte Don Juan jene umschwirrt, konnte er's doch nicht ertragen, vor dem Schaufenster zu stehen und nicht zu besitzen, was ihn reizte. Sollte er zum erstenmal seinen Eindruck verfehlt haben? Nun denn, wenn's nicht anders ging, mit Gewalt! Aber jene Nacht, die Nacht des Duells, war sie die erste? Hatte er nicht früher schon den Weg gefunden? Darüber konnte Elvira mit nach innen gerichtetem Blick brüten und versteinern. Dies ganze theadralische Rachegeschrei, diese Primadonnengebärden – warum aufgelöstes Haar? – waren sie echt? War nicht auch Ärger dabei wegen jener koketten Bauerndirne, die sich natürlich in Juans Blicken verfangen hatte wie die Fliege im Honigtopf? Eifersüchtig auf Zerline! War's nicht zum Lachen? Aber nun war sie hergekommen, den mühsam errungenen Frieden der Verlassenen durch Aufstöbern alter Erinnerungen zu stören, sich hier zu spreizen als erste Dame der Provinz, der sie und ihre unschuldigen Kinder huldigen mußten, damit nicht alle bösen Zungen wie ein Hornissennest zu schwirren anfangen. Ein Glück, daß Elviras Rang es verbot, drüben in der Loge vor all den schadenfrohen Augen ihre Aufwartung zu machen. Oh, wie allein, wie preisgegeben sie war! Wären die Töchter nicht gewesen, längst wäre sie in ein Kloster untergetaucht, hätte sich aufgelöst in der Unpersönlichkeit einer Schwester zum Ewigen Schweigen! Wie sagte der Heilige Johannes von Avila? *Wer sich Gott anheimgibt, erhält ein Löwenherz*. Ach, was nützte ein Löwenherz, nur Vergessen wollte sie erleben.

Indessen blicken Doña Sol und Doña Ysabel, vor allem aber die junge Juanita starr und verzaubert nach der Loge, wo Doña Anna, weiß und golden wie eine große, träge Seerose, sich auftrat und von den Fluten der Musik tragen ließ. Sie ahnten dort Luft von einer Welt, die sie bisher nicht erblickt, nur erträumt hatten; etwas süß Duftendes, mit ganz selbstverständlichen Verfeinerungen des Daseins, die sie nicht gehant hatten bis zum heutigen Tag. Sie mit ihren hausgemachten Kleidern, ihrem armseligen Toilettentischchen – der eine Fuß war zu kurz, oder lag's am unebenen Ziegelboden, man mußte immer ein Klötzchen darunterlegen. – Oh, und ihr irdenes Waschgeschwirr, ihre billige Seife und das grünliche Spiegelchen, vor dem sie sich die Haare aufsteckten! Gott, wenn die schöne Frau dort drüben es sähe! Nein, diese himmlische

Ruhe, wie sie alle Komplimente und Devotion hinnahm! Diese weiten, leuchtenden Schultern, dieser seidene Schoß! Hatte sie nicht bei aller Würde und Distinktion etwas von einer großen, weiß und goldenen Gluckhenne, die ihre Flügel breit macht? Ihre Seelen dehnten sich wie zum äußersten gespannte Saiten ... ein Windhauch schon hätte sie zum Klingen gebracht. Wie gut, daß Mama nur ihre Nacken, nicht ihre beseligten Augen sehen konnte, denn sie fände es sicherlich abgeschmackt, sich so für einen ganz unbekanntem Menschen zu begeistern.

Auch Juanita war nach vorn gesetzt worden; sie machte sich schmal zwischen den weißen, ausgebreiteten Kleidern ihrer Schwestern, sollte wohl nicht hören, was der alte Peon dahinten mit Mutter redete. Ach was ging es sie an, sonst hatte sie wohl feine Öhrchen, heute waren sie taub, heute wollte sie nur sehen, sehen, diese schöne, freundliche, breitschultrige Frau da drüben, die so gütig ausah, als ob sie weißes Brot mit Honig verteilte wenn sie mit jemand sprach.

Die Musiker kehrten an ihre Plätze zurück, sie schraubten die grünverhangenen Öllämpchen an ihren Pulten hoch, sie probierten und stimmten, ein Gesumm und Geschwirr, nur ab und zu fuhr das goldene Schlängelchen einer Flöte empor. Die Menschen suchten ihre Plätze wieder auf. Don Luis verabschiedete sich. Aber Doña Elvira bestimmte, daß Juanita bis zum Schluß vorn, zwischen den Schwestern sitzen bleibe. *Oh, wären es Söhne gewesen*, dachte sie, dann, ja dann hätte sie ganz mit dem Stolz einer Gracchenmutter triumphieren können über jene, die sich dort, glatt und glau im Stolz ihrer Stellung, ihrer tadellosen Ehe, mit großen Edelsteinen auf der weißen Haut brüstete. Mit einer Handbewegung: *Hier, Señora, diese sind meine Juwelen*, denn jene – ja, Gott war gerecht und ließ Seiner nicht spotten – war kinderlos geblieben, hatte nie gekannt den Schmerz, der uns Frauen alle gleichmacht, nie die Seligkeit, wenn zum ersten Male Händchen sich in die Brust krallen, um dem schwachen Mündchen beizustehen! Kind des Geliebten! Fleisch gewordene Liebkosung, und sei sie auch aus ungetreuem Herzen gekommen, sie ließ sich nicht mehr auslöschen, lebte fort in Kindern und Kindeskindern, dieses Lächeln, dieser Blick, diese Betörung der Hände, leicht und spielend ...

Die Sänger hatten sich an der Rampe aufgestellt. Sie sangen das Schlußtutti. Götter und Grazien reichten Sterblichen die Hände. Das Liebespaar stand, endlich vereint, nach Feuer und Wasser, nach Trennung und Gefahr. Geiger, Bläser, Harfenisten gaben ihr Letztes her im großen Jubel des Finales. Langsam senkte sich der Vorhang. Die Vorstellung war zu Ende.



Doña Anna hatte die Loge mit den drei Mädchen, hinter denen, fahl in ihrem grünen Kleide (wie eine Gießkanne, dachte sie) die Witwe Juans thronte, wohl bemerkt und durch ihre langgestielte Lorgnette beobachtet, die sie mit der naiven Impertinenz der Kurzsichtigen handhabte. Aber als sie den Gazellenblicken der Schwestern begegnete, war das Lächeln auf ihren Lippen erstarrt, denn, ach ja, das waren sie jene Augen ... die damals ... damals ... sie schauderte. O diese alte widerwärtige Begebenheit, ihr Vater, hitzig, gleich vom Leder ziehend, der andere, der sich wehrte, wer weiß, er wußte wohl gar nicht, gegen wen, es war ja finster – Degengeklirr, ihre Leute mit Laternen, Sbirren, fliehende Schritte, sie selber mitten drin, aufgelöst von Schrecken und Beschämung, und dann, auf dem kleinen, einsamen Platz, von seinem Diener gestützt, sie argwöhnlich mit rollenden Augen betrachtend, ihr Vater; blutend, fluchend, in Unterhosen, aber immer mit Grandezza!

Dann die Ankunft Elviras; Antipathie auf den ersten blick – natürlich gegenseitig, so was war immer gegenseitig – und Ottavio der sich als Ehrenretter fühlte und auf den törichtesten Einfall kam, sich auf dem Gartenfest, verkleidet, verschwörerhaft zu treffen. So ein echt männlicher Einfall, zwei Frauen zusammenzuführen, die grundverschieden waren und niemals zusammenstimmen konnten. Besonders nun, da sich beide gekränkt, gedemütigt fühlten; und daß jede es von der anderen wußte, war noch das ärgste dabei. Denn wenn Elviras, der verlassenen, der zurückgesetzten Ehefrau Kränkung auch vielleicht am bittersten, so war doch ihr Gefühl der Beleidigung, der Erniedrigung wie eine lähmende Seekrankheit gewesen; denn sie konnte sich ja nicht verhehlen, daß Juan sie einmal bezaubert hatte. Aber wie sie nun, kalt und kritisch nach der Schreckensnacht – oh, ein fliehender Mann hat doch immer etwas entsetzlich Ernüchterndes – mehr und mehr von dem Rattenkönig<sup>7</sup> kitschiger Abenteuer und Intrigen zu hören bekam, aus denen Juans Leben bestand, um so mehr ekelte sie ihre anfängliche Verblendung. Sie ... sie ... die Unantastbare, die Amazonenhafte, ihres Vaters Liebling und Jünger – in diesen Hexenkessel hineingezogen! Und der Tod des Alten – nicht an der unbedeutenden Verwundung, sondern an der Erkältung, die er sich – ungenügend bekleidet – bei dem Überfall zugezogen, und die sich ihm wie üblich auf die Nieren geworfen hatte – lag noch heute als tiefer Schatten über ihrem Leben und konnte, wie eben jetzt, plötzlich anwachsen und alles verdunkeln. Was halfen dagegen äußere Ehrungen! Welchen Trost konnte es gewähren, daß sie damals, bei der Enthüllung seiner Reiterstatue, von

---

<sup>7</sup> Als *rattenkönig* werden mehrere an den schwänzen verknötete oder verklebte ratten bezeichnet. Die ursache dieses (sehr selten dokumentierten) zoologischen phänomens sind bis heute ungeklärt.

den Behörden eingeladen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden war! Was half es ihr, daß eine Straße, die bisher nach einem obskuren Botaniker benannt war, nun den Namen ihres Vaters trug! Armer Papito!

Sie hatte bald darauf den guten Ottavio geheiratet, ohne besondere Neigung, aber weil es im Sinne des Verstorbenen war. Der gute Vivi war auch wirklich ein edler, ja ein vortrefflicher Mensch, von rührender, musterhafter Treue, wenn auch, sie konnte darüber nicht blind sein, außergewöhnlich langweilig. Besonders wenn er von dieser entsetzlichen Numismatik anfang, und dabei hatte sie auch noch den Verdacht, daß er eigentlich nichts davon verstand und von den Antiquaren ausgebeutet wurde wie ein ahnungsloses Kind. Ja, sie hatte ihn schon immer langweilig gefunden. Aber – schließlich – was blieb ihr anderes übrig! Sie hätte den Großmogul geheiratet, nur um aus dem Klatschnest fortzukommen. Heute freilich, nach all den Jahren, sah sie ein, daß es eine Übereilung gewesen, so rasch vor den Verleumdern die Waffen zu strecken. Aber nun mußte sie aushalten. Es gab ja wohl Schlimmeres, aber ein Vergnügen war's gewiß nicht. Schon allein die Mahlzeiten. Zweimal täglich. Das waren also – sie rechnete – siebenhundertunddreißig Mahlzeiten im Jahr und in Schaltjahren noch zwei dazu, also in vierzehn Jahren ... nein, im Kopfe ließ sich das nicht ausrechnen; jedenfalls eine monströse Zahl. Und all diese Mahlzeiten, mit seltenen Ausnahmen, immer mit Don Ottavio als Gegenüber, nur die silberne Terrine zwischen ihm und ihr. Denn ach, er war ja so tadellos, so treu! Alte Damen verdrehten darüber die Augen und nannten sie beneidenswert. Und die grüne Pfefferschote da drüben dachte gewiß auch so. Wie sie sich angestellt hatte über Don Juans Seitensprünge! Oh, du barmherziger Gott, ahnte sie denn nicht, wie nervenangreifend, wie alle Lebensgeister ertötend die lückenlose Treue eines langweiligen Menschen sein kann? Besonders, wenn er dazu eine Tenorstimme hat. Denn das war auch so eine Illusion vom armen Vivi, daß er immer glaubte vorsingen zu müssen, ihr sogar zumutete, ihm dabei zu akkompagnieren. Wenn nun gar wirkliche Künstler anwesend waren, war's greulich peinlich, wenn er so dilettantenhaft *mit Schmalz* sang, wie die das in ihrem Musikerjargon nannten. Schließlich hatte er's gemerkt, und nun war er immer säuerlich, wenn sie musizierte. Aber dann war diese neue Marotte gekommen, diese Numismatik, und zu etwas war sie doch gut gewesen, er vergaß darüber das Singen.

*Arme kleine Mädchen dort drüben im Balkon! Mit dieser Heuschrecke von einer Mutter! Schließlich ... der arme Don Juan, mit einer solchen Frau, ja und nun war er tot, der Arme, und gegen Tote konnte man doch überhaupt keinen Zorn mehr aufbringen. Um solcher säuerlichen Tugendhaftigkeit*

zu entgehen mußte einer ja schließlich dem Laster anheimfallen. Wie jene da drüben saß mit dem selbstgerechten Ausdruck, wunderte man sich nicht, daß aus ihrer Familie zwei Großinquisitoren hervorgegangen waren!

Sie fächelte sich, langsam, träumerisch. Worüber hatte Doña Elvira nur so schrecklich sauer zu sehen! Die alten Geschichten? Gott, wurde es ihr denn so schwer, zu vergessen? Hatte sie doch diese süßen, weichen, rehägigen Geschöpfe übrig behalten! Wenn sie solche Kinder gehabt hätte! Ach, sie wußte nicht, was sie angefangen haben würde vor Glück! Am liebsten sich auf den Teppich gelegt wie eine Katze, und mit ihnen gespielt, tagelang ... aber ... besser so! Denn, wenn sie Kinder gehabt hätte, würden sie vielleicht Don Ottavios lange Nase gehabt haben, die an der Spitze so schnupperte, wie von einem Waschbär, oder diese nervösmachende Bewegung mit dem Hals, als geniere ihn sein Kragen, oder die gräßliche Art, wenn er kribblich war, mit dem Knie zu wippen, daß der Tisch mit allem was darauf stand zitterte. Fürchterlich, solche Repetitionen elterlicher und großelterlicher Unarten. Man wußte doch nie im voraus, welch schreckliches Echo einem aus Kindern entgegentönen könnte ...

Noch auf der Heimfahrt ging es so, ziemlich wirr, durch Doña Annas Kopf, sogar während schon die Zofe ihr die Haare zur Nacht in Papilloten wickelte: eine Haartracht, die nicht gerade kleidsam war, aber darauf kam's ja nicht mehr an, und eine Feuersbrunst würde es hoffentlich nicht geben, daß sie unvorbereitet heraus müßte. *Gott, diese kleinen Mädchen!* Was die für Haare hatten! Die hatten nicht nötig, sie über Nacht zu wickeln. Jugend! Ja, in dem Wort war alles drin. Und sie übersah melancholisch ihr Arsenal von Puder und Schminkdosen, das im Herbst des Lebens in Erscheinung tritt, wie die Zeitlosen im Herbst des Jahres. Ysabel – Sol – Juanita – und zu Hause war ja wohl noch eine Kleine, Jüngste! Aber ihrem armen liederlichen Vater durften sie schon eine Kerze weihen, denn von wem hatten sie denn die Biegsamkeit, den schwebenden Gang, den Gazellenblick? Von dieser Morchel von einer Mutter gewiß nicht. Nun, sie wollte versuchen die armen Dinger ein wenig heranzuziehen. Ihnen war gewiß leicht eine Freude zu machen. Verwöhnt sahen sie nicht aus, mit ihren Musselinfähnchen und der Kamelie im Haar wie kein Mensch es mehr trug. Aber es stand ihnen, wie eine seltsam rührende Verkleidung.

Sie sank ins Bett. *Himmel, ich sinke ein wie ein Mehlsack*, dachte sie. Ich darf nicht mehr so viel Gezuckertes essen, ich werde fett. Sie gab sich keinen Illusionen hin. *Ich werde bald aussehen, wie ein gestürztes Blancmanger. Aber all diese Kasteiungen, dieses Zimmerturnen, noch dazu bei nüchternen Magen!*

Nein, unter solchen Torturen war das Leben nicht wert gelebt zu werden. Da wollte sie lieber dem Schicksal seinen Lauf lassen. Freilich wenn dann aber nachts die Beklemmungen kamen!

Ihr Bett war niedrig und breit. Zu Häupten eine bauschige Raffung aus rotem Kirchendamast, den sie auf einer Auktion ersteigert hatte. Über ihrem weichgepolsterten Prie-dieu ein Kruzifix; alte, flandrische Arbeit. Ein Glücksfall, bei einem Trödler in einem Gäßchen hinter der Kathedrale hatte sie's aufgestöbert. Die verarmten Familien verkauften in der Stille die herrlichsten Kunstsachen, ohne zu ahnen was für Werte sie darstellten. Himmlisch, so in schönen, alten Dingen zu wühlen! Sie wurde dann ganz haltlos ... wie ein Jagdhund auf der Fährte. Hatte sie es doch fertig gebracht, den Erzbischof um roten Kirchendamast anzugehen, womit sie ihr Allereigenstes, Allerheiligstes auszutapezieren gedachte. Es fehlte ihr noch ein Stück. Und der Kirchenfürst hatte ihr mit einem herzugewinnenden Lächeln Hilfe zugesagt. Er war doch einzig, der Gottesmann!

Sie nahm ihr Andachtsbuch und blätterte darin: *Gib Frieden, o Herr*, las sie. Frieden? Sie ließ die Hand sinken. *Ach, zu viel Frieden*, dachte sie, *Monotonie*. Nein, so bald als möglich wollte sie ihre kleinen, intimen Musikabende wieder einrichten, sonst kam sie um. Sie summt die ersten Takte eines berühmten Menuetts vor sich hin: *Tam – tamtamtamtam tamtitam* ... in dem achteckigen Salon mit den musikalischen Emblemen in den Feldern würde es bezaubernd klingen. *Ach, Musik! Wie wäre ohne dich das Leben zu ertragen!* Beim ersten Zusammenspiel diese leise, belebende Erregung, wie Eindringen in eine Wildnis, in unbekanntes Land ... hie und da eine Lichtung, wo man sich umsieht, tiefatmend; das war die eine Art des Genießens, mehr aktiv, mehr ihrem früheren Charakter entsprechend, als sie den Vater auf einsame Ritte begleitete, das Für und Wider politischer Pläne mit ihm besprach, oder abends mit ihm kämpfte beim Schachbrett ... Oder aber lauschend, wenn es wie große Wogen über einen kam und einen mitnahm, willenlos ertrinkend, selig; das war die eine und die andere Weise, Musik zu erleben oder zu erleiden. Am schönsten in wechselndem Auf und Ab.

Sie gähnte. Ein leises Miau antwortete ihr. Concepcion, ihre Angorakatze, rieb sich schnurrend am Bett, wollte hinauf zu ihr. "Armer Engel," sagte Doña Anna und nahm sie behutsam hoch, "ist's bald wieder soweit?" Denn Concepcion war tragend. Sie schmiegte sich in Doña Annas Arm, mit den Pfoten eine sanfte Massage auf Dero Busen ausübend. Concepcion war weiß, mit blaß organgefarbenen Flecken. Sie sah einer Mehlspeise ähnlich; mit Chaudeausauce. Ja, eigentlich sah sie Doña Anna ähnlich. Und es war auch ein schwesterlicher Ton in ihrem Verhältnis; die eine verstand die andere, ohne daß Worte nötig waren. Wenn

Doña Anna das Bleierne des Lebens in ungewöhnlichem Maße überkam, gleich merkte es Concepcion, kam geschlichen, tröstend mit Turteltaubentönen, die sie sonst nur gebrauchte um ihre Kinder zu locken, fuhr ihr mit Plüschpfoten über die Wangen und begann ihre sanfte, hypnotisierende Massage, die von einem leisen, silberspurigen Gesabber begleitet war. Don Ottavio mißbilligte den Kultus den seine Gemahlin mit der Katze trieb; alles Übertriebene, sagte er, müsse sich früher oder später rächen. So tat er auch als hörte er's nicht, wenn Doña Anna in dem sinnlosen Kauderwelsch, das Ammen und Kinderwärterinnen geläufig ist, mit Concepcion oder deren Sprößlingen sich unterhielt. Denn Concepcions Wochenbetten, Ereignisse, die mit absoluter Pünktlichkeit zweimal im Jahr eintraten, fanden fast immer in Doña Annas Schlafgemach statt, sogar in ihrem Bett, und dann ging es wochenlang bei ihr zu wie in einer Menagerie, überall trat man auf junge Katzen, und sie, die sonst so Zartfühlende, war von einer an Roheit grenzenden *Naturezza* was gewisse Funktionen dieser widerlichen kleinen Raubtiere betraf. Wär's nicht seine eigene Gemahlin gewesen, so hätte er naheliegende, beißende Bemerkungen über die Marotten kinderloser Frauen nicht unterdrückt. Aber so? Was blieb einem übrig, man konnte nur die Achseln zucken. Dann machte Don Ottavio die ihm eigentümliche Halsbewegung, wie von einer Schildkröte, die der Panzer beengt, und ging hinaus.

Doña Anna hatte das Buch mit der Bitte um Frieden auf das Perlmuttertischchen gelegt, wo außerdem ihre Limonade stand, ihr Rosenkranz lag, ihr kleines, ambraduftendes Spitzentuch. Sie rieb ihre Wange an Concepcions Kopf und seufzte. Früher hatte sie sich vor dem Altwerden gefürchtet. Wenn sie jetzt daran dachte, kam es sie nicht mehr so schrecklich an. Denn es brachte doch auch Seelenruhe. Oder Apathie. Es kam auf eins heraus. Auch die Langeweile merkte man weniger. Don Ottavio zum Beispiel. Nein, was war es ihr anfangs auf die Nerven gegangen, wenn er bei Begrüßungen die Schultern so hochzog; und beim Essen – besonders bei Geflügel – hatte er gewisse Angewohnheiten, die seine allererste Erziehung in etwas zweifelhaftem Lichte erscheinen ließen. Aber jetzt? Sie sah gar nicht mehr hin; mochte er doch seine Knöchelchen abnagen, wenn's ihn glücklich machte. Und so ging's wohl bei vielem im Leben. Man sah nicht mehr hin.

"Ja, meine gute Concepcion," sagte sie, "wir wollen schöne Musik machen und die kleinen Mädchen einladen und tüchtig verwöhnen; ich glaube sie haben es nötig. Du aber sollst darüber nicht zu kurz kommen. Morgen soll Pedrillo Lunge für dich kaufen ..."

Sie lächelte. Concepcion schnurrte. Ihre Massage wurde langsamer – setzte aus. Auch ihr Schnurren setzte aus. Sie hatte die Augen geschlossen, was ihr den Ausdruck eines selbstgerechten Stiefmütterchens gab. Nun schlief sie ein. Auch Doña Anna schlief ein.



Ainsi font, font, font  
Les petites marionnettes,  
ainsi font, font, font,  
Trois p'tits tours et puis s'en vont.

"Nun aber", sagte Hilaria, "muß ich mein Kaleidoskop schütteln wenn du noch weiter hören willst. Denn es ist ein bisschen wirr und undeutlich geworden und muß sich erst wieder zusammenziehen zu Sternen und Beeten. Jetzt eben sehe ich nur Splitter, die aufeinander losfahren oder einander aus dem Weg gehen – wie's schon im Leben so ist. Aber einer, ein topasfarbener, ansehnlicher, schwimmt da im Äther mit der blonden Trägheit einer Dogaressa, ohne sich anzuschließen, denn seine Anziehungskraft wird ihn ohnedem bald genug zum Kern einer neuen Konstellation machen. Er hat auch schon Trabanten, vier zarte Rauchtöpfe, die seiner Faszination erlegen sind.

Ja," überlegte Hilaria weiter, "wenn man so sitzt, und ein abscheulicher Herbstregen der allzu früh als Armsünderglöckchen den Winter einläutet jeden Lokalpatriotismus wegschwemmt, und nur Sehnsucht übrig bleibt nach heiß beschienenen Terrassengärten, wo gerade jetzt die Zitronen, diese entzückend unberechenbaren, es fertig bringen zugleich Bräute und Mütter zu sein, Blüten und Früchte zu tragen; ja, was kann man besseres beginnen, um all die Sehnsüchte und Regrets und sonstigen nervenangreifenden Rückblicke zu überwinden, als starr, wie hypnotisiert, ins Kaleidoskop zu sehen, seine Sterne tanzen zu lassen, zuzusehen ihrem immer wieder betörenden Ballett: *Ach, nur einmal noch im Leben!*

O Italien! Süßes Land der Falschen und der über alles Maß Getreuen! Und was letzteres betrifft, so gedenk' ich da besonders einer kleinen Gärtnersfrau, bei der ganz wunschlose Stunden waren, auf Treppenstufen gelagert, wo die Eidechsen aus den Steinritzen lugten, das klopfende Herzchen in der Kehle, die goldenen Augen der Sonne zugewandt; wo ich schläfrig dem Rauschen leis klirrender Gießkannen zuhörte, die der Gärtner – Angelo hieß er und war auch einer – in den späten Nachmittagsstunden in die riesengroßen Granaten- und

Gardenienkübel entleerte. Die Granaten hatten schon abgeblüht, aber die Gardenien! Es wird als Mangel an Zartgefühl gedeutet, dem Geruch der Gardenien standzuhalten oder gar ihn zu lieben. O wie manches Mal doch habe ich den Kopf in solch blühenden Gardenienbusch vergraben, daß es über mir zusammenschlug und dabei gedacht: *Gott, nur wenn du Überfluß gibst, gibst du Genügen!* Ach Ertrinken! Wie plötzliche, flutende Stellen bei Chopin, oder *An den Frühling* oder *Chant d'Amour* von Grieg, was man heutzutage nur noch im Kino hört, als Begleitung zu besonders herzbewegenden Situationen. Ja, aber manchmal braucht die Seele Gardenien und *Chant d'Amour*, und wenn irgend möglich noch einen Sack Fondants dazu, von Boissier, wenn dieser große Zauberer meiner Kindheit noch bestehen sollte. Denn in jener, meiner ersten phäakenhaften Heimat, lebte ein zierlicher alter Herr, Besitzer einer Villa mit hohem französischem Schieferdach und einer Menge Porträts von Winterhalter, Monsieur Clément Auff'm Ordt, und er war auch Clément, seine *clémence*<sup>8</sup> äußerte sich in märchenhaften wattierten Atlasschachteln, in denen überirdische Fondants in den zartesten Pastellfarben eingebettet lagen. Diese Schachteln brachte er uns aus Paris mit und sagte mit einer Grazie, die eines gepuderten und guillotinierten, also durchaus wurzelechten Marquis würdig war: *Monsieur Boissier vous présente ses hommages et une nouvelle édition des ses œuvres*. Ja, das ist nun auch schon lange her.

Du weißt ja, ich bin nie in Spanien gewesen," sagte Hilaria, "ach und ich möchte so gewiß sein, in den Himmel zu kommen, als ich gewiß bin, daß ich nicht mehr nach Spanien kommen werde. So muß ich mir, wo Doré nicht ausreicht, meine Kulissen und Hintergründe aus der Erinnerung an kleine italienische Städte konstruieren, ganz verschlafene und verwitterte Nester, wo meine Marionetten tanzen können. Empoli vielleicht oder Faenza, Mantua mit dem Duft seiner Sümpfe und den Gespenstern seiner toten Edelfrauen, ja und dann ... Brescia. Brescia, wo ich, nächst einer fürchterlichen Sammlung eingesperrter und ausgestopfter Vögel in Salzburg, die deprimierendste Ausstellung zu sehen bekam, deren ich mich erinnern kann: eine Art *gardemeuble* des Risorgimento, Garibaldi's rotes Hemd, seine Zipfelmütze, sein Säbel, unzählige Bilder von ihm und den Seinen an den Wänden, in Öl, in Lithographie, in Röteln; auch sein Reisewagen, in den mich der Kustode gegen Verabreichung eines Extratrinkgeldes zu steigen nötigte, und der im Innern schauerhaft nach Mäusen roch ... Dann all die glasgedeckten Tische, mit vergilbten Briefen, vergilbten Photographien und Daguerrotypen, die man, wie Badethermometer, schräg halten mußte um sie zu erkennen; oh, so vergilbt, so

---

<sup>8</sup> Clémence (*franz.*): milde, mildtätigkeit

verblaßt alles, so überzeugend tot. Viel toter als die Cäsaren oder die Borgias und Medicis! Warum wohl? Vielleicht, weil sie uns so nah sind, daß wir einen Zipfel ihrer Schattengewänder noch zu fassen meinen, und ihr Modergeruch uns an die Vergänglichkeit mahnt, der leise auch in unseren nicht mehr ganz neuen Gedanken weht?

Und all dies Schläfrige, Halbtote hat sich vermischt mit jenen Bildern, wo auf weißen, stäubenden Straßen Don Quichotte reist, gezinnten Mauern entgegen; wo auch Doña Elviras Sänfte getragen wurde, auf ihren verzweifelten Irrfahrten hinter dem Ungetreuen her! Ob ich mich auch gern belehren lasse, daß alles dort ganz, ganz anders sei: aber es soll ja nur ein Spiel sein, ein Bild, in dem ich herumgehe, von seiner Unwirklichkeit überzeugt, wie sich Komödianten über gemalte Brüstungen lehnen oder in Häusern verschwinden, die nur Fassade sind.

Und dann – ich frage dich – ist man denn für seine Träume verantwortlich?"

Darauf zu antworten, hätte zu weit geführt. Und so bat ich sie, weiter zu erzählen, und nach einigem Nachdenken erzählte sie. Suchend, nicht mehr so fließend wie am Anfang, denn sie lauschte wohl im Innern auf das kuriose Gewirr von Gitarren und Erinnerung an längst begrabene Opernouvertüren – *wie man sie früher*, sagte sie, *noch in kleinen, verschlafenen Badeorten zu hören bekam* – bei deren Klängen sie ihre Püppchen aus dem Nebel kommen, sich drehen und wieder entschwinden sah.

"Um also auf Doña Anna zurückzukommen," sagte sie und sah mich mit einem Lächeln eines Fakirs an, der eben aus winzigem Samenkorn einen Mangobaum zum Himmel wachsen läßt – "so hatte diese sich ohne alles Bedenken zu den kleinen Finten herbeigelassen, die sie für nötig hielt um Doña Elvira willfährig zu machen. Denn sie wollte und mußte diese armen gefangenen Vögelchen aus dem Käfig befreien. Und eigentlich fand sie einen raffinierten Genuß an ihrer eigenen Technik. Denn war es nicht eine höchst kunstvolle, ja kitschige, ähnlich derjenigen einer Spinne, welche eine Wespe zu fangen unternimmt? Kunstvoll in einem Grade, daß sie beinahe Selbstzweck wurde, so wie eine vollendete Gymnastik belebt und befriedigt, ganz abgesehen davon, daß sie es uns ermöglicht in Nachbars Garten die Äpfel aus den höchsten Wipfeln herunterzuholen."



Wie ablehnend Doña Elvira auch dreinschaute, wenn Doña Anna immer wieder, harmlos lächelnd, vor ihrer Haustür aus parfümierter Sänfte strieg, sie konnte sich ihrer doch nicht erwehren, denn gegen Watte hilft kein Hieb. Ach, sie fühlte sich versinken im Honig dieser immergleichen Liebenswürdigkeit Viel zu lebensklug um die argwöhnische Witwe durch Geschenke oder Vergünstigungen zu demütigen, bat Doña Anna dieselbe im Gegenteil um alle möglichen Dienste. Denn sie wußte, daß unter anständigen Seelen der Gebende die stärkere Fessel trägt. Da waren Rezepte von Lavendelwasser und farcierten Pfefferschoten, um die sie bat, ja, und wie brachte Doña Elviras Koch – ach war es wirklich nur die alte Consolacion? – es fertig, daß die Schokolade so dick und dennoch schaumig blieb? Und dann, wo wohnte Doña Elviras Schumacher? Freilich, für solche Feenfüßchen – ja in Madrid waren sie unvergessen, neulich noch schwärmte der alte d'Ossuna davon – war's kein Kunststück, gut zu arbeiten. Aber vielleicht würde Doña Elviara beim Meister ein gutes Wort für sie einlegen, denn sie – Doña Anna – mußte ja neben Doña Elvira ihre Füße verstecken. Nein, nein, sie machte sich keine Illusionen ... *piéd d'enfant et piéd d'éléphant*. So schwatzte sie unaufhaltsam und ein bißchen atemlos, bis Doña Elviras leises, eingerostetes Lachen ertönte. Ach aber nun hatte sie noch eine Bitte: Konnten die lieben Kinder wohl einer alten Frau einen Abend opfern? Sie sollten ihre Mandolinen und Gitarren mitbringen, Doña Anna wollte ein Gartenfest geben – mit Lampions und allen Schikanen; die Springbrunnen sollten tanzen und die Menschen auch ... das wollte alles bedacht und eingeübt sein. Don Ottavio hätte ohnedies seinen Vereinsabend, Numismatik – nichts als Medaillen und Geldmünzen, in Watte gewickelt, in tausend winzigen Schubladchen. Nicht zu begreifen was Männer für Marotten hatten! Also Punkt sieben. In zwei Sänften würde sie die lieben Kinder abholen und wieder zurückbringen lassen!

Was wollte Doña Elvira machen? Gegen einen Tiger hätte sie gekämpft, dieser süßen Flut gegenüber war sie wehrlos. Sie sah schon allmählich ihre kleine Landzunge überspült, sah es kommen, wie sich die Kinder von ihr lösten und fortgeschwemmt wurden. Oh, wie gern hätte sie wie eine Katze ihre kleinen Mädchen im Maul fortgetragen, alle vier, und sie versteckt, wo keine Doña Anna sie finden und betören konnte!

Guadalupe maulte. Sie sei noch zu jung für Abendgesellschaften, hatte die Mutter gesagt. Ihr kleines Seminaristengesicht war finstergrün geworden vor verschlucktem Ärger. Beim Hinausgehen fuhr Doña Annas ambraduftende Hand über das kurzgeschorene Köpfchen. "Zum Feuerwerk darfst du aber kommen, Lupina", sagte sie. Ihre Stimme gurrte wie die einer mütterlichen Taube und ihr Blick wandte sich, listig überredend, zu Doña Elvira.

Es war ein gewisses Heldentum zu diesem Besuch nötig gewesen, denn gerade als Doña Anna ihre Sänfte bestieg, war eine dieser plötzlichen Beklemmungen gewesen, die sie hilflos ließen, mit blauen Lippen und schräggestelltem Blick. Und eben jetzt fühlte sie es wiederkehren, mahnend, ängstigend ... war's der Finger des Todes der bald laut, bald leise anpochte: *mach' dich bereit?* ... Aber es gelang ihr auch diesmal sich zu bezwingen, und von der eifertigen Consolacion die in ihr eine Verbündete ihrer angebeteten jungen Damen witterte, und einem schäbigen Livreedieners der eben noch in der Küche Parmesan gerieben hatte, geleitet, stieg sie, etwas schwerfällig, die schöngeschweifte Treppe mit den ausgehöhlten Stufen hinab bis zur Einfahrt wo ihre Sänfte stand.

Auf dem Heimweg, vom eintönigen Warnruf ihrer Träger begleitet – *Platz da, Platz für die Sänfte der allergnädigsten Frau Gouverneurin!* – ging ihr so manches durch den Sinn. Das Leben führt uns allgemach, unmerklich höher ... Von den Bäumen unter denen wir wandelten, sehen wir nun die Wipfel; Dächer die uns hüteten, oder bedrückten, erblicken wir von oben, und auch den Kreuzweg wo wir einst standen und wählten, oder auch nicht wählten, getrieben von äußerer oder innerer Notwendigkeit. Und vieles das unsere jungen Jahre getrübt und vergällt hat, scheint nun winzig klein und ganz unwichtig – und anderes, das wir, befangen und beeindruckt, darüber versäumten, steht nun da mit vorwurfsvollem Blick ... all das Ungenossene, das Unbekümmerte, Leichterzige, das doch an unserem Wege stand einmal! Und das Schmerzliche war, daß, bis man zu dieser Einsicht kam, die Jugend dahin war, und das Alter, dieses Todespräludium, begonnen hatte. Ach, arme Doña Elvira! Auch sie vergeudete die kurze, kostbare Zeit mit Wiederkäuen unabänderlicher Dinge. Und war denn im Grunde ihr Schicksal so über alles Maß bitter gewesen? Darüber ließ sich noch rechten, was vorzuziehen sei, ein kleines Speilchen nur von einem süßen, wespenbenagten Pfirsich, oder ein ganzer, mehliges Apfel, den uns niemand strittig macht. Sie lachte vor sich hin. Allmählich hatte sich in ihr großes, jeder Emotion durstig geöffnetes Herz eine sonderbare Vorliebe für die arme Elvira eingeschlichen, der sie sich anfangs doch mit kühler Ironie, ja mit Abneigung genähert hatte. Oh, dieses kleine, verschlossene Antlitz, diese gemessene, abweisende Sprache! Aber die blassen Händchen der Witwe konnten plötzlich zucken und in ihre Augen kam –sekundenlang – der flehende Blick eines Wachtelhündchens das ausgeschlossen vor einer Tür kauert. Dann wand etwas Neues, etwas Quälendes seinen Weg durch Doña Annas Herz, und sie erfuhr an sich jene raffinierte Strafe der Nemesis, wenn wir einen Menschen, dem wir unrecht getan, plötzlich

entdecken und lieb gewinnen und doch in aller Ewigkeit den Schaden nicht gutmachen können. Ach, unser Zorn ist längst verraucht, und nun foltert der Stachel hilfloser Erkenntnis.

Arme Elvira – mit all ihren hemmenden Bedenken, ihrem Stolz, ihrer Scham vor übler Nachrede, ihrem Nachtragen alter, ranzig gewordener Beleidigungen! Würde sie später einsehen, daß das Zeitverschwendung war? Klatsch? Sie lächelte. Warum sollten die Leute nicht klatschen? Das war nun einmal ihr billiges Vergnügen, Hofmarschälle klatschten über Könige, Bekannte über Bekannte, Bediente über ihre Herrschaft – es war ein Genuß der nichts kostete, und ganz aussichtslos, sich dagegen abzdämmen; Flut und Ebbe waren auch dabei – nicht wert, einen Gedanken daran zu verschwenden. O zartes, welkendes Hälschen, dachte sie wieder, kleiner, mühsam lächelnder Mund! Warme Bäder und Ruhe und eine sorgliche Kammerfrau, und viel Sonne, und viel Liebe, das war's, was dir nottat, Elvira!

Die Sänfte hielt, und schwer auf die herbeigeeilten Diener gestützt, ging Doña Anna, leise schnaufend, die Stufen zum Portal hinauf.

Als sie dann, die silberne Terrine wie eine Graburne zwischen ihr und ihm, Don Ottavio beim Mittagmahl gegenüber saß, entwickelte sie, listig vorwärtstastend, ihre Beglückungspläne für die Töchter Don Juans. Es war dies ein spinöses Thema, denn der korrekte Don Ottavio, doppelt korrekt weil er sich nicht ganz sicher fühlte, – denn streng heraldisch gesprochen, gehörte er zum zweiten Mehl, und diese gewisse, selbstsichere Lässigkeit der *fine fleur* ließ sich nun einmal nicht erlernen – war immer noch säuerlich, wenn seine Gemahlin in ihrer schlampig unbefangenen Art jenen Namen nannte, als sei die Gartenszene unziemlichen Angedenkens ihrem Gedächtnis ganz entglitten.

Heute aber ließ Doña Anna nicht locker. Sie erörterte die traurige finanzielle Lage Doña Elviras mit Ausführlichkeit, sowie die aussichtslose Liebe Doña Ysabels für den jungen de Silveira, dann aber ging sie in der Verstellungskunst so weit, beim schwarzen Kaffee Bewunderung für Don Ottavios Neuerwerbung, eine Goldmünze mit dem Haupt der Pallas Athene, zu heucheln, die sie doch auf den ersten Blick als flagrante Fälschung erkannt hatte – und wußte auch sonst durch klug gewählte Worte über gewisse gemeinnützige Maßnahmen Don Ottavios und dessen zunehmende Popularität in allen Volksschichten, seiner Eitelkeit zu schmeicheln; was, wie sie die Erfahrung gelehrt hatte, ihn jedesmal in die Stimmung eines schnurrenden Paschas versetzte, der sich vor den staunenden Augen der Favoritin nunmehr in seiner ganzen Macht und Großmut offenbaren will. Und so erwirkte sie mit unmerklicher List

seine Zusicherung, das Schicksal des jungen de Silveira zu fördern, und auch im Fall ihres Todes diesen edelmütigen Plan nicht fallen zu lassen und überhaupt Doña Elvira in jeder Weise beizustehen. Dies sagte sie in scherzhaftem Ton, denn, mein Gott, wer dachte denn an Sterben? "Aber", fuhr sie leise gurrend fort, "sollte der Himmel mich einmal abberufen, so könnte ich mir keine liebere Nachfolgerin denken als die schöne, sanfte Doña Sol; ein bißchen jung für meinen edlen Gemahl, werden die Menschen sagen, die nur nach der Oberfläche urteilen, aber ich ... weiß es besser." Und sie schlug ihm scherzend mit dem Fächer auf den Arm und trug, innerlich von leichter Übelkeit befallen, in Blick und Lippen einen spitzbübischen Ausdruck zur Schau.

Don Ottavio räusperte sich. Teils geschmeichelt, teils ennuyiert. Denn es war ihm stets unbehaglich, wenn seine Gemahlin scherzte. Sie erinnerte ihn dann, und nicht ganz zu unrecht, an eine tanzende Bärin. Und, einerseits um das Gespräch zu beenden dessen frivole Wendung ihm mißfiel, dann aber auch weil er sich durch Doña Anna als Bittstellerin – sie, die nie um etwas bat – gehoben fühlte, versprach er sein Möglichstes zu tun, und bei seiner Pflichttreue wußte die Gattin, daß versiegelt und verbrieft für ihn nicht bindender gewesen wäre. Auch daß er sein Versprechen bis zum äußersten erfüllen würde, wußte sie. Denn als phantasieloser Mensch nahm er alles buchstäblich, was nicht immer bequem, in diesem Falle aber beruhigend war.

Nachdem das Ehepaar hierauf in bestem Einvernehmen eine Patience oder zwei gelegt hatte, verfügte sich Don Ottavio in sein Arbeitszimmer, wo er von vier bis sechs an einem prunkhaften, bronzebeschlagenen Schreibtisch zu thronen und Bittsteller zu empfangen pflegte, während sich Doña Anna, von mehreren überfütterten Wachtelhündchen umlagert, auf ihrem Divan niederließ, dessen weinroter Kirchendamast ihrem topasfarbenen Haar einen wirksamen Hintergrund bildete. Einen kleinen Taschenspiegel in der Hand, versuchte sie mit Puderquaste, Schwarzstift und Lippenstift, den Unbilden der Zeit zu begegnen, seufzte und schlief ein.



Jetzt aber höre ich schon die Schlußkaskade rauschen, die letzte Szene, das letzte Kapitel, den Tod – wie man's nennen will, dem vom Tage der Geburt an der Strohalm Mensch zuschwimmt. Und es kommen nur noch wenige Bilder, andere muß ich dazu denken, und das Erfundene ist ja wohl nie so gut, wie das Gefundene.

Allerhand diplomatische Spinnennetze, von Doña Anna kundig gewoben, an deren Fäden gewichtige Personagen, herzogliche Ehestifterinnen, Kriegsminister und Kirchenfürsten, ja auch Elvira's Seelenberater, der ehrwürdige de Guzman selbst, auf und nieder gleiten, wohlwollend und intrigant. Don Ottavio, der sich in der ihm aufgedrungenen Rolle des Ehestifters und despotischen Wohltäters zuerst unbehaglich, dann aber angenehm gehoben fühlt; vier aufgeregte, beseligten Señoritas, die ihre Zweitälteste nun mit allem was sie gemeinsam besitzen, aufputzen; Konferenzen in *Aranjuez*, zwischen Vogelbauern und Blumentöpfen, Consolacion wie eine alte Zigeunermutter inmitten, die allerhand volkstümliche Illustrationen von Liebesglut und Eheglück zum Besten gibt. Oben aber, einsam und kämpfend, Doña Elvira, die von hochgeborenen Freundinnen bestürmt und von geschäftigen Priestern, ja vom hochwürdigen Erzbischof in Person beraten und ermahnt, das Glück ihrer Tochter nicht ausschlagen möchte, jene schöne, weiße, etwas große Hand aber dahinter errät, die all die Fäden hält und unmerklich ordnet, der sie nun Dank schulden wird und die sie dennoch – dennoch – haßt.

Jene Hand ist aber müde, ist auch etwas geschwollen, so daß sie schmucklos, ihrer eng gewordenen Ringe bar, das Fell der guten Concepcion streichelt, die, von ihren Kindern aufs äußerste drangsaliert, sich auf Doña Annas Liegestatt flüchtet. Heute abend findet das Fest zu Ehren des Brautpaares, Doña Ysabel und Don Alfonso de Silveira, statt; der Kontrakt ist am Nachmittag gelesen und gezeichnet worden, auch Don Ottavio hat ihn gezeichnet, der in wenigen Tagen Brautführer sein wird, da der in Gott ruhende Vater der Braut – Doña Anna lächelt – eben aus diesem Grunde es nicht vermag. Sie muß ein Stündchen liegen und Kräfte sammeln, denn jene plötzliche Schwäche die sie übermannt, mit bläulichen Lippen nach Atem ringend, kommt immer häufiger bei der geringsten Anstrengung.

Am Abend aber empfängt sie, ganz gütige, froherregte Gastgeberin. In fließenden Gewändern aus goldgrünem Damast, wie die Farbe der Sonne in jungem Frühlingwald. Dazu ihr topasfarbenes Gelock, von golddurchwirktem Turban mit zartem Reiherbusch gekrönt, und ihre märchenhaften Perlenschnüre ... *o Fee Miranda, die du den tanzenden Quellen, den singenden Baum, den redenden Vogel verschenken kannst! ...*

Doña Elvira in dunkelbraunem, goldgesticktem Samt, diesmal von ersten Kleiderkünstlern gefertigt, wird aufs äußerste geehrt. Der Erzbischof sitzt neben ihr, der alte Valdivieso steht vor ihr, einen Sorbetbecher in den gelben Händen, und spricht von ihrem ersten Auftreten am Hofe und erzählt, Seine katholische Majestät habe noch neulich gesagt, sie sei der Typus der echten, untadeligen Edelfrau. Alle jungen Damen lassen sich ihr vorstellen und küssen ihre Hand. Ein leises Rot steigt in ihre Wangen; sie lächelt schüchtern, kostbar, sieht mädchenhaft aus, trotz ihrem strenggeschnittenen Kleide mit der kleinen Halskrause, auf der ihr schmales Kinn ruht. Doña Ysabel und ihr Verlobter, ihre Schwestern und ihre Freundinnen, Teresa Fuentes und Antonia Valdivieso, sowie einige Caballeros sitzen zusammen bei Eis und Limonade. Es wird geflüstert und gelacht. Juanita und die kleine Guadalupe haben heute lange, weiße Handschuhe angezogen und versuchen, sich recht lässig zu fächeln, als sei das alles gar nichts.

Musik ertönt aus dem Garten. Leise erst, man hört dazwischen die Fontänen rauschen. Man eilt auf die Altane und an die hohen, bis zur Erde reichenden Fenster; die Töne werden stärker – ländliche Weisen, bei denen verkleidete Gäste fröhliche Bauertänze aufführen. In den Alleen schaukeln Lampions wie Riesenpomeranzen an den Bäumen. Man klatscht, man lacht, die Tänzer verneigen sich, nun kommen sie die Treppe herauf in ihren Kostümen und mischen sich unter die anderen Gäste.

Das Feuerwerk hat begonnen; wie schlanke, goldene Jungfrauen steigen die Raketen zum Nachthimmel auf, senken müde das Haupt und zerstieben im Augenblick ihrer größten Schönheit. "Wie schön", sagt Doña Anna, und eigentlich meint sie, "wie beneidenswert!"

Nun leuchten bengalische Lichter auf dem Rasen. Silhouetten kommen aus dem Gebüsch, Harlekin und Kolombine, und wie sie alle heißen, treten einen Augenblick ans Licht, machen ein paar Sprünge, ein paar Gebärden und verschwinden im Dunkel der anderen Seite. Doña Anna steht an einem der hohen, schmalen Fenster; sie hat die Arme um Juanita und die kleine Guadalupe gelegt, die sie einfassen wie zärtliche Wappentiere – Antilopen vielleicht. Sie fühlt mehr als sie's weiß, daß Doña Elvira neben ihr, etwas hinter ihr, steht. Da wendet sie das Haupt zurück, zu ihr, der Mutter dieser lieben Geschöpfe, die sie immerzu streicheln möchte, wie junge, liebebedürftige Tiere. "Gnädige Frau," sagt sie leise, sie sucht nach den Worten, denn dies ist unsicherer Boden und man muß behutsam schreiten, "wie bin ich glücklich, daß diese schöne Feier unter meinem Dache stattfindet. Eine Grundsteinlegung, hoffe ich, zu einem Hause der Liebe und der Fröhlichkeit." – "Wir wollen es Gott anheimgeben, Señora", antwortet Doña Elvira gepreßt. "Manche Ehe, die mit Lachen begann, endete in Tränen ..."

"Dieser Garten, Señora", fährt Doña Anna fort – sie spricht rasch, um ihr flatterndes Herz zu meistern –, "bringt mir die Erinnerung an einen anderen Garten zurück, wo wir einst schwarz verhüllt tanzten, das Herz verfinstert von Gram und Rachegefühl. Señora, die Zeit spült so manchen Kiesel glatt. Trauer, ja und auch Reue sind oft noch Gast in meinem Herzen, aber von Zorn, von Rache weiß ich nichts mehr. Ich habe jedermann verziehen, wie ich hoffe, daß jedermann, der mir ins Herz blicken könnte, mir verzeihen würde. Und sehen Sie, Señora, die kleinen Tänzer, die dort aus dem Dunkel ins Licht der griechischen Feuer treten – einen Augenblick nur, um gleich auf der anderen Seite verschlungen zu werden von der Finsternis ... sie sind mir eine Mahnung. Denn auch wir wissen nicht, woher noch wohin; Geheimnis hinter uns, Geheimnis vor uns, nur dieser eine kleine Augenblick ist unser ... um zu strahlen ... vielleicht um zu wärmen ..." Sie fühlt ihre Augen sich trüben, sie lächelt mühsam dorthin, wo Doña Elvira steht, dann beugt sie sich seitwärts nieder und küßt Juanitas junge, ahnungsvolle Stirn.

"Gewiß, gnädige Frau," sagt Doña Elvira klanglos, "auch unsere heilige Kirche lehrt uns den Tag zu nützen, ehe die Nacht kommt da keiner mehr wirken mag."

Doña Anna ist zumute, als poche sie an einem verwunschenen Tor. Wer sagt ihr das Zauberwort es zu entriegeln? Und beinah entschlüpfen ihr ihre Gedanken: *Liebe Doña Elvira, sollen wir uns denn wirklich unser bißchen Leben vergällen zu Ehren Ihres hochseligen Gemahls, der ja, gewiß, ich hab' es erfahren, Frauenherzen zu bezwingen verstand wie kein anderer – im Grunde aber – o seien Sie mir nicht böse – dennoch ... dennoch ... ein klein wenig kitschig war!* Aber so etwas spricht man nicht aus, es wäre wohl auch das letzte, um eine tiefgekränkte Gattin zu versöhnen. Doña Anna sinnt und sinnt, ihr Blick ist hilflos, fast verzweifelt: "Ach, Señora," beginnt sie, das bengalische Licht glüht wie eine himmlische Feuersbrunst in ihrem Antlitz und verbirgt ihre bläulich werdenden Lippen, "Sie reden von der Kirche, aber ich ... meinte die Liebe." In diesem Augenblick bringt sie Doña Elvira ihr Herz dar. Sie wartet – wartet sehnsüchtig, daß ihr ein Zeichen werde von Verzeihen und Verstehen. Und auf einmal ... geistert da nicht ein Lächeln, zuckt nicht das tiefe, seltene Grübchen in Doña Elviras Wange, öffnet sich ihr Mund zu einem schwesterlichen Wort?

Aber was jene erwidert, hört Doña Anna nicht mehr, denn sie stößt einen komischen kleinen Schrei aus und sinkt zusammen ...

Drunten die Musikanten und Feuerwerker verstehen zuerst nicht, was die abwinkenden Hände, die Rufe bedeuten; sie spielen ihre tänzelnden Weisen weiter bis ein paar aufgeregte Lakaien hinuntereilen und ihnen Schweigen gebieten. Da raffen sie die Instrumente zusammen

und eilen fort; die Feuer brennen einsam aus, feurig rot und geisterhaft grün, man sieht die Zypressen und Lorbeerwände deutlich wie am hellen Tag; dann werden sie schwächer und schwächer und erlöschen. Bäume und Gebüsch sind wieder zu schwarzen Klumpen geworden, dazwischen liegt der Rasen im Sternenlicht; fahl, zertreten, von ausgebrannten Raketenhülsen besät. Aber im Haus, an den Fenstern vorbei, huschen Lichter.



Wissend geworden über jene traurige Einsicht, die die Menschen fast immer – und immer zu spät – an Sterbebetten überkommt, und die man die Zwillingschwester der Reue nennen möchte, denn sie sehen einander verzweifelt ähnlich –, bewährte sich Doña Elvira als Pflegerin, Freundin und Christin. Doña Anna aber erwachte nicht mehr aus ihrer Ohnmacht. Die goldene Rakete, der sie schwermütig nachgeblickt, wenige Minuten ehe auch sie niedersank, war ihr zum Vorbild geworden.

Don Ottavio fand Trost in der Gesellschaft Doña Elviras, aber auch die sanfte Sol, ihre freundliche Art zuzuhören und ihre Bereitwilligkeit ihm beim Katalogisieren der Münzen zu helfen, ward ihm teuer. Er beschloß, das für ihn wehmütige Palais der Alcantara zu verlassen und das eigentliche Kastell des Gouverneurs zu beziehen. Natürlich standen die Zungen nicht still, und es wurde allgemein erzählt, Doña Elvira würde übers Jahr dort an seiner Seite einziehen. Der seelenkundige de Guzman aber, der Doña Sols nie erlahmende Geduld und Freundlichkeit sowie die quellenreine Unschuld ihrer Seele kannte, hatte er sie doch getauft und vorbereitet und in der Beichte ihre rührenden Bekenntnisse und Selbstanklagen entgegengenommen, erkannte, daß sie, als Nachfolgerin Doña Annas, eine ganz andere Zuflucht und Wärmespenderin für ihre zwei kaum dem Kindesalter entwachsenen Schwestern sein und zugleich der ganzen Provinz das Beispiel einer sowohl tiefgläubigen, als auch würdig anpassenden Edelfrau geben würde. Und schließlich – als Mann mußte er auch den armen Ottavio berücksichtigen. Sollte dieser, nachdem er jahrelang das Zusammenleben mit einer künstlerisch veranlagten Gemahlin, einer lebenswürdigen Phantastin aber keineswegs wünschenswerten Ehefrau ertragen, nun an eine so verschlossene, so spinöse Natur wie Doña Elvira geraten, sozusagen einen Igel zum Tag- und Nachtgefährten erhalten?

So ließ der Seelenkenner seine Fäden von unsichtbaren Weberschiffchen hin und her spannen, und nach aller Voraussicht würde binnen Jahresfrist die sanfte Doña Sol auf dem Kastell des Gouverneurs einziehen, wo auch schon die Münzensammlung untergebracht war, für die sie so lobenswertes Interesse äußerte. Auch die Zofe Carmencita nebst den alternden Wachtelhündchen Doña Annas erwarteten dort die neue Herrin. Nur die Katze Concepcion hatte sich vom Palast der Alcantara nicht trennen lassen, dessen gebüschige Gärten der Schauplatz ihres unzüchtigen Wandels gewesen; sie blieb und führte dort ein freies, ja verwildertes Dasein.

Indessen hätte sich der ehrwürdige de Guzman über einen möglichen Ehebund des verwitweten Gouverneurs mit der verwitweten Elvira keine Gedanken zu machen brauchen. Diese war nunmehr entschlossen, einem Orden beizutreten. Zunächst wollte sie sich nach Maria Nieves zurückziehen. Aber nur auf kurze Zeit. Ihre Seele dürstete nach strengerer Observanz, nach Fasten und Geißelung. Irgend etwas nagte an ihr. Sie konnte jenen letzten Blick, jenes bittende Lächeln der einst gehaßten Rivalin nicht vergessen. Immer war sie sich als Opfer vorgekommen, ja dies Bewußtsein war ihr teuer gewesen und sie hatte es an sich gepreßt wie die Nonne das Zilizium. Aber nun, da sie alles ohne Zorn, ohne Leidenschaft bedachte, meinte sie zu erkennen, daß auch Doña Annas Anteil an Festmahl des Lebens ein karger gewesen, und daß die, wenn auch nur flüchtige Neigung eines Heißgeliebten doch wohl schwerer wiegt als die Treue eines ganzen Lebens, wenn der Träger desselben uns kalt läßt. Und sie erkannte, daß es vorschnell sei, andere um ihr vermeintliches Glück zu beneiden.

Heiß und rein von allen Nebengefühlen, rein jeder Selbstanklage und darum ohne Bitterkeit, aber untröstlich und unstillbar wie der Jammer eines jungen Tieres, das man der Mutter beraubt hat, war der Schmerz, das Weinen Juanitas. Ysabel ließ sich von ihrem jungen Gatten die Tränen wegküssen, Doña Sol fand Trost in Gottes Ratschluß, Guadalupe wurde von der alten Concolacion in Vergessenheit geschwätzt und gehätschelt. Sie ging herum und suchte. Spürte die Verlorene an allen Orten, wo sie sie je gesehen, am Tor des Palazzo, wo sie der Sänfte entstieg, von Bettlern bestürmt, für die sie Gaben und gute Worte hatte, in den öffentlichen Anlagen wo sie langsam, etwas schleppend, am Flußufer zu wandeln liebte ... o und in der dunklen, kerzendurchglühten Kirche zum Dornenkranz, wo nun ihr wappengeschmückter Betstuhl leer blieb! Manchmal übermannte es das junge Geschöpf, und in der Keuschheit ersten Leids lief sie in eins der unbenutzten Prunkgemächer, wickelte sich in einen zerschlissenen Fenstervorhang, der nach Staub roch, und an den Boden gekauert, wo all

die toten Wespen lagen, weinte sie mit hohen, überschlagenden Jammertönen, wie ein Hündchen am Wege sitzt und jault, das die Fuhrleute vom Karren verloren haben.

Ach, arme Juanita! Sie war die ihrem Vater Ähnlichste. Von erschreckender Eindrucksfähigkeit. Doch ihm war der Schmerz um Verlorenes niemals so tief gegangen. Bei ihr aber war das Wachs noch neu und zart, und die Erfahrung grub sich ein mit scharfer unbarmherziger Prägung.



"Und nun" sagte Hilaria, "bin ich am Ende, wirklich ganz am Ende dieser höchst konfusen Geschichte, in welcher Mozart und Doré, Goya und Winterhalter übereinander geraten sind wie die geologischen Schichten einer Baumtorte. Doch noch einmal frage ich, wer kann seinen Träumen kommandieren? Aber nun ist Doña Elvira, für die ich trotz alledem eine kleine Vorliebe hatte, zur Ruhe gekommen; und Doña Anna auch. Jede auf ihre Weise. Ja, und Don Juans kleine Mädchen ... ich kann wirklich nichts mehr für sie tun. Und nun muß ich schlafen gehen, denn morgen früh ist unten Markt, schon um sechs Uhr fängt's an zu summen wie ein Bienenkorb. Da will ich einmal wieder so recht ertrinken in Maiblumen und Goldlack und Flieder und Gott danken, daß er mir eine Nase gab, denn ihr verdank' ich doch die besten Genüsse dieser Welt."



## TRAUMKINDER



Marie Bertuch-Sommerhoff pinxit

Das sind des Jahres fröhlichste Tage, wenn die Februarsonne an den Dächern leckt, wenn der Schnee wie aus lachenden, überlaufenden Augen niedertropft und auf jedem verschneiten Rasenplatz tausend kleine Löcher einsickern, durch die das fahle Gras des Vorjahrs dringt; wenn am feuchtblauen Himmel die Krähen ziehen, *krah, krah, die Eiszeit ist vorüber*. Ach, wie liegt die Sonne freundlich auf den Fenstersimsen, und wenn die Türen aufgehen kommt Geruch von lebendiger Erde und lebendigem Wasser hereingeströmt: *Frühlingsflut – Frühlingsflut ...*

An solchen Tagen scheint es recht und an der Zeit, wenn eine junge Frau versonnen durch die Zimmer geht, noch nicht schwerfällig und behutsam wie sie später gehen wird, aber anders doch als sie sonst wandelte. Ein bißchen unsicher und plötzlich erbleichend beim Geruch der Hyazinthen, den sie ehemals liebte, oder wenn sie in die Küche tritt und die Frau, die jede Woche kommt, steht da und seift Küchentücher ein ... oh, – oh, wie gräßlich dieser Seifendunst ... und sie preßt das Taschentuch an den Mund. Frau Laube hat mit ihrem Wachtmeister, der nunmehr bei der Polizei ist, fünf gesunde Buben gehabt. *Junge Frau, junge Frau*, sagt sie und lächelt. Die Gnädige wird rot, es kommt etwas Aufmerksames in ihren Blick, eine ratlose, kleine Falte zwischen den Brauen, die zuckend gegeneinander streben wie die Antennen eines Schmetterlings; ist es nicht, als lauschte sie einem unhörbaren Ticken? Frau Laube beugt ihr braunes, erhitztes Gesicht über den Bottich. Sie kommt in viele Häuser, hat manches gesehen und gehört, das Femgericht das in jeder herrschaftlichen Küche seine Sitzungen hält, hat ihr wenig Illusionen gelassen über *die Leute, welche zählen*. Aber wenn die Köchin Frieda anfängt, die Herrschaft durch die Zähne zu ziehen, so antwortet sie nur, alle Schuld gleichsam verteilend: *Nun ja, wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms*. Denn sie ist eine bibelfeste Frau, alle Sonntag geht sie in die große Kirche, wo die Orgel so dröhnt, daß es im Rückgrat prickelt; nicht zu dem neuen Prediger der Theaterstücke schreibt, zu dem die feinen Leute gehen, nein, zu dem alten., hartkantigen, der kein Titelchen vom Glaubensbekenntnis erläßt, vor dem die Konfirmanden und Brautpaare zittern, der aber an Sterbebetten so große Zuversicht ausströmt und die Seelen der Scheidenden wie ein alter, gewissenhafter Zugführer bis zur Grenzstation geleitet. Frau Laube hat junge Damen gekannt, die, kaum daß sie ihrer Sache gewiß waren, allen Frauen ihrer Bekanntschaft, sogar ihr, die Neuigkeit verkündeten; die von ihren Beschwerden erzählten, als seien das unerhörte Dinge, noch nie dagewesene; und

andere wieder, die ihr Geheimnis hüteten, ganz heimlich kleine Schuhe strickten, mit selig verträumtem Blick. Sie weiß nicht, wie sie Christine einreihen soll. Denn die hat ja so viele Jahre gewartet und ist durch die schönen leeren Zimmer gegangen, hat Klavier gespielt und Bücher gelesen, bis ihr Gähnen zu Seufzen und ihr Seufzen zu Gähnen wurde. Das hat Frau Laubes Herz manches Mal mit Mitleid erfüllt, denn sie ... oh, wenn die kleinen Wachtmeister ausgeblieben wären, da hätte sie gar nicht mehr leben mögen, denkt sie. Und da müßte nun doch die gnädige Frau anders dreinschauen, siegesbewußt, und spazierengehen, wie sich's gehört, mit einer Mantilla, am Arm von ihrem lieben, guten Mann. Aber sie behält ihre Gedanken für sich; die blonde Köchin ist ihr von Anfang an zuwider gewesen, sie hat ein loses Mundwerk, so eine Berliner Pflanze; Frau Laube ist aus Beeskow, dort sind die Menschen anders und haben noch Respekt vor Gottes Weltordnung – nein, die Frieda braucht nichts davon zu wissen, jedenfalls von ihr wird sie's nicht erfahren, und der Kutscher, das junge Blut, mit dem redet sie überhaupt nicht über die Herrschaft, da ginge ja die Welt aus dem Leim. Blicke nur die Jungfer Pauline mit dem kühlen Blick, die immer so leutselig tut, und dabei ist sie doch nur besseres Zimmermädchen, nicht Fisch, nicht Fleisch, ein Grenzfall, sagt Schutzmann Laube, gerade wie die Freikonservativen. Aber Pauline redet nur das nötigste mit einer Waschfrau und tut gräßlich vornehm, streckt beim Kaffeetrinken den kleinen Finger in die Luft, so eine Gans! Nun, wie Gott will! Und Frau Laube nimmt den Schöpfer und gießt heißes Wasser zu.

Derweil hat der Gegenstand dieser Betrachtung sich entschlossen, auszugehen. Rasch, sie nimmt sich kaum Zeit, den Mantel hakt sie erst zu, wie sie die Treppe hinuntergeht. Auf einmal ist er vor ihr aufgetaucht, der finstere Gemüsekeller, zu dem ein paar Stufen hinunterführen; Mohrrüben und Kartoffeln vor der Tür; und innen gibt es Sauerkraut und Dörrobst, aber auch Seife, Scheuersand und Petroleum, und eigentlich riecht es gräßlich. Aber gestern, im Vorübergehen, hat sie dort einen Augenblick stillgestanden und hinuntergeblickt, und seitdem verfolgt sie die Erinnerung an jenen braunen Dattelfelsen. Keine vornehmen Datteln, feuchtklebrig und erlesen in flachen Schachteln, auf deren Deckel ein fetter Türke mit der Wasserpfeife auf Quastenkissen gelagert, die Originalpackung verbürgt, nein, trockenste Dattelmumien zu einem einzigen Felsblock zusammengepreßt; nach Augenmaß, wie aus einem Steinbruch, wird die gewünschte Menge losgemeißelt. Oh, das Wasser strömt ihr im Munde zusammen, sie bekommt heißhungrige Augen, sie muß, ja, sie muß davon haben, gleich, sie

könnte Diebstahl begehen wenn es nicht anders ginge. Kaum hat sie ihre graue Papiertüte erhalten so kann sie's auch keine Minute länger erwarten, trägt sie hinüber, dort wo am Kanal die grüne Oase ist, mit Bänken und Rhododendron und einer Sandsteinfigur, setzt sich hin und isst ...

Ein alter Herr geht vorüber, groß und hager, er hält den Hut in der Hand, läßt die Februarsonne sein volles, weißes Haar bescheinen, er sieht mit blauen Augen brüderlich zum blauen Himmel auf, dann geht sein Blick zerstreut über Christine, bleibt aber haften und wacht langsam auf, wie beim Erkennen einer seltenen Blume. Nur zögernd geht er weiter. Nun kommen zwei Chinesen des Wegs. Komisch, Chinesen sieht man immer zu zweit, gerade wie barmherzige Schwestern. Diese sind wohl Diener oder Schreiber, von der Gesandtschaft drüben.<sup>9</sup> Die haben sich da am Wasser, mit einer Trauerweide und ein paar behelmten Enten, etwas Heimatliches geschaffen, und wenn erst die Mandelbäumchen blühen werden sie auf Filzsohlen wie auf Katzenpfoten im Garten gehen und Tee aus kleinen, henkellosen Tassen trinken. Und eine Zeile glitzert auf, die sie irgendwo gelesen: *Da sprach zu ihr der Maler Shinto-Ku: Soll ich dir ein Bild malen von einer klitzekleinen Zwergkiefer, oder befielst du einen alten, uralten Zwetschgenbaum?*

Wenn doch einer der vornehmen Chinesen käme und spräche: *Meine Dame, brauchen Sie eine Zuflucht? Treten Sie ein, wandeln Sie zwischen Bambus und Weiden, nehmen Sie dies goldgeflochtene Körbchen und füttern Sie die Enten. So – wir machen das Gittertor zu und – das weiß jedes Kind – eine Gesandtschaft ist keiner Polizei, keiner Gewalt unterstellt; niemand darf Sie vertreiben, wenn Sie hier eingekehrt sind. Gastfreundschaft aber ist die Tugend des Orientalen, und im Namern unseres erhabenen Kon-fu-tse heiße ich Sie willkommen!*

Ja, aber es kommt kein Chinese; und nun muß sie wohl nach Hause gehen, oh, ihr ist so bleiern matt zumute. Nach Hause, dort wartet ein Abgrund, früher oder später, einmal wird sie hineinstürzen, da werden schneidende Worte sein, Trümmer, Trümmer, sie, die niemandem weh tun kann! Oh, nicht denken, nur nicht denken. Sie schiebt es weg, Zins auf Zins, und wenn der Verfalltag kommt, wird sie alles bezahlen.

---

<sup>9</sup> Die kaiserlich chinesische gesandtschaft in berlin war von 1878 bis 1890 in der *Villa von der Heydt* am landwehrkanal. (Theodor fontane verfaßte 1889 den essay AUF DER SUCHE. SPAZIERGANG AM BERLINER KANAL über einen chinesen im garten der gesandtschaft, der einem mädchen einen apfel schenkt.) - 1890 zog die gesandtschaft in das haus *In den Zelten Nr. 14* um. In der nr. 5 dieser kurzen straßen am tiergarten (sie hatte nur 23 häuser) lebte bald 50 jahre lang bettine v. arnim, in der nr. 21 wohnte ab 1882 für 20 jahre mathilde wesendonck, die muse richard wagners.



Nun ist Christine ein paar Straßen weitergezogen, denn sie ist inzwischen krank gewesen, erst zu Haus und dann in der Klinik, jetzt aber wohnt sie im Fremdenheim von Fräulein von Hoppenrade, das besonders auf Nervöse und Erholungsbedürftige eingestellt ist, und das ist ja ein weiter Begriff. Einmal war eine Dame angereist der man sonst gar nichts anmerkte, aber plötzlich bekam sie ihren Anfall und bildete sich ein, sie sei eine Teekanne und äußerst zerbrechlich. Den einen Arm stemmte sie in die Hüfte, das war der Henkel, mit dem anderen markierte sie schwanenhälsig die Tülle; Fräulein von Hoppenrade hatte die größte Not gehabt, sie wieder los zu werden. Jetzt aber waren die Bewohner alle geistig normal, das heißt durchaus korrekt und langweilig.

Christinens Hausstand ist in der Auflösung, dort auf der Étage waltet Herr Adumeit, der Riese vom Speditionsgeschäft, da hätte es keinen Sinn, die Hoppenradesche Zuflucht zu verlassen. Ja, der Hausstand löst sich auf, sie steht fernab und sieht zu, ähnlich wie die Familie des Schweizer Robinson, die vom Strand aus die Bestandteile des Wracks vorüberschwimmen sah, die Hühnerkörbe, die Hundehütte und die Betten. (Was Robinson *père* natürlich zum Abhalten einer Andacht anregte: *après quoi nous louâmes le Très-Haut*; denn tugendhafte Franzosen, und wie nun erst, wenn sie aus Genf sind, reden immer im *passé défini*.)

Christine bewohnt ein großes Zimmer mit Loggia, die mit Efeuwänden und gesprenkelten Petunien *ein Stückchen Natur in die Steinwüste zaubert*, wie sich Fräulein von Hoppenrade ausdrückt, wohl um dem naheliegenden Einwand zu begegnen, das Zimmer sei durch den Vorbau in ein beständiges Halbdunkel getaucht. Als Christine ankam, wurden in der breiten, geschäftigen Straße, in welche diese viel stillere mündet, Veilchen verkauft, sie selbst hatte einen Veilchenstrauß in der Hand, wie sie in Begleitung der damals noch unentbehrlichen Schwester Dora (in lavendelfarbigem Kattun, raschelnd von hygienischen Grundsätzen) und des verbindlich lächelnden Fräuleins von Hoppenrade zu ihrer Etage aufgefahren war. Bald kamen dann Flieder und Narzissen, und nun lagen Rosen in den Körben der Blumenweibchen; etwas matt, denn die plötzliche Hitze erdrückte sie. Die Bäume standen staubig und unfroh, bis ein Regenschauer sie durchspülte, es war ein melancholischer Höhepunkt, und hier draußen überkam einen oft das Gefühl, als sei die große Stadt eine kleine Stadt geworden, als seien die

Auffahrten von Botschaftern und Fürstlichkeiten in gläsernen Galakutschen etwas gepensterhaft Mottenfräßiges, nur Geträumtes; man sei wieder ein Schulkind in den Ferien und bloß auf der Welt, um Kirschen zu essen und in der Hitze zu schlafen, wenn draußen die Spatzen schirpten, oder am Ufer hin und her zu gehen, wo die düstergrünen Äste unbewegt zum Wasserspiegel niederhängen. Ach, aber immer das Weinen in der Kehle, das beinahe unbezwingliche! Es müßte einer schon von Herzen glücklich sein, um diese Verlassenheit, dieses Totsein, das viel toter und verlassener ist Brügge oder Mantua, nur als Hintergrund zu empfinden und nicht als traurig drückende Last ...

Die gedämpfte Glut durch niedergelassene Jalousien, der Schlummer des ganzen Hauses, vom hemdärmeligen Portier auf seinem Wachstuchsofa unter der Familiengalerie, und dem Bureaufräulein mit einem Band Tovote<sup>10</sup> an ihrem Fensterplatz, bis zu der Inhaberin, Ella von Hoppenrade, welche sich Bielschowskys GOETHE vorgenommen hatte, aber schließlich, charakterlos bei diesen Wärmegraden, nach dem KATZENSTEG<sup>11</sup> gegriffen hatte – dies wahrte nun schon seine zugemessene Zeit. Jetzt kamen die abendlichen Wasserwagen gefahren, man roch den mehligten Staub, den die Wasserstrahlen hochtrieben, und fühlte erlöst das Rauschen und Sprühen auf dem Asphalt. Rolljalousien gingen rasselnd hoch, irgendwo trillerte ein Kanarienvogel, und nun begann auch vereinzelt das Surren der Rollschlittschuhe, das sich am Abend zu immer vielstimmigeren Fugen verdichten würde.

*Es muß Teezeit sein*, dachte das Bureaufräulein, legte seufzend Heinz Tovote in die Schmugglerhöhle hinter dem Kachelofen, wo auch eine Puderbüchse und eine Stange Lippenpomade verborgen waren, und gab ihrem Ruschelhaar einen Schubbs nach vorn. Der Portier rekelte sich ein letztes Mal auf dem geigenden Wachstuchsofa, fuhr in den Rock und nahm seinen gewohnten Platz unter dem Fenster ein, wo er wie ein Ameisenlöwe in seinem Trichter lauerte. Auf dem Sims über ihm bildete ein altdeutscher Bierkrug mit zwei rosenroten Muscheln und einem Nadelkissen in Gestalt eines Fliegenpilzes ein farbenfrohes Stilleben; darüber hinweg sah er Beine und Füße der Vorübergehenden. Fräulein von Hoppenrade aber in ihrem Kemenat rückte ihr Häubchen zurecht – DER KATZENSTEG wanderte zurück in den Bücherschrank – und legte ihren Mund in die gewohnten, wehmütigen Falten – Wohlwollen mit beschränkter Haftpflicht – die der Beruf erforderte.

Die kränklichen Damen kamen nun auch, teedurstig, die altdeutsche Holzterrasse herabgetrippelt, in die Halle, wo der Samowar kopfwehverheißend dunstete. Von den Wänden

---

<sup>10</sup> Heinz tovote (1864-1946)

<sup>11</sup> Hermann sudermann

kündeten holzgebrannte Sprüche allerhand in einem Fremdenheim nicht recht angebrachte Wahrheiten: *Eigner Herd ist Goldes wert, Klein aber mein* und dergleichen. Ein lahmer Offizier, der die fünffache Bemutterung der sonst unbeschäftigten Damen stillduldig ertrug, gehörte auch zu den Stammgästen; dann gab es noch Passanten: Frau von Bolkenhagen aus der Priegnitz, deren rosablunde Tochter an kalten Kalbsbraten erinnerte, Geistliche, die zu Missionsfesten und Synodalversammlungen reisten, dann und wann einen Abgeordneten der äußersten Rechten.

Christine lebte für sich. Erst war es ihre körperliche Schwäche gewesen, nun ihre Scheu, die eine Mauer um sie baute. In aller Höflichkeit hielt sie sich fern; nur Fräulein von Hoppenrade kam bisweilen mit der Hartnäckigkeit der Pflichtbewußten zu einer ziemlich farblosen Unterhaltung. Noch immer würdevoll, aber mit den ersten Anzeichen von Schneeschmelze. Es wurde natürlich ausgiebig über Christine geklatscht. Sehr zum Leidwesen der Hoppenrade. Diese war von begreiflicher Ängstlichkeit was den Ruf ihrer Gäste betraf, ein junges Unternehmen war so leicht gefährdet. Und in dieser Nachbarschaft mußte man rigoros sein; waren nicht vor kurzem erst in nächster Nähe zwei Ferienheime geschlossen worden, wovon das eine nichts anders als eine verkleidete Spielhölle gewesen war, während in dem anderen – Nackttänze aufgeführt wurden? Aber wie die Wasserlilie über Morästen ihren Kelch zur Sonne hebt, so strahlte die *Person Niedersachsen* makellos mitten im Sündenpfehl. "Und so soll es mit Gottes Hilfe bleiben", sagte Fräulein von Hoppenrade und warf durch den Kohlendunst des Samowars einen Blick auf Gustav Richters *Königin Luise*, die da hoheitsvoll und unberührt, mitten im Sturm, die Stufen herabschritt. Doch es lag etwas Anspruchsloses, fast Kindliches in Christinens Wesen, was ihr alterndes Herz, wie eine verschrumpfte *Rose von Jericho* die unversehens in warmes Wasser gerät, durch ein leises, langsames Entfalten erwiderte. Darum versuchte sie den Gerüchten entgegenzutreten, die besonders durch Frau von Bolkenhagen während des Teestündchens, gleichsam als pikante Brötchen, in Umlauf gesetzt wurden.

"Was wollen Sie," sagte sie begütigend, "erst der Fehlschlag ihrer Hoffnungen, dann obendrein die Lungenentzündung ... da kann sie doch unmöglich schon jetzt dem Gemahl nachreisen – noch dazu Rom, bei dieser Glut."

"Nun," sagte die Bolkenhagen, und ihre Wampe zitterte, "die Bronchitis, denn es war keine Lungenentzündung, bestes Fräulein Ella, hat sie sich doch selber zuzuschreiben. Im dünnen Nachthemd – noch elend von der ersten Affäre – sich nachts auf den Balkon zu setzen, im März, heißt doch wahrlich Gott versuchen."

"Baronin," – die Stimme der Hoppenrade war scharf, sie haßte es, Fräulein Ella genannt zu werden, als ob sie eine *Stütze* sei – "wer kann in die Herzen blicken! Ich meine doch, diese einsame und immer noch leidende Frau sollte vor allen Dingen gesund gepflegt werden." Mehr wagte sie nicht zu sagen, denn die Bolkenhagensche Verwandtschaft war begütert und weit verzweigt, und ihre Kundschaft für das *Fremdenheim Niedersachsen* von Bedeutung.

Auch heute trank Christine den Tee allein auf ihrer Loggia. Da stand ihr Liegestuhl und ein Tischchen mit Büchern; noch immer hatte sie nachmittags etwas Temperatur, sagte der Arzt, der, freundlich und ahnungsvoll, fast täglich auf eine kurze Visite kam. Ihr schauderte vor den zurückkehrenden Kräften, vor dem Fortmüssen, dem Entschlussefassen, so oder so, jetzt wo ihr doch alles gleichgültig war. Für sie war die Krankheit gekommen wie mit Mutterarmen, hatte sie in Schlaf gelullt, *bsch – bsch – , o du gutes, du gütiges Fieber* – aber wie rasch liefen die Tage und – Wochen, und es konnte nicht immer so bleiben.

Gegenüber auf den Balkonen und Loggien erschienen nun die Hüterinnen der verlassenen Wohnungen, zogen die Markisen hoch und taten an den Petunien und Pelargonien ihre Pflicht. Drinnen in den Stuben tickte wohl keine Uhr mehr; nur der Kanarienvogel lebte in den toten Räumen sein Gefangenendasein weiter und fand keine großen Unterschiede. Es gab doch wohl nichts Einsameres, Verschlafeneres als diese Sommereinsamkeit hier am Rande der großen Stadt, mit dem fernen Rollen von Wagen und Bahnen und dem Säuseln bestaubter Baumkronen. Ach wie leer war alles geworden in den paar Monaten! Damals ... o damals war die Angst gewesen, aber auch das süße, quälende Hoffen. Wenn sie sich nachts in ihren Kissen aufstützte – sie war ja Gott sei Dank allein – und mit großen, überwachen Augen an der Seite ihres Bettes hinuntersah, da sah sie ... es ... sie sah es zweijährig, so daß es gerade an ihr niederes Bett hinaufreichte, es hatte große Augen, resedagrün wie ihre eigenen (seltsam, immer sah sie's mit ihren eigenen Zügen, nicht mit jenen anderen, geliebten) und – wie sie – einen kleinen, sehr roten Mund. Und es legte seine Händchen auf die ihre, ja sie erkannte ihre eigene kleine Kinderhand, und sie sagte leise, hintereinander: *Süße, Süßes ...*

Und nun? Es fing alles an zu flimmern, kühl fuhr ihr's übers Herz, sie griff sich an die Brust, an den Leib, es war nicht mehr bei ihr ...

O jene schreckliche Nacht! Ganz allein war sie gewesen, hatte Pauline erlaubt ein paar Tage nach Hause zu fahren, und die Köchin oben in ihrer Kammer, zu der ging ja keine Klingel. Ganz allein, erst während des wilden Zerreißens, und dann war sie, ohne Beistand, beinahe verblutet, wäre gern verblutet, denn was sollte ihr das Leben, nun ihr dies Einzige genommen war! Ach,

gut war's, die Lebenskraft von sich gehen zu fühlen, sie hatte die Augen geschlossen und hoffte, sie nie, nie mehr öffnen zu müssen. Aber früh um fünf hörte sie die Tür gehen, das war der Kutscher, Franz Selenka, der zum Stall ging, zum Füttern. Unwillkürlich klingelte sie, zwei-, dreimal, endlich zeigte sich sein junges, erstauntes Gesicht an der Türspalte. "Selenka," sagte sie, "gehen Sie bitte ganz rasch, holen Sie mir Frau Laube."

Frau Laube kam; sie hatte nichts Gutes geahnt und gleich einen Arzt mitgebracht. Er war gut und freundlich, wenn auch an sehr andere Patienten gewöhnt. "Kleine Frau," sagte er, "das ging um ein Haar." Und an Frau Laubes Schulter gelehnt, von ihr gehalten und gestützt, hatte sie noch Schlimmes erduldet. *Nu – nu, das geht vorüber*, sagte die Frau und streichelte sie. Sie roch nicht unangenehm, nach dem Dunst eines warmen, arbeitenden Körpers, hatte dunkelumschattete Augen wie eine freundliche Häsin, und an den Wangen entlang einen Flaum, wie ihn Rotbuchenblätter im Frühling haben. *Frau Laube, Frau Laube! Die starken, hilfreichen Hände, die mächtige geblumte Nachtjacke an der immer ein paar Knöpfe fehlten, solche Zuflucht!* Und nun war diese Zuflucht nicht mehr da! Vor acht Tagen hatte sich Christine aufgerafft und war ins Krankenhaus gefahren. Da lag Frau Laube klein und zerschmolzen, ein Altweiberhäubchen über ihrem schwarzgrauen Zigeunerhaar, die schrumpfligen Waschfrauenhände nun glatt und blaß zu beiden Seiten hingestreckt. Diese grausige Krankheit die oft gerade die Starken und Tüchtigen überfällt., hatte sie klein gekriegt. Sie hatte zu wenig daraus gemacht, gemeint, es seien *die Jahre*; die mahnenden Schmerzen, das plötzliche Schwachwerden – sie hatte die Boten nicht verstanden. Und wie sie nun auch an ihr herumhackten, es war zu spät und diente wohl nur jüngerem ärztlichem Nachwuchs zur Belehrung. Schutzmann Laube, starr wie Andersens *standhafter Zinnsoldat*, die jungen Laubes, die schon in der Wiege Militärmützen getragen hatten, wie sie auch Wache standen unbeirrt, der Tod schob sie zur Seite und holte Frau Laube fort aus ihrem Wirken als Mutter vieler Söhne und Waschfrau vieler Leute.

*Wieviel Liebe begegnet uns doch im Leben*, dachte Christine; *unverhofft, wie man Erdbeeren findet im Walde!* Ihr Leben hatte Zeiten kalter Dürre gehabt, wo es sie anblies, gleichgültig und fremd; aber die Wärme einfacher Menschen hatte plötzlich dazwischen gestanden, wie ausgesät von unsichtbarer Hand. O Zwiegesang, wenn solche Neigung plötzlich erwachte, in ihr und auch in dem anderen, denn so etwas war ja nur möglich wenn es gleichzeitig war. Aber vielleicht zwang sie die anderen dazu? Auf Reisen oder auch nur im Vorübergehen in der Straße hatte sie diese Gewalt ihrer Augen erfahren, wie sie fremde Augen bannten und bezwangen. Da war eine ganze Galerie; freundliche Kofferträger und Hausdiener, geplagte Familienmütter denen sie mit

wärmstem Interesse zuhörte, stupsnasige Straßenjungen mit denen sie lachte, blasse Ladnerinnen denen sie mit einer Rose, einem heiteren Buch den Tag verschönt hatte ... es waren das kleine, verschwiegene Abenteuer: einmal in der Straßenbahn, die alten, kümmerlichen Dämchen die mit einem häßlichen Kranz aus Fichtenzweigen und Papierrosen zum Friedhof fuhren; beim Hinausgehen hatte sie ihnen ihren schönen, großen Rosenstrauß auf den Schoß gelegt ... ach und jene Arme, deren leichtfertiges und doch trauriges Gewerbe ihr deutlich auf die Wangen gemalt war, damals, in dem Café ... sie hatte ihr Taschentuch fallen gelassen und da hatte sich Christine gebückt und es aufgehoben und, ihr zulächelnd, hingereicht; die andere blickte auf, finster, mit einem höhnischen Ausdruck – da sah sie, wie Christinens Augen sich füllten, und auf einmal war da etwas Süßes, Unbeschreibliches zwischen den beiden. Ja, so war sie durchs Leben gegangen, so war nun einmal ihre Art, und Oskar hatte zornig gesagt, wenn du auch tot wärst, du würdest noch im Sarg die Leute zu umgarnen wissen. Und eben jetzt war es Ella von Hoppenrade, die, vom Schicksal geknufft und herumgepufft, ihrem Herzen ein Reiseetui von bestem gestepptem Rindsleder erworben hatte und nun doch erlebte, wie es leise darin zu rumoren begann.



Christine konnte den Besuch im Krankenhaus nicht verwinden. Die Menschen dort waren ihr vorgekommen wie Eingefangene, die auf ihre Hinrichtung warten. Unendliches Mitleid mit Frau Laube weckte als Ober- und Untertöne Mitleid mit dem zart-verkümmerten Fräulein von Hoppenrade, das schrecklich genau rechnen mußte und nach außen doch sorgenlos tun mußte; mit blassen Kindern in der Straße, die gar nicht wußten wie eine frisch gemähte Wiese riecht und wie ein Graben voll großer Sumpfergüßmeinnicht aussieht. O und die Tiere erst! Kettenhunde, Tag und Nacht angebunden, im Winter vor Kälte winselnd, während sich die Menschen in warmen Betten dehnen, und im Sommer verschmachtend bei umgeworfenem Wassernapf, von Ungeziefer gepeinigt in nie gereinigter Hütte; Güterzüge, vollgepreßt mit Schlachtvieh; tagelang rollten sie durch die Glut, in der Nacht auf den Stationen hallte ihr durstiges Blöken. Aber niemand ging und tränkte sie. Ach und die Erinnerung an Salzburg überfiel sie mit Schauern, beinahe wie etwas Unsauberes. Dort, im Mirabellgarten, wo all die

schrecklichen Käfige sind voll fremder und einheimischer Vögel, hatte sie den Kuckuck gesehen; seit zwei Tagen gefangen, den Kopf ans Gitter gepreßt, am Boden hockend mit bebenden, ausgebreiteten Flügeln. Ob der Wärter ihn nicht freilassen wollte, ganz heimlich, sie würde ihm zwanzig Kronen dafür geben – o wie böse war Oskar gewesen; das sei Beamtenbestechung, sie würde sich und ihm die größten Unannehmlichkeiten zuziehen – ganz kalt war ihr geworden, als zöge ihr jemand eine Binde von den Augen. Und als er sie am Abend wie üblich in die Arme schließen wollte – denn sobald es Nacht wurde, war bei ihm jeder Hader vergessen –, hatte sie ihn ohne alle Überlegung von sich gestoßen und gesagt, er solle sie allein lassen.

Ja, das war der Anfang gewesen; wenn es dann auch noch Jahre gedauert hätte! Und in ein anderes Bild flüchteten sich ihre Gedanken und dabei füllten sich ihre Augen mit Tränen, nun sie, erinnernd, Weißdornduft umgab, und sie in die warmen, blauen Augen sah, die bei jedem Unsinn mittaten, und so lieb ... so lieb ... waren. Da war die Eule in dem Wirtshausgarten. Man hatte ihr eine schreckliche, enge Höhle gemacht und ein Drahtgitter davorgespannt. Bei Tage schlief sie, aber die Kinder neckten sie und ließen ihr keine Ruhe. Und wenn die Nacht kam, versuchte sie die Flügel auszubreiten und mußte es aufgeben, wie einer in allzu enger Tür seinen Regenschirm nicht aufspannen kann. Ach sie sollte hinaus in die weiche Finsternis, auf Jagd gehen, mit ihresgleichen durch die Äste schlüpfen ... sie war von Läusen zerfressen, es stank in dem engen Kerker, gleich daneben war der Abort; o feierlicher Vogel, der sonst auf den Baumkronen Tau und Sternenlicht trank! ... Und da war Er nachts aus dem Fenster geklettert und hatte das Gitter mit der Zange aufgerissen, und die Eule war an ihm vorbeigehuscht, fast unhörbar ... Und den Kettenhund Pompon, der für so böse galt und doch nur schrecklich unglücklich war, wie er den losmachte und mitnahm beim Spazierengehen; Pompon hatte sich in ein Lamm verwandelt und wurde nun bei Tage nie mehr angebunden. *Oh, das war alles gut, was von dir kam, dachte sie, liebe Hand, könnt' ich dich noch einmal küssen! ...*

Sie trat an die Brüstung der Loggia. Gegenüber war fast die gleiche, die Häuser waren wohl alle zur selben Zeit gebaut; dorthin wanderten ihre Blicke oft, und allmählich war's zu stummer Sprache zwischen ihr und dem dünnen, schlaksigen Jungen geworden, der dort Kaffee trank und Aufgaben machte, und am Abend zu Nacht aß, was ihm eine wie aus Holz geschnitzte Person mit vergrämten Mundwinkeln zwischen die Bücher stellte.

*Armer Junge*, dachte Christine, was mochten das für Eltern sein, die ihn hier allein in der Glut sitzen ließen! Keinen Hund, keine Katze hatte er, die ja viel trostreicher sein können als Eltern;

nur eine große Schildkröte setzte er manchmal vor sich auf den Tisch und reichte ihr mit einer Hand Salatblätter, während die andere das Buch hielt aus dem er memorierte. Aber eine Schildkröte ist doch kein Trost, und wenn man sie auch streichelt, sie weiß nichts davon.

Vor ein paar Tagen hatte sie nun durch die Post einen Korb früher Sommerbirnen erhalten; eine Freundin, die zu ihr hielt, wenn auch mit Betonung der mütterlich-bekümmerten Note, hatte ihn geschickt. Den größeren und besseren Teil hatte sie hübsch in Blätter verpackt und mit dem Gefühl verschwiegenen Abenteurers drüben abgegeben, zum Staunen der vergrämten Dame, welche ihr mit eingebundenem Kopf und wild flackerndem Blick die Tür öffnete und wenig oder nichts zu verstehen schien. Nur, daß ihr junges Gegenüber Manfred hieß, Manfred von Hoven, erfuhr sie bei dieser Gelegenheit (in Gedanken hatte sie ihn *Melancholy Jack* genannt), aber tags darauf machte sie seine persönliche Bekanntschaft, denn er war nicht umsonst Mitglied der Verbindung *Präriewolf* und hatte mit geübter Spürnase die Herkunft des Birnenkorbs bald ausgekundschaftet. Nachmittags um fünf stand er mit einem Bund süß duftender Federnelken vor ihrer Zimmertür.

Mit Handkuß und einer gewissen schlaksigen Grazie fand sich Mani, wie ihn seine Freunde nannten, nun öfters bei ihr ein und allmählich hatte sich Christine aus Erzählungen und zufälligen Bemerkungen ein Mosaikbild seines Lebens zusammengesetzt, an dem sie noch immer träumerisch änderte und rückte. Alles freilich wußte sie nicht.

Manis Eltern waren vor sechs Jahren in ein Land gezogen, das gewiß schön war, denn es gab dort Papageien und Gürteltiere; diese gediehen außerordentlich in dem Klima. Aber für europäische Kinder, besonders für nordische, dünnhäutige, mit blau durchschimmernden Schläfen war es nichts, und so mußte Mani zurückbleiben. Wenn nun in der Schule von solchen fernen Ländern die Rede war, saß er schamhaft mit roten Ohren da, denn seine Kameraden begegneten ihm mit einem neidischen Hohn, weil er sozusagen mitreden konnte; bekam er doch Briefe mit den fabelhaftesten Postmarken beklebt. Im stillen aber genoß er es, wenn von Sandelholz, Palmenkernen und Indigo die Rede war, und letzteres hielt er lange Zeit für einen Leckerbissen, ähnlich wie Gummibonbons, aber gewiß viel kostbarer, denn der Lehrer schlürfte immer so, wenn er das Wort aussprach und mußte allemal erst schlucken, ehe er fortfahren konnte, mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: *Nicht für uns, zu teuer*.

Jene erste Zeit verbrachte Mani in der Villa von Tante Lydia, Papas Schwägerin. Dort ging es schrecklich ordentlich zu. Der Garten war wie gefegt, und es durfte sich kein Gänseblümchen auf dem Rasen zeigen; das unerhörteste aber wäre ein Maulwurfshügel gewesen; doch davon

sprach man nur wie von einer nicht auszudenkenden Möglichkeit. Es waren auch ein paar Cousinchen da, aber sie glichen kleinen, artigen, weißen Mäusen und hatten etwas in der Nase, das sie stockschnupfig machte. Ja, sie waren schauderhaft wohlerzogen. Dafür sorgte Miß Roberts. Nach einer längeren, Pause, während der die langen illustrierten Briefe, die Manis Mama regelmäßig schickte, mehrere Wochen ausgeblieben waren, kamen rasch hintereinander eine Anzahl Briefe und Telegramme, aus denen hervorging, daß eine Seuche Vater und Mutter, wie auch das neugeborene Schwesterchen, aus dem Papageienland in den himmlischen Garten verpflanzt hatte. Mani erhielt einen neuen, aus schwarzem Cheviot angefertigten Matrosenanzug der in den Achselhöhlen einschnitt, und Miß Roberts schenkte ihm einen gemalten Spruch mit einem Schäfchen und einer Passionsblume. Die Mutter der kleinen Cousinen küßte ihn, doch war sie trotz mehrerer Kinder im Küssen merkwürdig ungeschickt; als ob ein Specht pickte, und Mani fühlte sich hölzern dabei und entwand sich ihr.

Dies war das erste Bild in seinem Guckkasten. Dann machte es knips, und er saß im Dunkeln; und dann machte es wieder knips, und er war bei Herrn und Frau Major Lautenschläger, oder Onkel Paff und Tante Pienchen, wie sie sich von ihm nennen ließen. Im Regiment aber wurde Onkel *Paukenschläger* genannt, was auch besser zu ihm paßte. Warum Mani gerade zu ihnen kam, erfuhr er nicht. Es waren gute Schulen in der kleinen Stadt und das Leben sehr billig, Tante Spechtmeise hatte es sich wohl so ausgedacht; hier war er nun und hier fürs erste blieb er.

Damals erwartete Onkel Paff täglich seine Beförderung und der Zustand war vulkanisch. Wenn mittags der Postbote klingelte, fuhr sich Tante Pienchen mit der kleinen verarbeiteten Hand ans Herz. Sie war eine zierliche Frau mit blanken, braunen Augen und erinnerte an ein ausgestopftes Eichhörnchen das anfängt schäbig zu werden. Onkel Lautenschlägers Stimmung war besonders gereizt, weil sein Gegenmajor auf dieselbe Rangerhöhung wartete und eine Gelassenheit zur Schau trug, die vielleicht nicht echt war aber erbitternd wirkte. Zwischen beiden Herren bestand eine Antipathie, unabänderlich wie gewisse chemische Gegensätze, Jeder suchte dem andern gegenüber seine Eigenart doppelt zu unterstreichen. Onkel Paff seine Bärbeißigkeit, sein Rivale aber die tadellosen Formen des *ancien régime*, deren verlorenes Rezept er gefunden zu haben glaubte. In der Taufe hatte er den Namen *Adolar* erhalten. Namen verpflichten. So fühlte er sich als Protektor der Künste, saß in den Malateliers und redete von

Komposition und Chiaroscuro<sup>12</sup>, oder hielt den ersten Liebhaber auf der Straße fest, um ihm die Widersprüche im Charakter *Hamlets* zu erklären. Mit einem phänomenalen Gedächtnis begabt, war er mit Zitaten angefüllt wie eine Weihnachtsgans mit Kastanien. *Denn wie sagt unser alter Horaz?* – oder *Wie schon der Dichturfürst bemerkte* – und dann prasselte es nieder auf die erstaunten Zuhörer. Onkel Paff aber behauptete – sehr zu Unrecht –, Adolar bereite sich mit Hilfe von BÜCHNER und BROCKHAUS vor, und Adolars Gattin hätte die Rolle des Schleppers und brächte mit Geschick das präparierte Thema aufs Tapet.

Mit besonderem Hochgenuß trug Onkel Pfaff seine Verachtung für Adolars vornehme Allüren zur Schau. Dieser liebte es, als vollendeter Weltmann seine Unterhaltung mit kleinen französischen Lichttupfen zu schmücken. So pflegte er seine Frau mit den Worten "Baronne, votre équipage vous attend" (es handelte sich um eine der ziemlich schäbigen Droschken, die das Städten aufzubieten hatte) zum Aufbruch zu mahnen. Worauf alsbald Onkel Pfaffs Kommandostimme ertönte: "Pauline Lautenschläger, marsch – marsch, unsere Elektrische geht in zehn Minuten."

Bei Onkel Pfaff blieb Mani zwei Jahre. Er erlebte den Schreckenstag, als ein blauer Brief allem Hangen und Bangen ein Ende machte, worauf Onkel den Rock mit dem engen Kragen, in den er es fertig brachte auch noch den Serviettenzipfel zu stopfen, ablegte, sich in einen graugrünen Jägersmann mit Hirschhornknöpfen verwandelte und mit seinem Schnauzer Strupp stundenlange Wanderungen unternahm, wobei er jeder Ameise sorgsam aus dem Wege ging und in tiefer Brust einen schweren, stillen Kampf ausfocht; denn Adolar war Sieger geblieben. Sie zogen nun in eine kleinere Wohnung und die Einrichtung ihres Wohnzimmers wurde vom neuetablierten Zahnarzt erworben: die Salongarnitur aus braunem, gepreßtem Samt, der Tisch, auf dem GOETHES FRAUENGESTALTEN von Kaulbach und die illustrierte Bibel von Schnorr eine weinbekränzte Alabasterschale flankierten, das Nußbaumvertiko und sogar die Säule mit dem Hochzeitsgeschenk eines befreundeten Altphilologen, eine *Clythia* aus Elfenbeinmasse, welche Tante Pienchen eigentlich froh war loszuwerden, denn sie fand sie unanständig und hatte überhaupt die mit Mißtrauen gepaarte Aversion gegen Busen, die bei mageren Frauen nicht selten ist ... Sie alle zogen schwankend von dannen auf Dienstmann

---

<sup>12</sup> Chiaroscuro (italienisch: „hell-dunkel“), Hell-Dunkel-Malerei, auch franz.: Clair-obscur, bezeichnet ein in der Spätrenaissance und im Barock entwickeltes Gestaltungsmittel der Grafik und Malerei, das sich durch starke Hell-Dunkel-Kontraste auszeichnete und sowohl der Steigerung des Räumlichen als auch der des Ausdrucks diente. (*Wikipedia*)

Schuchardts kleinem Umzugswagen, wie in einen Raum wo Menschen künstlich-stoisch oder natürlich-feig ihrer Folterung entgegensehen. Nur der Glasbehälter mit den Goldfischen begleitete Lautenschlägers in das neue Heim. Pienchen liebte Tiere über alles, und da Strupp jeder Katze das Lebenslicht ausblies und Onkel Pfaff Vögel in Käfigen nicht duldeten, blieb sie auf das Aquarium angewiesen. Außerdem besaßen sie noch eine Schildkröte, inoffensiv und langweilig, welche Mani von Zeit zu Zeit mit Onkel Paffs Säbel aus ihrer Einsiedelei unter dem Kleiderschrank hervorschieben mußte; dann wurde sie auf die Küchenwaage gesetzt und Tante konstatierte, wie bei einem Säugling, ob das Futter bei ihr ansetzte oder nicht.

Nachmittags wenn Onkel Paff mit Strupp wanderte, war es nun still im Haus. Keine Ordonnanzen, keine Besucher mehr. Tante saß an ihrem Fensterplatz hinter den Schiefblattpflanzen und nähte. Sie hätte ja nun ihre Ruhe genießen können. Aber es fehlte ihr etwas. Wie einem Eisenbahnschaffner auf Urlaub das Schnaufen und Stampfen der Lokomotive. Drunten im Gärtchen, wo das niedliche Reh aus gebrannter Tonmasse im Grase lag, schlichen Katzen durchs Gebüsch und spähten nach brütenden Vögeln. Pienchen, die dem *Verein Vogelschutz* angehörte, war durch dessen Satzungen verpflichtet solchen Raubtieren Fallen zu stellen oder giftige Brocken auf den Weg zu streuen. Aber sie war auch Mitglied des *Vereins für herrenlose Hunde und Katzen*, und so sah sie sich einem Dilemma gegenüber das sie vermittelst einer Knarre zu lösen suchte, die sie heftig aus dem Fenster schwang, sobald sich eine Katze zeigte. Doch das alles störte ihren Nachmittagsfrieden.

Dann aber kam Onkel Paffs Krankheit. Er magerte furchtbar ab und bekam schlimme Beine, und alles, worauf er Lust hatte, durfte er nicht essen. Strupp schlich trübselig herum, die weiten Wegen hatten aufgehört. Auch Onkel Paff wurde der Tag lang, denn er war nie ein großer Bücherfreund gewesen, und der Tabak schmeckte ihm auch nicht mehr. So vertrieb er sich die Zeit indem er Schweinchen und kleine Jäger aus Eicheln anfertigte, die nach Jahren noch, ihrer Lanzen und Beine teilweise verlustig, an Garnrollen gelehnt, auf Tantens Schreibtisch standen. Aber dann war es auch damit nichts mehr, und eines Tages, plötzlich, wenn auch nicht unerwartet, kam die Ablösung, und Onkel Paff mußte sich melden beim himmlischen Appell. Eigentlich paßte er nicht in den ihm zugewiesenen Himmel, schon wegen der ewigen Sanftmut, und dann, du lieber Gott, bei seinen Ansichten! Denn er gehörte zu einem Antisemitenbunde allerblutigster Observanz, und wenn er nun dort oben einem Erzvater begegnete, oder beim Harfenkonzert neben einem Mann namens Jesaias oder Joel zu sitzen kam! Ja, in die ewigen

Jagdgründe, mit Strupp an den Fersen, das wäre passender für ihn gewesen. Aber man darf sich ja seinen Himmel nicht aussuchen.

Pienchen zog um, zum letzten Male hoffte sie, vor dem allerletzten Umzug zu dem man keinen Möbelwagen braucht. Sie zog an einen kleinen Badeort im Lippe-Detmoldschen, wo sie eine Freundin hatte, und im Sommer ein Zimmer vermieten konnte – dadurch hatte sie dann schon fast die Miete heraus. Mani aber erhielt die Schildkröte und kam nach der Hauptstadt zu einer Cousine von Tante Spechtmeise, der Malerin Hanna von Schlichtegrell, die hauptsächlich den Landadel porträtierte und nicht viel zu Hause war. Er kam auch aufs Gymnasium, und nun wurde es ernst. In alle exakten und unexakten Wissenschaften wurde er eingeführt, lernte turnen und singen, machte botanische Ausflüge mit der Klasse und zeichnete verstaubte Gipsköpfe und Ornamente ab. Der zürnende Achill und der blonde Siegfried wurden ihm als Ideale fürs Leben dargestellt; dazu lernte er *Liebet eure Feinde* wie auch die peinliche Sache vom Backenstreich und der anderen Wange, und das war ja ähnlich wie Pienchens Dilemma zwischen Katzenverehrung und Vogelschutz; aber er dachte darüber nicht nach, die Hauptsache war, daß man zu Ostern nicht sitzen blieb; so sperrte er den Schnabel auf und schluckte die geistige Mischkost. Antipathisch waren sie ihm alle, diese eitlen bramarbasierenden Helden sowohl wie diese Apostel mit ihrer Demut und Aufdringlichkeit. Später, oh – wie rasch würde er sie vergessen, die einen wie die anderen. Fort wollte er, übers Meer, in fremde, farbige Länder hinein ...



Wie so die Tage und Wochen dahingingen, hatte sich eine stille, fast verschämte Freundschaft gefestigt, die sie verband, die müde, träge Frau, die gern dem Leben vom Ufer aus zuschaute, ohne den Wunsch zu spüren noch einmal seine Wellen aus eigener Kraft zu teilen, mit dem feinen, entwurzelten Knaben, der vieles komisch fand, still seine Schildkröte streichelnd, ob er auch von der Sinnlosigkeit seiner Liebkosungen überzeugt war. Abends, wenn die ärgste Glut vorüber, gingen sie nun auf Explorationen aus, und da hatten sie zufällig in einer erst teilweise bebauten Straße einen Ort entdeckt, an den sie oft zurückkehrten. Durch einen kühlen Torweg trat man in den großen Hof; rechts und links und über dem Eingangstor waren Künstlerwohnungen und Ateliers, Galerien liefen an ihnen entlang, mit welchen

Eichenkränzen und gebleichten Pferdeschädeln dekoriert; das sei noch vom letzten Künstlerfest, sagte ihnen die Pförtnerin, eine behäbige Frau mit Puffärmeln, Holbeinhaube und mächtigem Schlüsselbund angetan wie *Marthe Schwerdtlein*.<sup>13</sup> Zu ebener Erde war eine kleine Bierstube, ein kühler, dunkler Raum, die weißgetünchten Wände mit Skizzen bedeckt. Aber am Abend war es schöner mitten im Hof unter der blühenden Akazie zu sitzen. Marthe Schwerdtlein brachte Limonade, ihr Sohn in Lederkoller und Barett trug Stühle herbei; es war ein amüsanter Kitsch, zugleich unwahrscheinlich und selbstverständlich, wie ein zusammengewürfelter Traum, besonders wenn am offenen Ende des Vierecks, hoch oben, ein Vorortzug durch die blaue Luft puffte, wie aus einer Spielzeugschachtel hervor.<sup>14</sup> Auf den Galerien erschienen Frauen und Kinder der Maler, ruhten in Hängematten und Liegestühlen, oder aßen bei farbigen Papierlaternen zu Abend, der Hitze entsprechend in allerleichtester Gewandung, die schönen, kleinen Kinder nackt und sonnenbraun. Dann preßten sich Christinens Hände ineinander und etwas Schmerzvolles zog ihre Lippen flach.

Dorthin und in den Charlottenburger Schloßgarten, wo er sich damals noch in sumpfiger Wildnis, Schilf und Schwertlinien mit tausendstimmigen Froschkonzerten verlor, gingen ihre Abendwege. Im Zoo war's schöner in aller Frühe, dort hatten sie stille Bündnisse mit dem Lemuren, dem Waschbär, dem Wasserschwein und ähnlichen anspruchslosen Geschöpfen; während die großen Glanznummern – wie alles allgemein Anerkannte – keine rechte Teilnahme erweckten. Manchmal wanderten sie auch im Botanischen Garten, der hauptsächlich Stäbe mit weißen Emailleschildern hervorzubringen schien, oder sie gingen ins Palmenhaus, hörten die Feuchtigkeit in warmen Tröpfchen niedersickern und bildeten sich ein, sie säßen im Urwald und mußten nun bald an die Zubereitung ihres Frühstücks aus Kokosmilch und gerösteten Bananen denken. Auf allen diesen Wegen hatte Christine allmählich die kleine Grisaille – Manis Leben – kennengelernt, manches auch – und das gerade war für sie das wirklichste – hineinphantasiert, und nun war es gar nicht mehr denkbar, daß sie vor wenig Wochen tagelang allein gesessen hatten, kein leises Anklopfen ihn ankündigte, der sich schmalhüftig in seiner verwaschenen Leinenjacke zu ihr setzte, nur wenig und zierlich aß und trank, sich in den GROSSEN BREHM vertiefte oder einsilbig und doch lächerlich von der Schule erzählte, mit leise spielenden Nasenflügeln, oder auf seiner Mundharmonika einförmige Harmoniefolgen blies oder das von ihm selbst erfundene Stück, das sie *die Quadrille der Gürteltiere* nannten. Ja, wenn er

---

<sup>13</sup> Figur aus goethe: FAUST I

<sup>14</sup> Möglicherweise ist hier die berliner U 2 gemeint, die in der dennewitzstraße (schöneberg) durch ein haus hindurchfährt.

so dasaß, ihr mehr zu eigen als irgend jemand sonst in dieser Riesenstadt, meinte sie fast, jenes kleine Wesen, das nicht zu Ende gereift war, sei irgendwie in Mani hineingeschlüpft und darum auch sei ihr bohrender Gram viel leiser geworden. Hätte Mani Eltern oder Geschwister gehabt, wäre er ein glückliches rotbackiges Kind gewesen, ihre Seele hätte nicht so mit allen Fühlfäden nach der seinen gelangt. Aber so lag ein behutsames Trösten in ihrem Liebkosen, oh unendlich behutsam, denn sie spürte da etwas Herbes, etwas bei aller Jugend und Unschuld schon auf der Defensive Stehendes, das auch deshalb das Komische im Traurigen aufspürte und sich vor jedem Überschwang verkriechen und schwer wieder hervorzulocken sein würde; denn was sie beide einte war das, was am stärksten bindet, aber auch am empfindlichsten ist: der Geschmack aneinander. Doch ihre Hände waren dünn und leicht, ihr Kuß fast körperlos, wenn sie ihn küßte, o sie verstand es, hineinzuwitern in solche kleine, verwunschene Tierseele, und keine Nympe aus Dianas Gefolge hätte ein scheues Rehböckchen unirdischer gestreichelt. Wenn sie auch manchmal fast schmerzhaft danach verlangte, ihn einmal nur auf den Schoß zu nehmen, seinen schmalen Kopf an ihrer Schulter zu fühlen und ihn zu wiegen, langsam, lange, wenn am Abend die Rüstern dunkel wurden und das Wagenrollen fern und traurig klang, wie aus einer fremden, versunkenen Stadt.



Der Weg geht weiter, und ob man zögert, weil da eine Oase ist die man ungern verläßt, oder weil man sich zu matt fühlt um bergan zu steigen, man schreitet doch, die Zeit nimmt uns bei der Hand, und manchmal hat sie Mutteraugen die freundlich geleiten, manchmal aber ist sie eine strenge Gouvernante die das kleine Mädchen zum Zahnarzt führt.

*La vie devient tellement simple quand on est très malheureux* – las Christine in einem der vielen Romane, die ihr die Frau des Botschaftsrats in großen Mengen liebte und die ihr, der noch Unbelesenen, wie Wunder der Seelenkunde und des Verstehens vorkamen. Der Satz ließ sie nicht mehr los und sie schrieb ihn zwischen Adressen, Telephonnummern und Verabredungen, auf die Rückseite ihres Briefblocks, des wenig verschwiegenen Vertrauten ihrer plötzlichen Einfälle; denn er lag, jedem zugänglich, auf ihrem Schreibtisch, und Oskar hatte die Angewohnheit, beim Vorbeigehen mit erhobenen Brauen einen Blick darauf zu werfen, wie auf

eine Fiebertabelle. *Ach*, dachte sie, jenen Worten nachsinnend, *selig in ihrem Leid sind die, welche sich in ihm klären, immer einfacher werdern, wie jene großen Freskogestalten die ihren steinigen Weg gehen, ein Wasserkrug, ein kleiner Brotlaib genügend ihrer Notdurft, eine zartgeränderte Blume ihrem Geiste zur Feier, ein Granatapfel, ein pickendes Vöglein ihrer Augen heitere Lust*. Und als sie später die Ziegenpfade über den Steinbrüchen Fiesoles kennen lernte und es sie immer wieder dorthin zog, wo die Myrten das Geröll umklammern, bitter duftend in der Dürre, wenn sie über die Hügel Toskanas blickte, wie sie karg und lieblich am Himmel stehen – da kam diese große Einfachheit über sie, schmerzhaft wie Versäumnis. Denn es war ihr nicht gegeben, Fesseln zu zerschlagen, sie hielt still, bis sie verdorrten, abfaulten, abfielen, um dann später die versäumte Zeit zurückzusehen, im harten Erklennen, daß sie Opfer innerer Schönheit gebracht ...

Ach, ihr Leben war nicht *simple* geworden durch das Leid; nein, es war ein chinesisches Geduldspiel, Rücksicht auf Rücksicht, Schachtel in Schachtel, und in der allerinnersten eine hohle Nuß, in der eine trockene Erbse klappert. Und war das ringsumher nicht auch so, oft – oft? Ja, war nicht das letzte Greifen und Suchen sterbender Hände auf der Decke ein Greifen nach ungepflückten Blumen, nach Früchten, die ihnen nicht gereift, nach der Liebkosung, die ihnen nicht geworden? Nun ging sie durch eine Welt der Schönheit, aber sie fühlte sich wertlos und gedemütigt; ja, ein schön gewachsener Baum in seinem Einzelstolz konnte sie mit Trauer überkommen. Das alles war in sich vollendet; es hatte das Gesetz erfüllt, nur sie ... trieb so dahin. Und sie erkannte, daß an diese Marmorwände ihr Leben seine Saugwurzeln nicht klammern konnte; nein, fremd und verschüchtert stand sie mitten drin, wie ein Armer, der unvermutet in einen Saal tritt wo reiche Leute Weihnachtsbescherung halten.

Aber dann waren auch hier die kleinen, bescheidenen Erlebnisse zu Wohltätern geworden, die Christinen durchs Auge in die Seele drangen. Irgend ein schöner sonnenbrauner Mensch, auf seinem Karren ausgestreckt, einen Grashalm kauend, der sich nach ihr umsah und sie langsam, erkennend, anlächelte, bis seine weißen Zähne sichtbar wurden und sie zurücklächeln mußte. Junge Maremmahunde, wie kleine Eisbären, in einem Haufen raschelnder Maishülsen spielend, ein Nönnchen, das, einen Papagei auf der Schulter, Tomaten pflückte, und süße, kleine, braune Mädchen am Rand eines großen Brunnenbeckens sitzend, die ihre winzigen Papierfächer spielen ließen, wie es die kundigste Señorita nicht besser gekonnt hätte, derweil ein Trupp sonntäglicher Carabinieri an ihnen vorüberschritt, rasch, in schönem Rhythmus, hochgewachsen, festlich, mit der unschuldigen Eitelkeit gut gestriegelter Pferde. Ja, da war vieles, vieles, und alles so am Wegrand, was ihr das Leben leichter machte.

Die römische Saison war vorüber, als sie endlich eintraf – immer wieder hatte sie ihre Abreise verschoben –, die Feste vorbei, die Gesellschaft auseinandergestoben, ans Meer, ins Gebirge, in kühle, weitläufige Villen. Sie trug ihre schönen, neuen Kleider, als gingen sie sie nichts an, auf den kleinen Empfängen der Botschaft oder bei sich in dem düsteren Palazzo, der in einzelne Wohnungen zerteilt an viele ausländische Familien vermietet wurde. Mit einem gewissen Möbelbestand der dazu gehörte. Der große Salon, mit fremdem Hausrat spärlich-feierlich möbliert, mit rotem, fadenscheinigem Kirchendamast an den Wänden, nicht anders als ihn die vorherigen Bewohner, ein junges amerikanisches Paar, verlassen hatten, er war ihr recht so; ganz unbeschwert von Erinnerung. Draußen sprangen die herrlichen Brunnen, die Zeitungsverkäufer schrien ihre Blätter aus, jeden Abend war es wie eine gellende Explosion, die allmählich dann, immer weiter getragen, verhallte, und an den Straßenecken wurden Gardenien verkauft, auf flachen Körben, heftig duftend, mit angebräunten Rändern, wie ein Zuviel der Liebe das eben anfängt ein bißchen widerlich zu werden.

Die Menschen die noch da waren kamen ihr freundlich entgegen; aber ohne es zu wollen zog sie einen Schleier um sich, und bald hieß es, sie sei *très difficile à apprivoiser*.<sup>15</sup> Nur an zwei alte Frauen hatte sie sich enger angeschlossen. Die eine, einst eine Schönheit, führte ein verzaubertes Dasein auf ihrem Dachgarten unter den Sternen; nach tragischem, ihrem Eigenwillen entsprossenen Schicksal, machte sie mit immer noch reizendem Munde kleine, bittere Bemerkungen, über die sie dann selber lachen mußte. Sie hatte in Christinen etwas Verwandtes gespürt und sie aufgenommen in ihren kleinen Kreis weltfremder Menschen, zwischen denen der Kater Fumagalli und eine uralte Kröte Filomene, die unter einem Blumentopf hauste, keine geringe Rolle spielten. An den Wänden ihres Musikzimmers hingen Bilder von Dichtern und Künstlern mit enthusiastischen Widmungen; verstorbene oder sehr alt gewordene. Denn Miß Trelawny war jung gewesen, als Tennysons *Königsepos* neu war und die Männer ihres Landes alle mehr oder weniger dem *Prinzen Consort* ähnlich sahen.<sup>16</sup> Aber ihr Leben hatte den damaligen, hausbackenen Idealen nicht entsprochen. Sie war weit mehr jenen mimosenhaften, aber in der Liebe tollkühnen Geschöpfen aus der Zeit Byrons und Shelleys verwandt – *créatures farouches*<sup>17</sup> –, deren hochmütige Reinheit sich plötzlich, ohne jeden Rückhalt preisgab, mit der weißglühenden Leidenschaft von Heiligen die auf Dornen gebettet der Engel Harfen rauschen hören. Nun war sie alt, fast körperlos, eine kleine Alabasterlampe in

---

<sup>15</sup> sehr schwer zu zähmen

<sup>16</sup> Alfred Tennyson: IDYLLS OF THE KING (1859)

<sup>17</sup> wilden Tieren

der noch immer die Flamme zehrt. In Erinnerungen lebend und sich zermürbend in Mitleid, hauptsächlich um kranke, herrenlose Tiere, die sie auf den Straßen aufas und von den Nachbardächern an sich lockte. Auf den vielen Irrfahrten ihrer Jugend hatte sie auch Heidelberg und Freiburg besucht; die deutschen Romantiker und der frühe, leidenschaftliche Goethe waren ihr geläufig, und manches Mal bat sie Christine, ihr aus den feinen Lederbändchen vorzulesen, WERTHERS LEIDEN, Hoffmann, Tieck und Arnim ... am liebsten vom *Kapellmeister Kreisler*<sup>18</sup> und seinen wildtraurigen Sprüngen. Denn am innigsten war sie doch mit der Musik verwoben, es waren dunkle, heimliche Saiten, die mitklangen. Christine mußte vierhändig mit ihr spielen, eine Beschäftigung der das alte, zerbrechliche Wesen mit rührender Hartnäckigkeit oblag. Gluck und Mozart und Rossini ... was zog nicht alles an ihr vorüber! Wenn Christine dann Abschied nahm, war da etwas in Miß Trelawnys großen, brennenden Augen, wie sie sich, eine kleine Öllampe in der Hand, über das Geländer beugte, das ihr nachging wie ein unerlöster Geist.

Die andere Beschützerin war eine breitschultrige Matrone, die sich in der Ciocciarentracht auf der Spanischen Treppe noch besser ausgenommen hätte als in Brokat und Perlen; in der Art, wie sie den Kopf trug und mit dem leisen Nachtmottenpelz an den bräunlichen Wangen, hatte sie gleich beim ersten Sehen Christine an Frau Laube erinnert; auch die großen, breiten, aber schlankgefingerten Hände waren dieselben; nur daß Frau Laube keine solche römische Baßstimme gehabt hatte, und nicht um alles solche großen, schwarzen Zigarren geraucht haben würde, wie es die Principessa unaufhörlich tat, Diese war die Stammutter einer zahlreichen, mit allen großen Häusern verschwägerten Nachkommenschaft. Unter ihren Enkelinnen waren einige der schönsten und auffallendsten jungen Frauen Roms. Sie wußte in deren Leben genau Bescheid, ihr konnten sie nichts weismachen, aber sie drückte wohlwollend beide Augen zu, wenn sie Unerlaubtes witterte. *Faut bien que jeunesse se passe*, sagte sie. Aber mit äußerster Strenge hielt sie auf Dekorum. Liebhaber? ... nun ja ... die Ehe ist eben ein Prokrustesbett, und der Mensch sollte erst noch geboren werden, dem es nicht zu kurz oder zu lang war. Aber eine Ehescheidung, überhaupt ein Skandal, *fi donc, nein*, da war sie eisern. "Natürlich, *tesoro mio*, ich rede für uns, bei euch *Protestanti* ist das alles anders. Ihr eßt ja auch Fleisch am Freitag und tanzt in der Fastenzeit, und eure *Preti* haben Ehefrauen und taufen ihre Kinder selbst, *un' idea buffa!* Ja, dann kommt ihr uns mit den Borgias und ähnlichen Geschichten. Sind doch alles Privatsachen gewesen, und das macht den ganzen Unterschied. Und dann, *bambina mia*, Alexander der

---

<sup>18</sup> E. T. A. Hoffmann

Sechste, nun ja, es war gewiß nicht alles korrekt, aber schließlich war er doch *un gran simpaticone!*<sup>19</sup> Dann streichelte sie Christine mit ihren herrschsüchtigen und doch milden Händen und fütterte sie mirt märchenhaften Bonbons aus einem rosa Atlassack, da die Kleine ja leider ihre Zigaretten verschmähete.

Christine wurde um diese Zeit vierunddreißig Jahre alt; doch erschien sie jünger. Ihre Augen, leicht überlaufend in plötzlicher Erregung; ihr Haar von jenem Braunblond, das in der Sonne licht, im Schatten dunkel scheint – man wußte nie recht, ob sie den Blonden oder Brünetten zuzurechnen sei, – dazu kam, daß ihre blasse Haut, bei Blondinen eine Seltenheit, sich im Sommer bräunte; mit nur wenigen kleinen, dunklen Sommersprossen auf dem Nasensattel. Sie hatte schöne, lange Handgelenke und einen fließenden Gang. *Simpatica*, sagten die Römer. Die Principessa war von einer ihrer jähren, heftigen Neigungen für sie erfaßt worden. Leicht humoristisch gefärbt. Zwischen ihren schönen, amerikanisierten Enkelinnen mit ihrer raschen, selbstsicheren Art nahm sich die Fremde aus wie ein Königskind im Adlernest. Sie war der alten Frau etwas Neues, Unbekanntes, das sie erstaunt kostete und genoß. *Sie ist wie ein hochgezüchtetes Fohlen*, sagte sie; *nur Fohlen haben solch scheues, seidenes Maul; sie gibt Küsse, wie Fohlen sie geben, wenn man ihnen das Gesicht hinhält*. Und über viele Köpfe hinweg lächelte sie ihr zu.

Oskar blieb der Principessa fremd; zwischen ihr und Christine blieb er unerwähnt. Aber manchmal verdunkelten sich die Augen der alten Dame noch um einen Schatten, wenn sie auf der jungen Freundin ruhten. Denn mit dem untrüglichen *flair* ihrer Cäsarennase hatte sie längst gewittert, daß da nicht alles in Ordnung war.

Auch ein junger Russe war Christinens Freund geworden, welcher sonst die Männer ihres Kreises nicht viel zu sagen hatten. Sie nannte ihn ihren Bruder in Chopin, denn so ist es ihm möglich war, kam er und spielte für sie in dem großen feierlichen Saal; lauter Sachen, die sie als Kind in ihrem sehr musikalischen Elternhause gehört hatte, ohne sich die Namen zu merken. Nun kamen sie an ihr vorbeigezogen und sie erkannte sie wieder, die *Impromptus*, die große Fantasie<sup>20</sup>, das *Andante Spianato* ... Sie saß wie verzaubert und ließ den Tee bitter werden.

Manchmal nahm sie einen Einspänner – Pippo hieß das rasche Pferdchen, und der Kutscher Oreste knallte von weitem mit der Peitsche, wenn er sie auf den Platz treten sah – und fuhr ganz allein in die Campagna hinaus. Hoch, unsichtbar trillerten die Lerchen, so viele waren es, daß es wie Grillengefeil ein einziger vibrierender Ton wurde. Sie ging, träumerisch befreit, die

<sup>19</sup> Rodrigo borgia (1431-1503), papst alexander VI.

<sup>20</sup> Polonaise-Fantaisie As-Dur op. 61

uralte Straße, wo noch an Stellen zwischen dem Gras das Pflaster besteht, sechseckig, schön gefügt wie Bienenzellen, über das die Füße römischer Soldaten gegangen sind. Carabinieri kamen geritten, in wallenden Mänteln, das Gewehr quer über dem Sattel, mit schwarzen geraden Brauen unter dem Zweimaster, wie Abkömmlinge Napoleons; Hirten, die mit ihren Ziegenfellhosen gleich verzauberten Geißböcken aus den Hecken spähten, lachten mit leuchtenden Zähnen, selig über ein paar Zigaretten, Mädchen, wie aus Bronze gegossen, mager, von Fieber verzehrt, wunderschön, mußte sie beschenken und küssen, und mit jedem Schritt streifte sie ein würziges Kraut und trug den Duft am Kleidersaum dahin. Hier, ja hier hätte das Leben einfach sein, der Schmerz in Geduld versteinen können, wie die Grabmäler, an denen sie vorüberfuhr.

Wenn sie dann aber an den Landpartien teilnahm, die von Oskars Kollegen nach diesen selben Orten veranstaltet wurden, fuhr sie mit erstarrter Seele durch das ihr so lieb, so wonnig Gewordene. War's nicht gerade, wie wenn Gleichgültige einen heißgeliebten Menschen loben? Da blieb auch als einzige Abwehr, sich zu verschließen in lächelnde Gleichgültigkeit.

Mit Mani hatte sie zweimal Briefe gewechselt, aber es war ein Stottern geblieben, sie fühlten sich beide nicht wohl dabei; als müßten sie durchs Telephon miteinander reden. So schloß die Korrespondenz wieder ein, sie wußte ja, bald würde sie ihn wiedersehen. Aber sie sammelte allerhand mit dem sie ihm eine Freude zu machen gedachte: römische Katakombenlämpchen die man wirklich anstecken konnte, Eidechsen aus grüner Bronze, Skorpione in Spiritus und eine schreckliche Gottesanbeterin, die in der Haltung an Fräulein von Hoppenrade erinnerte. Auch schöne waschseidene Hemden hatte sie gekauft, wie sie die englischen Knaben hier in der Hitze trugen ... das würde ihn gut kleiden, mit einem weichen Gürtel um die schmalen Hüften.

Man fand sie ziemlich wunderlich, aber sie war so bereit mit neidloser Bewunderung für die schönen Frauen des Landes, sanft und ehrfürchtig gegen alte Leute – war sie doch während eines Konzerts in der Botschaft aufgestanden und hatte einem weißhaarigen *Onorevole*<sup>21</sup> einen Stuhl gebracht – da hatte sie bald die schönsten Damen und alle Alten zu Freunden; das waren mächtige Verbündete. Als der erbetene Urlaub kam und sie von den Kollegen zum Bahnhof geleitet wurden, war ihr Wagen ein See von Blumen.

Dieses Jahr aber, mit seiner unvermeidlichen Einteilung, seinem Hin und Her und der Notwendigkeit, immer bereit zu sein den liebenswürdigen Eindringlingen ein heiteres Gesicht zu zeigen, lächelnd und gastfrei, war zur Brücke geworden, die sie und Oskar über eine

---

<sup>21</sup> *Ehrwürdiger*, in Italien Bezeichnung für Abgeordnete

abgründige Zeit führte, bis sie auf sicheren Grund gelangten. Wo sie dann, nüchtern und sachgemäß, mit verschluckter Bitterkeit seinerseits und ihrerseits mit plötzlichem Ersticken, voneinander schieden. In diesen Stunden empfand sie ähnlich wie damals, als endlich, endlich Mademoiselle sie verließ. Wie die kleine Christine die gefürchtete Erzieherin im Reisekleid, ein schäbiges Täschchen umgehängt, zwischen Koffern und Handgepäck am Fenster stehen sah, noch rasch eine Tasse Fleischbrühe trinkend, die viel zu heiß war, so daß sie nur einen kleinen Schluck bekam; um sie her am Boden zerrissene Briefe und ein verstümmelter Handschuh dessen Finger zum Zubinden von Kölnischwasserflaschen und dergleichen benutzt worden waren, und gegenüber an der Wand, wo immer Mademoiselles Uhrtäschchen gehangen hatte, ein dunkler Fleck, der den Umriß des abscheulichen Pantöffelchens wiedergab – da war's auch so, plötzlich, über sie gekommen, reuevoll, als müsse sie etwas Unmögliches tun um alles wieder gutzumachen. Heute wie damals etwas Dumpfes, das erst allmählich erwachen würde – so wie ein eingeschlafener Fuß. Nun hatte sie ihre Freiheit! Aber sie ging schwankend und tastete nach einer geliebten Hand ... o du rätselvoller Gott ... und diese Hand war nicht mehr zu fassen.



Die paar altmodischen und zum Teil schäbigen Dinge ihrer häuslichen Einrichtung, an denen ihr Herz hing, lauter von den Eltern und Großeltern stammende Sachen, waren bei einem Spediteur untergestellt worden. Nun sah sie sie wieder. Man mußte einen Hof durchqueren, wo die großen Möbelwagen aufgereiht standen und in den Ställen die schweren Lastpferde auf Zottelfüßen ausruhten; Stroh lag umher, Hühner pickten im Dünger, der Wachhund kam herbei und wedelte, wie sie mit ihm sprach. Dazwischen hantierten Reisen in grünen Schürzen, schwangen Zentnerlasten als sei es Spielzeug, und hatten doch behutsame Finger um mit Zerbrechlichem umzugehen. Es roch nach Pferden und Schweiß und billigem Tabak. Der Oberpacker wohnte neben den Stallungen, hinter weißen Gardinen; er stand vor der Tür und ließ sein winziges Mädchen auf der Schulter reiten; das sah lieb aus.

Gegenüber der Einfahrt lag das Quergebäude mit den Werkstätten und Speichern. Sie hatte hoch oben ihren eigenen Lattenverschlag mit einem Dachfenster, so war's fast wie eine Stube.

Mit all dem Kram ihrer Kinderzeit. Denn ihr Aussteuermobilar hatte sie nicht beansprucht, es war ihr immer gleichgültig geblieben. Auf den Kisten stand der Inhalt vermerkt. Da war das Blumenservice, das die Jugendfreundinnen der Mutter zur Hochzeit gemalt hatten, unter jedem Teller ein Mädchenname: *Line Malachowski* unter der Moosrose, die Nelke hieß *Johanna Kerstenbrook*, die wunderschöne *Marie Apraxine* war eine Orangenblüte. Das Service wurde fast nie benutzt., denn es wäre wie fahrlässige Tötung gewesen, wenn *Else Platow* einen Sprung bekommen hätte oder *Toni Gregory* in Scherben gegangen wäre. In der Kiste daneben war die Gipsbüste der *Bacchantin*; die stammte noch von der Urgroßmutter, Thorwaldsen hatte sie ihr geschenkt, als sie im großen schaukelnden Reisewagen nach Rom gekommen war. Daheim stand sie auf dem Ofen in Mamas Schlafzimmer, wo es immer so gut roch, nach Vetiver, das man heimlich aus den Polstermöbeln hervorzupfte, die es vor Motten schützen sollte. Wenn die kleine Christine krank war und bei Mama schlafen durfte, war das weiße Haupt mit dem Blätterkranz das erste und letzte das sie erwachend und einschlafend anblickte. Dann war da auch die Kiste mit den römischen Öllampen; zierliche Flamingos aus Messing, standen sie auf einem Bein; die Eltern hatten sie von der Hochzeitsreise mitgebracht, wie auch die Gouacheveduten von Napoli – der brennende Vesuv, der Posilipp mit ragenden Pinien, der Golf mit hingelagerten Fischern – alle in schwarze Blendrahmen und Goldleisten gefaßt, die daheim auf dem langen Gang hingen der zum Kinderzimmer führte.

Sie setzte sich in einen etwas defekten Kattunsessel mit Malvenmuster. Ja, der stammte aus der Plättstube; wie schön war's, wenn sie frei hatte, darin zu kauern und *Hoffmännchens* zu lesen, während Luise ihre weißen Kleidchen bügelte, die an den Schultern Ösen hatten, durch die man römische Bandmaschen zog. Die *Hoffmännchens* waren kleine, kartonierte Bücher, ihre Titel gaben Seelenruhe, wenn ihr Inhalt auch noch so folternd war, denn *Gott verläßt die Seinen nicht* und *Ehrlich währt am längsten*. So konnte sie von den traurigsten Schicksalen lesen – die braven Menschen hatten nichts als Unglück, und schreckliche Verdachtsmomente häuften sich gegen sie an, derweil die Bösen triumphierten – und hatte doch, war's im Herzen oder im Zwerchfell, das angenehm prickelnde Gefühl: *Gottes Mühlen wachsen langsam, aber sie mahlen fein*. Ja, zum Schluß konnte man ordentlich in Gerechtigkeit schwelgen. Aber dann kam allmal ihre kleine Bonne, Clémence, die siebzehnjährig, mit einer *robe de mérino noir* und den gesammelten *Sermons de monsieur le pasteur Hudry*<sup>22</sup> aus dem Waadtlande gekommen war, und bestand darauf, Christinens

---

<sup>22</sup> Der evangelist grégoire hudry-menos (1823-1873)

Haare zu waschen, *au camomille*, eine schreckliche Prozedur, die beim Auskämmen stets mit beiderseitigen Tränen endigte. Christine suchte in der Kiste nach den *Hoffmännchen*; sie konnte sie nicht finden, aber anderes kam zum Vorschein, das schon fast vergessen war: zwei Bände *Fleurs Animées*<sup>23</sup> mit süßlich manieriertem Text und zart kolorierten Stahlstichen unter vergilbtem Seidenpapier, entzückende Damen mit Wespentailen, die allemal eine Blume verkörperten; und was hatten sie für erlesene Schicksale! Ja, da waren sie, die heißbewunderten: *la Pervenche*, *la Capucine*, *la Violette des Bois*! Und sie blätterte, bis sie die Vielgeschmähte fand, der sie ihren heimlichen Dienst geweiht hatte; denn sie wurde geschmäht, weil sie duftlos war: *le Camélia*! Und da hatte die kleine Christine beschlossen, sie zum Trost zu ihrer Lieblingsblume zu erwählen, und es war nicht immer leicht gewesen sich zu ihr zu bekennen, wenn die Freundinnen ihre interessanten Lieblinge ins Treffen führten: *l'Aubépine*, *la Belle de Nuit*, *le Nénuphar*! Alte Bilderbücher lagen in derselben Kiste, all die ordentlichen kleinen Mädchen von Oskar Pletsch, die mit ihren Puppen Kaffee tranken oder Salatbeete begossen; auch eine freundliche Mutter, die eine Haube trug, war dabei und ein Vater, der als deutscher Ehemann zu Hause in Pantoffeln ging.

Die Kuckucksuhr hatte sie an die Wand gehängt und zog sie, auf dem Sessel kniend, auf: Ach, dachte Christine, *wenn mich die Duchessa di Sermoneta oder die schöne Mrs. de Tracy hier sitzen sähen! Sie würden wohl eher Keilschrift und Hieroglyphen verstehen als das! Und sogar der gute Nelidoff, der bezaubernd Chopin spielte und sich so unverstanden und unkonventionell vorkam; ja, in einem russischen Nachtsyl, zwischen lauter Samowars und slawischer Verzweiflung, da würde er sich zurechtfinden, aber diese guten, schwitzenden deutschen Arbeiter mit ihrem Bier und ihren fürchterlichen Zigarren und ich mitten drin – eigentlich ganz zufrieden – nein, das begriff er wohl nimmermehr!* ... Und sie lehnte den Kopf zurück und hörte die Uhr ticken und sog den Geruch der Holzlatten ein, auf denen die Sonne brannte. An der Dachluke spazierte eine Taube vorbei ...

Mani hatte sie nicht mehr vorgefunden. Diesmal war's seine Pensionsmutter, die Malerin Hanna von Schlichtegrell, die Christinen die Tür öffnete. Nein, Manfred sei verreist, sagte sie, er verbrachte die Herbstferien an der See, mit dem kleinen Hanssen, dem Senatorssohn. Fräulein von Schlichtgroll malte in größter Eile noch die Orden auf einem soeben beendigten Porträt. Sie war eine ziemlich auseinandergegangene Blondine, die sich fast immer in einem Zustand der

---

<sup>23</sup> Grandville: LES FLEURS ANIMÉES (1846/47, mit texten von taxile delord) - das buch eines wunderbaren zeichners!

Auflösung befand, weil sie ihr Portemonnaie, ihren Schlüssel oder ihr Taschentuch nicht finden konnte, und lebte zwischen eben ausgepackten und wieder einzupackenden Handkoffern ein unstetes Dasein. Der Vergleich mit einem alten, undicht gewordenen Sofakissen drängte sich auf, und auch, verwandt damit, die Erinnerung an jenes schwergeprüfte *Fräulein Cunégonde* aus Voltaires unsterblicher Erzählung, welches jeden Satz mit den Worten einleitet: *moi, qui ai été éventrée par trois Bulgares ...*<sup>24</sup>

In zwei Tagen mußte sie fort sein, es handelte sich um eine Silberhochzeit, diesmal war Mecklenburg ihr Manöverterrain. Sie zog von Schloß zu Schloß, malte ganze Familien, einzeln oder gruppenweise, wie es gewünscht wurde; man erkannte ihre Bilder schon von weitem. Immer lag ein edler Hund zu Füßen des Hausherrn, die Söhne kamen mit Flinten und Jagdtaschen, aus denen die erlegten Rebhühner quollen oder, wenn sie dazu zu klein waren, schwangen sie ein Schmetterlingsnetz; während die Damen in der anderen Ecke des Gemäldes sich mit Blumen beschäftigten und den Knaben lächelnd entgegensahen. Im Hintergrunde bauschte sich eine Portiere, und etwas Grün-Verschwommenes ließ auf herrschaftliche Parkanlagen schließen. Es waren Bilder tadellosen Familienlebens, und die Nachkommen konnten sich glücklich preisen, von so distinguierten, gutgekleideten Leuten abzustammen. Das Porträt dem sie eben noch die letzten Pinselstriche gab, war das eines Verstorbenen. Sie hatte es nach Photographien gemalt und war sich der Ähnlichkeit nicht ganz gewiß. In solchen Fällen pflegte sie die Beine etwas länger zu machen, als nach dem Vorbild anzunehmen war; das sah elegant aus und freute die Witwe. Die Kinder würden sowieso nicht wissen, wie der Vater ausgesehen hatte. Das wichtigste waren schließlich doch die Orden.

Fräulein von Schlichtegrell hatte die Angewohnheit, während des Malens einen Pinsel oder auch zwei quer im Munde zu halten; es sah aus als apportierte sie. Ihre Augen glitten würdigend über Christine hin. Wie pikant diese vom Süden leicht gebräunte Haut und dazu das aschblonde Haar, so reizvoll angewachsen; an Schläfen und Genick verlor es sich in einem fast silbernen Flaum; unwillkürlich überlegte sie, welche Farbtuben zur Wiedergabe dieses Effekts in Frage kämen. Weiter bemerkte sie Christinens anmutige Handbewegungen; *was nicht immer identisch ist mit schönen Händen*, dachte die Schlichtegrell, die von Berufs wegen solche Dinge notierte.

"Schreibt Mani bisweilen?" frug Christine, die auf dem kleinen Sofa seitwärts der Staffelei Platz genommen hatte.

---

<sup>24</sup> Voltaire: CANDIDE ODER DER OPTIMISMUS (1759)

"M-m-m", sagte die Schlichegrell und nahm den Pinsel aus dem Mund. Sie setzte einen Lichttupfen auf den Roten Adler zweiter Klasse. "Er ist sehr schreibfaul, der gute Junge, nun rudert und segelt er ja wohl den ganzen Tag mit dem kleinen Senatorssohn."

"Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß Mani – ja wie soll ich sagen – von seinen Verwandten nicht etwas mehr gehätschelt werden sollte? Ja ich weiß, er ist ein scheues Kind, fast abweisend; aber manchmal hat er Augen wie ein kleiner verirrter Hund. Ach nein, liebstes Fräulein, Sie können gewiß nicht mehr tun als Sie tun, aber seine Tante ..."

"Oh," sagte die Schlichegrell weiter malend, "Lydia Hoven gehört zu den Leuten mit wohlthätigen Absichten, die es immer fertigbringen, daß andere sie dann ausführen. So was nennt man organisatorische Naturen. Mich stört Manfred nicht im geringsten, wenn auch – sein Stübchen war sonst eigentlich meine Vorratskammer, und nun hab' ich nur noch das Badezimmer, und wenn ich nun meine Tees gebe, muß die Meringentorte und das Weingelee in der Badewanne abgestellt werden, und das ist ja nicht gerade ästhetisch. Aber Gott, er ist ein stiller Junge, ich behalt ihn gern; und Lydia hat nun auch die Genugtuung und bildet sich ein, seine Pension sei mir eine große Hilfe, und andererseits, sie hätte für Mani mütterlich gesorgt. *Daß i net lach'*, wie sie in Bayern sagen. Wenn doch diese Senatorsfamilie mit der korrekten Aus-ss-prache ihn ins Schlepptau nehmen möchte. Der Junge träumt ja nur von Krokodilen und Dattelpalmen, dazu könnten ihm sonne Kaffeesäcke schon verhelfen ..."

Nach diesem Exkurs machte sich die Schlichtegrell über das Johanniterkreuz her.

"Er ist ein einsames Kind, der kleine Mani", sagte Christine.

"Ja, es ist ihm schwer beizukommen. Anfangs nahm ich ihn in die Museen mit, aber ich hatte es bald los, daß es ihn langweilte. Aber vor jedem Droschkengaul bleibt er stehen und jeden räudigen Hund lockt er an sich."

"Aber das ist doch gerade sympathisch. Kinder mit Kunsturteil sind ja was Fürchterliches. In Florenz kannte ich einen kleinen Franzosen, dreizehn Jahre alt, der redete von *la grâce mièvre de Botticelli*<sup>25</sup> ... das kleine Ungetüm!"

"Nun, ich bin bei Giotto und Fra Angelico groß geworden", sagte die Schlichtegrell und ihre Augen quollen froschartig hervor. "Unsere Wohnung war austapeziert mit den Arundelschen<sup>26</sup> Farbdrucken, und Sonntags war der Besuch der Galerien unser Gottesdienst. Abends las Vater aus dem CICERONE<sup>27</sup> vor oder aus Goethes ITALIENISCHER REISE."

---

<sup>25</sup> Botticellis kränkliche gnade

<sup>26</sup> Arundel Castle: berühmtes mittelalterliches schloß in england

<sup>27</sup> Jacob burckhardt: DER CICERONE. EINE ANLEITUNG ZUM GENUSS DER KUNSTWERKE ITALIENS (1855)

Fräulein von Schlichtegrell setzte Lichttupfen auf die Knöpfe des Waffenrocks.

"Liebstes gnädiges Fräulein," sagte Christine, "wie bewundere ich Sie; mit solchen Büchern hätte man mich jagen können. Nein, Mama las mir aus TAUSENDUNDEINE NACHT, und entzückende Romane von Friederike Bremer<sup>28</sup>, von kinderreichen Familien, die zur Mitternachtssonne reisten, himmlich! Nein, sehen Sie, ich finde das nun ganz natürlich, daß Mani mehr für Krokodile ist wie für Cinquecento. Wenn er doch Naturforscher werden könnte und in den Urwald reisen!"

"Ja, wo soll das Geld herkommen", sagte die Schlichtegrell. "Ich denke mir, Lydia wird die Hanssenske Konstellation ausnutzen, darin sind sie groß, und ihn dort als *jungen Mann* anbringen. Freilich, mit seinem Namen! Aber die Zeiten haben sich geändert, und schließlich, wer guten Kaffee einführt, dient auch dem Vaerland. Auch ich" – sie drückte Vandykbraun auf die Palette, denn nun wollte sie die Bartpartie noch einmal vornehmen – "hatte anderes geträumt, als ich noch bei Gussow<sup>29</sup> studierte. Es ist nicht leicht, jahraus, jahrein Gutsbesitzer zu porträtieren. Aber was bleibt mir übrig, ich habe ja auch für Adele Wendel zu sorgen, ja, dieselbe, die Ihnen einmal aufmachte. Sie hat so schwere Depressionen, was wollen Sie, Schülerin von Lili Lehmann, *Königin der Nacht* – beinah perfekt ... aber ... Schlittenpartie, Erkältung, Knax – Stimme kam nicht wieder. Na, die Verzweiflung! Und dann war auch die Geschichte mit Vanutelli, dem Konzertmeister, Sie wissen ja wohl ... nicht? Oh, das erzähl' ich Ihnen einmal ... ja also, totaler Zusammenbruch. Sie mußte in die Anstalt. Aber dann holte ich sie heraus ... glauben Sie mir ... Irrenhäuser ... immer noch ein dunkles Kapitel. Aber nun ist sie bei mir und ich muß sie durchfüttern. Sehen Sie, gnädigste Frau, da kann ich Gott nur danken für den Landadel und all die toten Generale und Johanniter und daß die Witwen so pietätvoll sind."

Christine ging. Wie war das alles lächerlich und traurig. Lieber kleiner Mani, wenn sie ihm doch zu seinen Kolibris und Krokodilen verhelfen könnte! Aber vorher zu einem flotten Anzug. Er sollte nicht schäbig gehen zwischen den Söhnen der Reeder und Großhändler. Da war ja ihr Armband mit dem Smaragd. Ein Gedanke, von Gott gesandt. Sie besaß einen jüdischen Freund, der solche Dinge verkaufte. Er war ihr ergeben mit der beinahe fanatischen Uneigennützigkeit, die man bei Juden findet, wenn sie Freunde geworden sind. Sie saß gern in seinem Geschäft und ließ sich Schönes von ihm zeigen., Besonders die ungefaßten Steine hatten es ihr angetan. Das

---

<sup>28</sup> Friederike Bremer (1801-1865), schwedische Autorin, Frauenrechtlerin, Tierschützerin

<sup>29</sup> Karl Gussow (1843-1907)

war wie bei *Aladdin mit der Wunderlampe*, wenn er die kleinen Perlmutterchalen brachte, voll geheimnisvoller Opale, meerblauer Aquamarine, und wie sie alle heißen. Sie ließ sich von ihm erzählen, von seinen mühsamen Anfängen, seiner Zähigkeit, seinen Sorgen für Mutter und Geschwister schon damals als Fünfzehnjähriger; und von seinem großen Hunger in der großen, gleichgültigen Stadt. Es war wie ein Roman. Und dann hatte sie ihm, träumerisch, als sähe sie's in der Ferne geistern, vom Laubhüttenfest erzählt, wie sie's in einem Gehöft im Posenschen hatte feiern sehen: eine kleine Holzaltane auf der Hinterseite des Hauses errichtet, mit grünen Zweigen ganz umsteckt, und drinnen mit Kerzen, Wein und Kuchen saß der jüdische Wirt mit Frau und Kindern, und wer vorbeikam wurde geladen. Ja, da saßen sie und feierten, und die Sterne standen über Wald und Wiesen. "Ich finde das eine schöne Sitte, Herr Mandelbaum," sagte sie, "wir sollten es alle so machen- Eine Woche im Jahr, wo man ganz still und fröhlich wäre, die Sorgen wegschöbe, ob sie wollten oder nicht, und gut wäre zu Freunden und zu Feinden." Herr Mandelbaum hatte es längst aufgegeben sein Leben durch rituelle Spitzfindigkeiten zu komplizieren – dazu hatte er wirklich keine Zeit. Aber wie Christine erzählte, tauchten uralte Bilder auf, er saß auf steinigem Felde, und es war Abendbrot und er ließ die Herden seiner Väter an sich vorüberziehen ...

Und er kaufte das Armband und bezahlte es gut.

So ging Christine durch die Lebensspanne die ihr noch gegeben war, und wenn sie auch älter geworden wäre, hätte sich nichts daran geändert. Denn da war etwas zerbrochen; der schöne mittelste Trieb. Der Baum grünt weiter, steckt neue Triebe schüchtern in die Luft; aber der rasche freudige Wuchs ist es nicht mehr. Und all dies Aufmerken auf kleine Dinge am Weg, dies Aufheben kleiner Freuden und ahnende Verstehen geheimen Leids, was ist es anderes als die Hellhörigkeit, das überempfindliche Wittern von Kranken, die dem Stimmenklang spielender Kinder unter ihren Fenster anhören, daß es bald Frühling wird, oder am Duft des Faulbaums, von irgendwoher, den kommenden Regen spüren?

Sich still zurechtfinden in plötzliche Angriffe, in Verstümmelungen und Verschiebungen der Fähigkeiten, ist den Tieren angeboren. Sie müssen allein fertig werden, und da sieht man sie mit einer lahmen Pfote, einem geknickten Flügel den anderen Gliedern doppelte Arbeit auferlegen. Solange es sich verlohnt. Denn sie kennen die Grenze. Und wo ein Mensch noch lange, halbzutreten, pflichttreu und doch wie schuldbewußt am Tageslicht herumkriecht, verschwindet ein Raubtier, ein krankes Kätzchen, ein Vogel im Gebüsch, in Felsenspalten. So

wahrt das Tier seine Würde. Doch es gibt Menschen – sie sind vielleicht heimlicher, inniger als andere mit der Erde, der Flut und Ebbe von Frühling und Herbst verbunden – die es ebenso machen wie die Tiere; im Glück ohne Vorbedacht, aber wenn die Not kommt, mit unbewußtem Abwechseln ihrer Fähigkeiten. Die dann auch, wenn sie fühlen, es verlohne sich nicht mehr, in einen Winkel kriechen, wo das Leben – das eigentliche – zu Ende geht. Denn lebten sie auch im Treiben der Nützlichkeit und des Wohltuns, sie sind doch unsichtbar. Sie können immer noch geben; aber selten, und o so leis, daß sie keiner hört, sagen sie: *Gib!*

Daß nun Mani vor ihr aus dem Leben mußte, hätte Christine früher wie grausamster Schmerz, wie unausgesetztes Nagen am empfindlichsten Nerv gepeinigt. Aber nachdem sie den Brief gelesen hatte, den Hanna von Boltzien – sie malte dort das Doppelporträt des Bolkenhagenschen Silberpaares – ihr schrieb, weinte sie wohl in heißer, überwallender Trauer vor sich hin, denn es war ja ihr Traum gewesen, Mani zu der großen Reise, zu den Kolibiris und den pfauenblauen Schmetterlingen zu verhelfen, die er beim Tabakshändler sehnsüchtig bewunderte; doch sein heroischer Tod (wie die schönen Schlußzeilen einer Ballade) gab ihrem Kummer etwas Unirdisches; schon wehte Hauch der Schönheit drüber hin. Bei einer Segelpartie, bei der Rettung seines kleinen Freundes hatte er sein Ziel gefunden.

Nur wenn Christine Manis letzten Brief las, der ihr – etwas unbeholfen, aber man spürte die Freude zwischen den Worten – für alles dankte was sie ihm gegeben, schüttelte sie der Jammer. Ja, sie hatte ihm weiße Flanellanzüge gekauft, weiße Bootsschuhe und englische Socken – wie war es lustig gewesen, sie auszusuchen – und dann noch das Messer mit den vielen Klingen und das Buch vom Australischen Busch. Seine Kinderfreude über diese vergänglichen Dinge, die ihn doch überdauert hatten, das war's, was ihr am wehesten tat. Das Haus der Schlichtegrell, ja die ganze Straße mochte sie nicht wieder betreten. Denn dort hatte er in Verlassenheit gelebt, mit den zwei spöttischen Fältchen am Mund, die nicht in ein so junges Antlitz gehörten. Auch das Künstlerhaus und die Charlottenburger Einsamkeit, den Lemuren und den Waschbär mied sie. Nein, nicht wecken. Er schlief in ihrem Herzen; Seetang im Haar, Sand in den Taschen, wo auch die Mundharmonika und das Messer mit den vielen Klingen rosteten. Sie hatten ihm die Flagge des Segelbootes übers Herz gebreitet. Erst wenn sie wieder an neuen, fremden Orten war, wollte sie's versuchen, wie so oft auf einsamen Fahrten in Rom, ihn an ihrer Seite aufzuwecken mit hartnäckiger Inbrunst, bis sie seine magere Knabenhand in ihrer Hand zu spüren vermeinte. *Kleiner Mani!* Und sie küßte die linde Herbstluft, und ein Lächeln kam und legte sich auf ihren Mund, ungerufen.



Christine hatte viele Freundinnen gehabt, und viele hatte sie noch. Solche die aus der Kinderzeit stammten, die ihr zum Geburtstag Primeln und Hyazinthen, Notizbücher und sogenannte Papeterien gebracht und mit ihr Schokolade getrunken und Lotterie gespielt hatten; etwas später andere, mit denen sie zur Schule gegangen war, Offiziers- und Beamtentöchter, wie auch solche aus bescheideneren Zonen, die vielleicht selber nun Hyazinthen- und Primeltöpfe, Papeterien und Notizbücher verkauften. Später noch hatte sie unter jungen und älteren Frauen, hier und im Ausland, sich rasch und ohne besondere Anstrengung Freundschaft erworben. Diese blieben ihr, als ihr äußerer Glücksstern sich neigte, in der Mehrzahl getreu. Es wurde ihnen dies nicht schwer gemacht, denn es war alles lautlos und in anständigster Form vor sich gegangen. Drei feierliche aber nicht unfreundliche Herren hinter einem Tisch mit Wasserkaraffen und Tintenfassern; neben ihr in flatternder Robe ihr Rechtsbeistand, auf der anderen Seite die Gegenpartei, äußerst korrekt, gleichfalls von einem Schutzgeist schwarz umflattert. Der mittelste der Trinität nahm das Wort, er sah einem gutgekämmten, weißen, sehr verbindlichen Fuhrmannsspitz ähnlich: *Ich glaube, meine Herren – unüberwindliche Gegensätze – Versöhnungstermine resultatlos – was nützt es – Verlängerung einer Ehe, deren Voraussetzung... ich glaube, wir sind uns einig ...* und so weiter. Ja, es war alles ohne Aufsehen erledigt worden, und wenn die Welt auch tuschelte, so tat sie es doch nur leise, denn es ist sehr unbequem, Partei ergreifen zu müssen; will man mit Grundsätzen prunken, so ist man vielleicht genötigt, innerste Sympathie preiszugeben; entschließt man sich aber zu Freundschaft trotz alledem, so kann das das Opfer mancher angenehmen und nützlichen Beziehungen bedeuten. So war man dankbar, daß Nebel jene Irrwege bedeckten, und niemand vermaß sich an ihnen zu zupfen.

Eine nur hatte von Anfang an sich nichts weismacht. Aber diese war, trotz angeborenen warmen Herzens, weltklug geworden, das Leben unter vielgestaltigen, oft schwierigen Verhältnissen hatte sie dazu gemacht, und sie wußte, daß ein Wort, im ersten Mitgefühl gesprochen, zum Hindernis werden kann, wenn ein Herz gern vergessen möchte oder, noch später, sich einbilden, etwas sei nie gewesen. So ging auch sie schweigend hinweg über Unabänderliches. Christine nannte diese Freundin *Morgiana*, denn wie die kluge, bestrickende

Schaffnerin des *Ali Baba* hätte auch sie es vermochte, ihre schlimme Entdeckung geheimzuhalten, zu tanzen und zu singen und dem verräterischen Gast lächelnd den tödlichen Trank zu kredenzen, die übrigen Neununddreißig aber in den Ölfässern zu ersticken, um dann erst, zärtlich lachend, dem Geliebten zu offenbaren, warum und zu wessen Heil sie das alles getan. Morgiana, ritterlich wie ein Samurai, tapfer wie Bayard<sup>30</sup>, skrupellos wie ein Kondottiere und mit Ausflüchten verproviantiert wie der Vater der Lügen<sup>31</sup> ... und das alles nur, wenn es galt, ihre Freunde aus einer Sackgasse herauszuhauen oder aus einem Labyrinth herauszuschwindeln; denn für sich selbst verlangte sie nichts. Wenn man sie mit einem Bildwerk vergleichen mußte, da war es nur der *Löwe von Luzern*<sup>32</sup>, der ihr gleich kam, dachte Christine. Denn so, noch im Todeskrampf mit schützender Tatze nach dem Wappen eines Freundes daliegen, das sah Morgiana ähnlich. Und jener erste Satz in Beethovens *F-Dur-Quartett*, mit seinem dunklen Violoncellmotiv und heißpulsierenden Rhythmus, der konnte ihr musikalisches Signalement sein; so, warmblütig ihren Weg gehend, *Andante quasi Allegro*, im Viervierteltakt. Und hier und da kleine zärtliche Oasen, von denen nur die Intimsten wußten. O wie gut war's, von Morgiana zu wissen, zu wissen, daß sie da war, breitschultrig mit schmalen Hüften und Augen wie nasser Schiefer, die immer zuerst lachten, noch ehe der Mund ihnen nachkam; mit einer weißen Strähne mitten im dunklen Haar. Ob sie nun ein junges Pferd zuritt oder Himbeeren einkochte, Kleider für arme Kinder zuschnitt, einem Feldarbeiter einen Fußverband oder rasch, zur eigenen Freude, eine feine Federzeichnung hinwarf; was sie auch anfaßte gelang, und ihre rasche, hilfberete Art, nach kurzer, eiskalter Überlegung, hätte sie befähigt einen Feldzug oder eine gefahrvolle Expedition zu gutem Ende zu führen, Rettungsarbeiten zu leiten oder ein ganzes Waisenhaus mit Mutterliebe zu versorgen und dennoch übrigzubehalten für den Hausbrand. Ja, wenn man auch durch Meilen und Meilen von Morgiana getrennt war, es war gut, Morgiana auf der Welt zu wissen. Und nun kamen die schönsten Briefe von ihr, mit fürchterlichen orthographischen Schnitzern – denn Morgiana *glaubte nicht an Orthographie* – und allerhand Tintenkatastrophen, denn immer war sie gehetzt und schrieb inmitten schwatzender Menschen, die alle etwas von ihr wollten, auf irgendeiner wackligen Tischkante, und schrieb die warmherzigsten Dinge und dazwischen zynische

---

<sup>30</sup> Pierre du terrail, chevalier de bayard (1476-1524), genannt *Chevalier sans peur et sans reproche* (*Ritter ohne Furcht und Tadel*), ein französischer feldherr.

<sup>31</sup> *Der Teufel ist der Vater der Lügen* (Joh. 8, 44)

<sup>32</sup> Das in eine sandsteinwand in luzern gehauene riesige hautrelief (entwurf berthel thorvaldsen) erinnert in der allegorie eines sterbenden löwen an die am 10. 8. 1792 beim sturm auf die tuilerien in paris auf seiten des königs gefallenen schweizergardisten.

Aussprüche, als sei sie unter jungen Menschenfressern aufgewachsen oder mit Larochevoucaulds herzlosesten Maximen großgesäugt worden; und Christine aus ihres Herzens Einsamkeit – nun Mani nicht mehr da war – sah nach ihr aus wie der Gestrandete nach dem auftauchenden Segler. Ach ja, Morgiana, sie sollte ihr helfen, bei ihr würde das Leben warm sein, vielleicht auch wieder ein bißchen leuchten – sie wollte sich in ihrer Nähe ein kleines Haus suchen, wohin sie den Kattunsessel und die Kuckucksuhr transportieren konnte und auch die Bacchantin, die nun so lange ihren Dornröschenschlaf schlief. Dort wollte sie die Bienen im Buchweizen summen hören und abends die langgestreckten Wolken am gelben Himmel schwimmen sehen.

Morgiana legte sofort als umsichtiger Staatsmann mehrere Eisen ins Feuer, abonnierte in einer Zeitung, daß ein Wunderhaus gesucht würde, und abonnierte auf eine andere, worin Menschen die Wunderhäuser besaßen, solche aus uneingestandenem Gründen wieder preisgaben; außerdem setzte sie eine Anzahl Leute in Bewegung, die, nicht zur Zunft gehörig, die Franktireurs ihrer Truppe bildeten. Einer von diesen, ein Viehhändler, war es denn auch, der sie auf die Fährte des Ideals brachte. "Ein etwas sumpfiges Ideal, Christinette," schrieb sie, "aber als ich es sah, wußte ich, dies und kein anderes wirst Du erkiesen, wie man glaub' ich, in Bayreuth sagt." Und nun folgte die Beschreibung, und es klang märchenhaft und doch vertraut, als hätte Christine es schon einmal gesehen; ein Traumhaus, Wege, auf denen sie sicherlich schon gegangen, Bänke, auf denen sie sicherlich schon gesessen war. Stand es nicht einstöckig und traurig und doch mit anheimelnden Locken mitten in der Ebene, die dort entweder moorig oder sandig war, entweder nur Schilf und Flockblumen, oder nur Buchweizen und Lupinen hervorbrachte, denn bei dem billigen Preis – was konnte es anderes als kümmerlicher Boden sein? War nicht auf der Rückseite ein verwahrloster Garten mit Buchshecken und vermoosten Apfelbäumen, die wenig Äpfel aber sehr viel Schatten gaben? "Drum sind auch die Rosenbüsche krank und voller Blattläuse, nur Veilchen gedeihen hier, sie stehen in Massen an den Mauern. Eine kleine Brücke führt über den Schlammgraben, dann ist man gleich im Erlenwald," schrieb Morgiana, "dort soll's im Sommer die fabelhaftesten Froschkonzerte geben, und wenn sie still sind, legen die Nachtigallen los." Ja, so hatte sie sich's gewünscht, sie sah es alles vor sich. Die Landstraße, mit Ebereschen besetzt, wanderte rotglühend durch die Verlassenheit. "Durch den Wald", schrieb Morgiana, "ziehen sich Gräben, die müssen im Frühling gelb von Schwertlinien sein und blau von Vergißmeinnicht. Hinter dem Wald sind wieder Felder – die sieben mageren Jahre der Bibel fielen mir ein – und dann kommt das Dorf mit Kirche und Pastor und

Apotheker; auch gibt es einen Kramladen, wo man alles kaufen kann, Tinte und Heringe, Holzpantinen und Fruchtbonbons, auch Trauerhüte und Myrtenkränze in Glasschachteln, die hängen die Frauen dann nachher an die Wand in der guten Stube. Es ist wie bei Wertheim, nur kleiner." Wenn Christinette beim Apotheker telephonierte, könnte Morgiana auf ihrer kleinen Schimmelstute in einer Stunde bei ihr sein. Also, nun sollte sie sich entscheiden ...

*Too good to be true*, dachte Christine und telegraphierte: *einverstanden, schliesse ab*. Denn sie wollte sich den Rückzug abschneiden, sie war mißtrauisch gegen das Schicksal geworden, oder auch gegen ihre eigenen Hände die gar nicht dazu taugten, die guten Dinge dieses Lebens festzuhalten. Und weil sie die Vergangenheit und die Zukunft immer in einzelnen Bildern vor sich sah – so sah sie sich schon im Novembernebel heimkehrend, silberne Tröpfchen im Haar, und da leuchteten die Fenster lockend durch den Dunst, ach, es war eigentlich gut, naß und müde zu sein, denn drinnen wartete die Kuckucksuhr und der Malvensessel und gewiß auch ein großer, runder Porzellanofen auf Löwentatzen. Oder im Sommer im verwilderten Garten: ja, die Zentifolien waren blaß, es war zu viel Schatten und der Buchs erstickte sie, Rostschnecken überall, den Bauch beklebt von Sandkörnern. Wenn man den Schneckenweg links immer weiter ging, waren da zwei Rasenbänke, oder waren's Grabhügel, ein kleiner, finsterner Platz, Tannen und Lebensbäume dahinter, da kam die Sonne nur am Abend ganz wenig herein, kein Wunder, daß in dem Gärtchen die Radieschen nur Kraut ansetzten ... Zwischen den Rasenbänken stand ein kleines, verfallenes Schweizerhaus mit Galerien, ein Häuschen wie für Zwerge, auf dem Giebel war eine rostige Blechfahne aufgesteckt, darauf stand ausgeschnitten *Villa Has*. Das war also die Wohnung der Kaninchen die den Kindern gehörten. Ja, welchen Kindern? Nun, diesen doch, da standen sie ja, bei den Tannen ... gleichgroß, Zwillinge wohl, sieben Jahre mochten sie alt sein, vielleicht mehr, vielleicht weniger, ein Junge und ein Mädchen, in blauen, verwaschenen Ärmelschürzen, wie kleine Fuhrmannskittel, und beide hatten helles, abgeschnittenes Haar, rötlich, das ein wenig lockte, feine, feine Näschen, man sah das Licht durchscheinen, und Augen wie Meerwasser, die Lider gerötet, als hätten sie geweint. Nun saß Christine auf dem einen Grabhügel, die Kinder auf dem anderen, still aneinander gelehnt. *Sucht ihr eure Hasen?* fragte Christine. Aber die Kinder legten den Finger auf den Mund. Sie sahen sich furchtsam um; da schlich ein weißes, triefäugiges Hündchen durch die Lebensbäume, und eine Stimme, wie ein atemloses Schnaufen rief: *Wo steckt ihr? Wart', wart', ich komme*. Da tat sie ihre Arme auf, die Kinder krochen hinein, sie schloß sie über ihnen zusammen,

immer enger, fester; aber dann war nichts mehr da, sie waren in ihren Armen zerschmolzen. Christine sah sich um. Hatte sie geschlafen? Morgianas Brief lag in ihrem Schoß.

Am andern Tage fuhr sie zum Spediteur, ohne rechts oder links zu blicken, denn sie kam durch die alten Straßen am Kanal entlang, sie sah die Bäume, die großen Kähne wieder. *Mani!* Das Herz zog sich ihr zusammen. Nun flatterten die letzten goldgerippten Blätter von den Rüstern, das Wasser trug sie davon.

Diesmal blieb sie nicht lang im Magazin, zog die Kuckucksuhr nicht auf, setzte sich nicht in den Sessel. Der Oberpacker, Herr Adumeit, begleitete sie; sein kleines Mädel war schon ganz verständig, trippelte ernsthaft neben ihm her und ließ Vaters großen, harten Zeigefinger nicht los. Christine gab alle nötigen Auskünfte, besprach den Zeitpunkt, die Kosten ... dann warf sie einen letzten Blick über ihre kleine Habe. Da waren nun ein paar Kisten, dachte sie, und draußen ist die große, weite Welt, Schönheit und Freiheit, und früher, ja, früher ... *Aber schließlich – was ist mir die Akropolis? Aber die Kuckucksuhr, das sind Herbstabende mit einem geliebten Märchenbuch, und kleine, weiße Pelzmotten mit schwarzen Eulengesichtchen, die unter der Lampe spazieren gingen ... oder es ist Nacht, sie tickt geduldig, und nun kommt Mama heim vom Ball, ihr weißer Mantel öffnet sich, wie duftet sie so himmlisch gut, und wir küssen einander im Dunkeln, ganz wie besessen ...*

Die Abendsonne glühte in den Spinnweben als sie die Treppe herunterkamen; in den Ställen stampfte ein Pferd. Christine lehnte an einer Kiste im Eingang; diese bleierne Müdigkeit, die sie plötzlich überwältigen konnte, hatte sie wieder erfaßt. *Ach, wenn doch ein freundlicher Riese mich in seine Tasche stecken möchte, dachte sie, und ich wüßte von gar nichts mehr ...* Herr Adumeit war ja nun solch ein Riese, ja, er wirkte wie Schlummerpunsch in seiner himmlisch gleichmütigen Art, sich jede Verantwortung aufzuladen; genau wie er früher, als er noch nicht Oberpacker war, sich die schwersten Kisten, Kisten mit kostbarem und zerbrechlichem Inhalt, aufgeladen haben würde. Herr Adumeit wartete. "Ja, also dann, Herr Adumeit, auf Wiedersehen im Riedhaus", sagte Christine und reichte ihm die Hand; denn aus besonderer Freundschaft wollte der Oberpacker, der sonst nur für Botschafter und Fürstlichkeiten zu haben war, den Transport selber besorgen. Und *Auf Wiedersehen!* sagte sie lautlos in die Runde zu all den Vermummten, der jungen Bacchantin, den römischen Lampen, den *Fleurs Animés*. Aber es wurde ihr eng ums Herz, als drückte eine kühle Hand es langsam zusammen; auf einmal wußte sie – aber warum, hätte sie nicht sagen können –, daß sie nichts von alledem wiedersehen würde.



Im Riedhaus waltete Morgiana mit Tünche und Ölfarbe, und das würde noch eine ganze Weile dauern. "Wo es irgend geht," schrieb sie, "laß ich die alten Tapeten hängen. Denn ich kenne Deine unbegreifliche Vorliebe für Monstrositäten der Krinolinenzeit. An Möbeln ist nichts vorhanden, bis auf einiges Niet- und Nagelfeste. Die Tapeten genügen mir. Eine gelbe mit unreifen Weintrauben, an denen Distelfinken picken und sich vermutlich die Cholera holen, eine knallblaue – wie im Goethehaus, es fehlt nur die fürchterliche Juno – und eine grüne mit schwarzen Ramagen<sup>33</sup> wie Alpdrücken, wenn man als Kind Krokodile und schreckliche Männekens über die Wand laufen sah. Aber Du hast nun mal diese Geschmacksverwirrung, so wird Dir's wohl gerade gefallen – sonst ist's ja bald übertüncht.

Sonderbare Dinge über die früheren Bewohner habe ich gehört, aber heut ist keine Zeit zum Schreiben. Unter anderem ein Fräulein Kajetan, die eine unheimliche Krankheit hatte., fortwährend Heißhunger, mußte immer essen, essen und war niemals satt; wie ein Oger. Nun, davon ein andermal. Der Garten, mit einer Unmenge fataler brauner Schnecken, mag im Hochsommer ganz angenehm kühl sein, jetzt eben ist's wie in den Katakomben, mehr für Kellerasseln geeignet. Du wirst da tüchtig ausholzen müssen. Das Ganze erinnert mich an JANE EYRE<sup>34</sup>, leider kein interessanter *Rochester* vorhanden. Es müßten noch ein paar schottische Deerhounds her, die nachts den Mond anheulen, und für's Haus so ein Malteserhündchen mit Triefaugen; das paßt zu den Tapeten der Königin Victoria. Die schreckliche Kajetan soll auch eins gehabt haben."

Christine – nun sie des Riedhauses gewiß war – freute sich über den Aufschub. Sie hatte zwei Zimmer am Rüdeshheimer Platz als *paying guest* bei einer ziemlich farblosen Bekannten gefunden, und ihre Wohnstube, die ihr zuerst mit all dem weißen Lack, geblumten Wänden und englischen Landhausstichen allzu wohlfrisiert vorkam, war ihr lieb geworden, denn es war ein Kamin darin und an den kühlen Abenden war es heimlich, davor zu sitzen, wenn das Holz am Verglühen war und neben ihr ein Sträußchen Herbstveilchen guten Willens duftete. Sie fühlte sich todmüde; mit jedem Tag nahm das zu. Der Gedanke, ihre Schubladen wieder

---

<sup>33</sup> (frz.): Streumuster

<sup>34</sup> Charlotte Brontë: JANE EYRE. EINE AUTOBIOGRAPHIE (1847)

auszuräumen, Koffer zu packen, dienende Geister zu suchen, die sie gezwungen war unter den *Anfängerinnen* zu wählen, die keine hohen Ansprüche stellen – es war wie in einem Engpaß ein Heuwagen, der auf sie zukam. Wenn doch Morgiana hier wäre um alles zu leiten! Aber die hatte jetzt keine Zeit. Sie war ja über alle Maßen gut, eben hatte sie wieder das ganze Haus voll; alte Tanten und Cousinen, die sonst niemand einlud; *le salon des refusés* nannte sie selber ihr Landhaus. Nein, es war das Menschenmögliche, daß sie alle paar Tage nach dem Riedhaus ritt und die Arbeiter anfeuerte. Denn es hatten sich *Grundsäden* herausgestellt, ein überschwemmter Keller und dergleichen; vor Frühjahr sei an Einziehen nicht zu denken, schrieb sie; Christine möge doch über Winter in den Süden gehen, wohin sie so gut passe, denn sie sei doch eigentlich ein Salamander und eine Schildkröte obendrein, viel zu träge für einen norddeutschen Winter, und gehöre nach Italien wo es so liebenswürdig frasierjackenmäßig zugeht und niemand je Eile hat: *già già cara Signora, non si disturbi* – und ähnliche angenehm-somnolente Redensarten, die die Uhren ausschalten und die Seelen glätten.

Und da gedachte Christine einer Pension in einem kleinen Vorort von Florenz, sanft hügelan. Die Schwester des Pfarrers hatte sie eröffnet, um der großen Armut ihres Bruders zu steuern. Dicht bei dem Kirchlein, ja dem Kirchlein eingebaut, ein leiser Duft von Weihrauch und Lilien schwebte in den Gängen. Davor ein terrassenartiger Platz, von zwölf Zypressen umstanden, die erst von halber Höhe an grün waren, pinselartig, wie Bäumchen aus Spielzeugschachteln. Um drei Seiten zog sich eine niedere Mauer, darauf konnte man am Abend sitzen, während die jungen Leute auf dem Platz Boccia spielen, in den Abgrund blicken wo Olivenwipfel wedelten, oder hinaus in die Ferne, in die Hügellandschaft, grau verschleiert ... Drinnen bei Siora Giustina war's klösterlich sauber; ein Ziegelestrich, der mit Sägemehl und Leinöl dunkelrot poliert wurde, bis er spiegelte, blaßgetünchte Wände, das hohe, steinharte Himmelbett mit weißem Nesselbehang und Bommelchens – wie das Wochenbett der Heiligen Anna auf alten Freskogemälden –, das Sofa – *il divano* – auch steinhart, rot mit gelben Ramagen, und die schwarze *Madonna di Pompei* über der wackeligen Empirekommode. Der Korridor – wo ausgerangierte Beichtstühle standen, in denen Siora Giustina ihre Wintervorräte, große Blechtöpfe voll Tomatenpüree, verwahrte, wo Kruzifixe und Prozessionsfahnen an der Mauer lehnten, wie auch die großen Fest- und Begräbniskerzen (höchst unreeller Art, denn sie bestanden aus weißgemaltem Holz, und nur ganz oben wurde ein Wachsstummel aufgespießt) – dieser Korridor führte am anderen Ende in die Sakristei, und wenn die Tür aufging kam ein geisterhafter Seufzer kalten Weihrauchs der in die Zimmer drang.

Ach aber dann, wenn's Winter wurde, gab es nur ein eisernes Öfchen auf krummen Teckelbeinen, als mitleidiges Zugeständnis an die *Forestieri*<sup>35</sup>, die sich nicht in die Unvermeidlichkeit winterlicher Frostbeulen finden wollten; sein jähes Aufglühen sank ebenso rasch auf Nullpunkt zurück. Siora Giustina gebrauchte den *Scaldino*, ein irdenes Eimerchen voll Glut und Asche, und sie hatte es stets unter den Röcken, während sie saß und die mürben Meßgewänder des Priors ausbesserte; als brütete sie Basiliken aus. Und dann – die Reise – all die Stationen wiedersehen, die wohlbekannt; es kam Müdigkeit, fast Ekel über Christine. Nein, zuviel Unruhe, zuviel Kraftverbrauch. Wie hieß der Spruch, den Mama mit zwinkernden Augen sagte, wenn die kleine Christine, von irgendeiner kindlichen Enttäuschung erschüttert, zu ihr auf die Chaiselongue flüchtete? *Verlaß die böse Welt, komm zu mir in den guten Koffer.*

Und sie kauerte sich aufs neue zusammen in ihre tiefe Sofaecke, mit hochgezogenen Füßen, denn heute hatte sie wieder Schüttelfrost und fühlte sich unbeschreiblich matt; und nahm DAVID COPPERFIELD auf, der ihr vom Schoß geglitten war. Ihre Vermieterin besaß einen Schrank voll solcher altmodischer Bücher, die Christine nicht nur ihres Inhalts wegen las, sondern weil sie Bilder und Stimmungen zurückriefen die sie beim ersten Lesen umgeben hatten. Wie schön gemächlich las sich's darin, und wenn der Regen gegen die Fenster klatschte war's noch besonders schön. Nichts drängte sie rascher zu lesen, ach, das Leben macht so viel rasche, erschreckende Schlüsse, und hier war Verweilen. Dickens wurde nicht mehr so geschätzt wie früher, das hatte sie in englischen Zeitschriften gelesen; was wurde nicht alles an ihm getadelt, seine Übertreibungen, seine Wiederholungen ... ihr machte es nichts aus – sie dachte: *Mr. Pegotty!* ... und das Herz wurde ihr warm.

Mehr und mehr lebte sie ein Traumleben. Verschoß die Türen nicht, nein, aber lehnte sie doch an. Oder war's vielleicht anders? Wenn von den vierundzwanzig Stunden, die der Tag beschied, die meisten in Schlafen und Träumen hingingen, warum sollte sie die wenigen, die fürs Alltägliche übrigblieben, nicht für Traum halten, die anderen aber für Wirklichkeit? Eine Erkältung mit quälendem Husten ermüdete sie in diesen Tagen ganz außerordentlich, und seit einiger Zeit war da plötzlich ein häßlicher, bohrender Schmerz und noch andere Beschwerden. Wenn sie am Vormittag, endlich angekleidet und schon wieder ruhebegehrend, an ihrem Kamin saß und draußen graues Wetter war, freute sie sich, daß das Riedhaus und mit ihm alle Entschlüsse in die Ferne des nächsten Frühling gerückt waren. Während einiger fiebriger Tage kam der Arzt, der ihr durch ihre Vermieterin empfohlen war. Er fühlte den matten, unruhigen

---

<sup>35</sup> (ital.) die fremden

Puls, verschrieb ihr etwas gegen den Husten und die erschöpfenden Schweißausbrüche. Andere Symptome verschwieg sie. Denn sie fürchtete sich vor energischen Maßregeln, sah ein Sanatorium mit hygienisch raschelnden Schwestern noch einmal sie bedrohen, Dinge, die sie aus dem schönen DuseIn reißen würden. Als es ihr besser ging, hörten seine täglichen Besuche auf, nur dann und wann kam er, aus Freundschaft, denn sein Sorge um sie hörte nicht auf, trotz der Besserung. Er war viele Jahre Schiffsarzt gewesen, hatte an großen Expeditionen teilgenommen, fremdes Land, fremde Völker gesehen und besaß die Gabe, mit wenig Worten eine Landschaft vor ihr aufleuchten zu lassen, seltsame Tiere und Pflanzen hineinzuzichnen. Sie sah in die Luft, ihr Mund verzog sich ein wenig, Mani winkte ihr zu, blaß, im Vergehen. Auch über Musik sprachen sie miteinander. Wenn er irgend konnte, besuchte er die Konzerte. Später, als sie sich besser kannten, rückte sie mit allerhand Anliegen heraus; arme Menschen wandten sich an sie, sie hätte gern überall geholfen, da bat sie ihn um Rat. Auch in eigenen Angelegenheiten. Da waren Zuschriften ihrer Bank über denen sie mit glühender Stirne saß und rechnete. Besonders eine Sorte bereitete ihr Kopfzerbrechen: es sah aus wie eine Treppe und war wie Mäusefangen in einem Labyrinth; am Schluß stand noch etwas besonders Unbegreifliches, das hieß *rote Zahlen* und war auch rot, aber auf der anderen Seite. "Ja, Sie sagen, das sei nichts von Belang," sagte sie verzweiflungsvoll, "aber warum dann so eindringlich mit roter Farbe?" Er nahm die Papiere mit, brachte alles in Ordnung: "Frauen wie Sie, Verehrteste, sollten einen Beichtvater haben, der zugleich Bankdirektor wäre. Damit Sie Seelenruhe hätten. Dann wären Sie bald gesund."

Sie hatte es gern wenn er im Zimmer war. Er hatte die leisen und zielbewußten Bewegungen geschickter Techniker, die an empfindlichen oder explosiven Dingen Geistesgegenwart und eine leichte Hand erlernten. Manchmal, beim Abschiednehmen, verdunkelte sich sein Blick, stieg eine Röte in seine Wangen. Wenn er dann fort war, schossen ihr Tränen in die Augen. *Der Gute!* Wenn er ihren Puls fühlte oder ihr die Hand auf die Stirn legte, gleich kam Ruhe, sogar Schlaf. Wie ein Nebel war's. Ähnlich wie wenn der Schuhmacher beim Maßnehmen den Papierstreifen um ihren Spann legte und sacht zusammenzog; das machte auch so schön duseelig. Einmal brachte er auf ihren Wunsch seine Violine mit, und sie spielten zusammen Händel und altitalienische Sachen, die dank ihrem feierlichen Rhythmus von ihr bewältigt werden konnten. Aber es war nicht so schön wie sie erwartet hatte; seine Violine war ihr zu nah, zu laut. Heimlich gestand sie sich, daß wenn unten auf dem Platz eine Drehorgel ging, ihr das mehr Freude machte. Dabei konnte sie sitzen und träumen oder Wäsche ausbessern und

sich auf den Kaffee freuen, das einzige, was sie immer noch gern zu sich nahm. Bei diesem Wäscheflicken spielten auch wieder Kindheitserinnerungen hinein. Als kleines Mädchen war sie gern im Leinenzimmer, wenn die Weißnäherin, Fräulein Großpietsch, allmonatlich mehrere Tage dort saß und flickte; wozu sie ungezählte Tassen Kaffee trank. Amalie Großpietsch war brünett, vollbusig und immer guter Laune. Sie gebrauchte Ausdrücke wie *fesch* und *dalket*<sup>36</sup>, nannte die Vesper *Jause* und das Abendbrot *Nachtmahl* und sagte *Servus* wenn sie abends, den schwarzen Rembrandthut etwas schief gesetzt, auf hohen Stöckelschuhen loszog. Sie hatte Schicksale gehabt, als sie in Wien Kammerjungfer war. Das Resultat waren zwei Kinder, Resi und Rudi, die sie manchmal abholten. Diese wurden für Fräulein Großpietschs Nichte und Neffe ausgegeben. Mama nannte sie *die kleinen Borgias*. Denn Christinchen sollte nicht wissen, daß auch Fräuleins Kinder haben können.

Der Arzt fühlte sich wohl in dem hellen, leise duftenden Raum, wo abends das Kaminfeuer brannte und auf dem Tisch in schönem Glase ein paar Teerosen standen. Wenn er auch weit in der Welt herumgekommen war, hielt er doch an einem ziemlich altmodischen Frauenideal fest. Christinens Mangel an Entschlossenheit schien ihm ganz normal – er war's von seiner Mutter her gewöhnt –, und es freute ihn, wenn er sie beim Stopfen ihrer Strümpfe überraschte oder jedenfalls den Korb mit den Strumpfinvaliden neben ihr stehen sah, auch so, wie's bei seiner Mutter gewesen war; wie es ihm auch gefiel, daß sie SOLL UND HABEN<sup>37</sup> las, und daß sie nicht gewohnheitsmäßig rauchte. Sie merkte es wohl, daß seine Hand bereit war sie zu stützen und zu hüten, und manches Mal war sie nahe daran, die Stirn an seinen Arm zu lehnen und ein bißchen zu weinen; gibt es doch solche unheroischen Momente, wo wir uns nicht so sehr danach sehnen, zu lieben, als geliebt zu werden. Aber nein, er würde sie allzu gut hüten, bewahren wollen, und es war der ungebändigte Tropfen in ihrem Blute, der ahnte dunkle Wege in die Nacht, schmerzliche vielleicht, die sie alleine gehen mußte. Nein, frei bleiben und allein; Morgiana war die einzige die ihr nicht die Luft benahm.

Gegen Weihnachten wollte diese kommen, wollte Photographien vom Riedhaus mitbringen und Zeichnungen, die sie angefertigt hatte. Unterdessen träumte Christine weiter; besonders am Nachmittag, wenn eine blasse Sonne auf dem Teppich spielte, überkam es sie. Manchmal nur flüchtig, verschwimmend, dann wieder scharf und umrissen. Ob diese Träume nur Minuten, ob sie Stunden währten, es war ihr nicht bewußt, jede Sekunde kann das

---

<sup>36</sup> talgig, oft im übertragenen sinn gebraucht: zäh, klebrig

<sup>37</sup> Ein 1855 erschienener roman von gustav freytag. Er gehört zu den meistgelesenen romanen im 19. jahrhundert und ist ein beispiel des bürgerlichen realismus.

Traumkaleidoskop schütteln, einige Pulsschläge machen uns zu Reisenden. Oft tauchten die Kinder auf, blaß und durchsichtig in ihren kleinen Fuhrmannskitteln, bei der Kaninchenvilla oder auf dem Brückchen das zum Erlenwald führte. Manchmal schoben sie eine Schiebkarre voll Gras oder trugen zu zweit an einer Gießkanne, die sie nach ihrem lichtlosen Gärtchen schleppten, die inneren Schulterchen niedergezogen von der Last. Immer aber empfand sie Angst, fühlte die beiden bedroht von einem Unheil; darum ging sie ihnen nach, tat zitternd ihre Arme auf, sie zu bergen. Diese Kinder hatten eine seltsame Art zu lächeln, mehr wie Erwachsene lächeln, die schon viel ausgestanden haben: nur mit dem Munde; die Augen blieben ernst und aufmerksam dabei. Und es dauerte niemals lang, dann kam der kleine Hund, mit weißem Zottelhaar und rotem, tränendem Blick, durchs Gebüsch geschlüpft; als sei er angestellt, ihnen aufzupassen. Und das Traumkaleidoskop zeigte ihr gleichzeitig Fräulein Kajetan, die das unselige Schwein im Stall besuchte, mit einem Stöckchen es betastend, ob es auch fett sei, wie die Hexe den Hansel. Christine nannte die Kinder *Jorinde* und *Joringel*, denn die waren ja auch bei einer bösen Zauberin gefangen.<sup>38</sup> Wenn sie lag und träumte, gleich merkte sie's an einem sonderbar süßen Ziehen in der Herzgrube, ob sie kommen würden oder nicht. Einmal, o das war schrecklich, und tagelang verfolgte sie der Alpdruck: sie hatte die Kinder weinen und flehen gehört, sie lief durch die Traumallee aus schwarzen Lebensbäumen, und dort am Ende bei der Kaninchenvilla lagen sie auf den Knien, mit erhobenen Händen, gerade wie die beiden Katzen im STRUWWELPETER<sup>39</sup> die Paulinchen vor dem Feuerzeuge warnen. Aber wie sollten sie auch nicht weinen und schreien? Da stand Fräulein Kajetan mit großen, geäderten Hängebacken und bösen Käferaugen, die unaufhörlich zwinkerten, was doch sonst kein Käfer tut; sie hatte ein abscheuliches, braunes, glänzendes Kleid an und hielt die alte, graue Hasenmutter bei ihren Atlasohren in die Höhe. Aber wie Christine auf sie losfuhr um ihr die Häsini zu entreißen, verwandelte sich Fräulein Kajetan in etwas unbeschreiblich Gräßliches: eine große, fette Maulwurfsgrille, und bohrte sich rücklings in die Erde ein; dabei hielt sie die bösen, zwinkernden Äuglein unverwandt auf Christine geheftet, bis sie ganz im Boden versank. An dessen Oberfläche sich nun eine Kette von kleinen Erhöhungen bildete, die unterirdischen Gänge bezeichnend durch die Fräulein Kajetan ihren Weg bahnte. Und das war eigentlich das

---

<sup>38</sup> Das Märchen JORINDE UND JORINGEL stammt aus JOHANN HEINRICH JUNG-STILLINGS AUTOBIOGRAPHIE HEINRICH STILLINGS JUGEND (1777) und wurde aufgenommen in die Sammlung der Brüder Grimm.

<sup>39</sup> STRUWWELPETER ist ein Werk des Arztes und Psychiaters HEINRICH HOFFMANN aus dem Jahr 1845. Das Bilderbuch enthält mehrere Geschichten, in denen Kinder nach (angeblichem) Fehlverhalten drastische Folgen erleiden (*schwarze Pädagogik*).

Allergräßlichste. Als Christine, von Grauen geschüttelt, emporfuhr, stand da ihr Teebrett, und auf der Tasse lag ein Brief von Morgianas Hand.

"Christinette, " schrieb Morgiana, "es sieht schon ganz menschlich aus, wer weiß, vielleicht wird's doch noch fertig ehe der starke Frost einsetzt, und Du kannst Neujahr im eigenen Hause feiern. Gestern ist mir aber etwas so Sonderbares begegnet, daß ich's Dir schreiben muß, wenn ich auch gar keine Zeit habe, denn ich bin mal wieder *la ménagère affairée*<sup>40</sup>, heute ist zu allem anderen auch noch Tante Wanda mit dem Hörrohr angekommen, aber nicht um die Welt braucht sie's, ich habe schon die Halsschwindsucht vom Brüllen, und dann heißt es immer, *nein, Mizzi, wenn du dich doch nicht so abeschern*<sup>41</sup> wolltest, *du machst dich noch krank mit deiner Unvernunft* – nun, ich möchte mal sehen, wenn ich es nicht täte, da säßen sie dann alle ratlos da, wie auf einem Floß das den Niagara hinunterschwimmt. Neulich war ich mal boshaft und versteckte mich ein paar Stunden auf dem Heuboden, mit einem himmlisch unpassenden französischen Roman, und gleich ging das Gepiepse los: *Mi – zzi? Mi – i – zzi?* Ich fühlte mich sehr sündhaft, aber unbeschreiblich wohl in meinem Versteck ... Ja, und Du wieder sehnst Dich nach *geordneten Verhältnissen* oder tust wenigstens so ... nun, ich tauschte gern mit Dir. Meine alte Tante Hofdame, die ja auch zu den Gebundenen gehörte, pflegte von ihrem Beruf zu sagen:

*Mein Sohn, das ist das Hochgericht,  
Da hacken dich die Raben ins Angesicht,  
Da willste hinunter und kannst nicht,  
Bidebimmel, bidebimmel, bidebum ...*

Aber wahrscheinlich hat die Freiheit auch ihren Haken. Es heißt der Mensch müßte jährlich sieben Pfund Schmutz zu sich nehmen (übrigens warum: müssen), und so muß wohl ein jeder von uns seine Portion Widerwärtigkeit erleben, sonst ist die Seele nicht genügend durchräuchert, wenn man stirbt ... Doch zurück zu meiner Erzählung, *tu patauges, ma fille*<sup>42</sup>, sagte Maria-Pia immer, wenn ich ins Philosophieren geriet. Also die Pastorin Wackernagel (sehr echt, mit einem Netzchen<sup>43</sup> und einer Korallenbrosche), der ich die Schlüssel zum Riedhaus anvertraut habe, erzählte mir daß ihre Stütze wie auch die Tagelöhnerfrau die ich zum Putzen

<sup>40</sup> (frz.) die beschäftigte hausfrau

<sup>41</sup> Abarbeiten, abmüden. Von *asche*, also: sich zu staub und asche abarbeiten.

<sup>42</sup> (frz.) patauger = waten, paddeln, matschen; hier wohl im sinne von unsicher herumreden

<sup>43</sup> gemeint ist eventuell: *netzchen*; oder ist ein *haarnetz* gemeint?

angestellt habe – denn der Dreck von den Arbeitern ist unbeschreiblich und wird täglich wieder neu – bei ihrer Seele Seligkeit schwören, in dem muffligen Garten Deines Herrensitzes ging es um. Und schon seit Jahren. Denn der Vielfraß, Fräulein Kajetan, die äußerst unbeliebt in der Gegend war, wie auch ihr Hündchen Molly, ein gräßliches, kleines Stinktief, spukten in den Buchsgängen und besonders da hinten bei den Tannen und Thujen; und nun seit einiger Zeit auch der Geist einer jungen, fremden Dame, wohl die Nichte der Kajetan. Dabei hörte ich zum erstenmal, die Kajetan habe eine Zeitlang ein Zwillingsspaar bei sich verborgen, Kinder besagter Nichte, die in England als *nursery-governess* ihr Brot verdiente und wohl streng genommen nicht zu diesem Zuwachs berechtigt war. Es sollen merkwürdig feine, zarte Kinder gewesen sein, mit langen, feinen Gliedern, man hätte sie allgemein *die kleinen Engländer* genannt. Sie wurden Jimmy und Jinny gerufen. Nun hatte die Kajetan doch diesen krankhaften Heißhunger, und alles Geld was die Nichte schickte, ging in ihren eigenen, unersättlichen Schlund. Die Kinder aber seien ganz blutlos gewesen. Sogar ihre Kaninchen hat das Vampir nicht verschont. Und darum müsse sie nun spuken. Was ich auch nur gerecht finde. Nun bin ich doch sehr dafür, daß Du den ganzen Muffelgarten mit Buchs und Schnecken und Kellerasseln abreißen läßt, das Tannengestrüpp und die greulichen Thujen nicht minder; wozu überhaupt diese Kirchhofs bäume in einem Garten – *mehr Licht!* wie recht hatte Goethe. Mit dem Spuk ist es natürlich Blödsinn, darauf komm' ich noch zurück; aber diesmal halt ich's mit dem mir sonst unsympathischen Heiligen Winfried, der so drakonisch mit den Bäumen verfuhr. Du hast sonst später immerfort Not mit abergläubischen Leuten, besonders hier, wo sie alle Spökenkieker sind.

Also gestern bin ich bei der Pastorin zum Kaffee, übrigens alles delikat, Berge von Waffeln – eigentlich darf ich über den Appetit der Kajetan nicht reden – zum Schluß Johannisbeerwein, alles geistlich-sybaritisch wie in Vossens LUISE.<sup>44</sup> Die Pastorin brennt natürlich vor Neugierde auf Dich, und da hatte ich – da man immer den Lastern seiner Freunde entgegenkommen soll, denn nichts stimmt sie dankbarer – Deine Photographie mitgebracht. Wie wir sie gerade besehen, kommt Fräulein Herminchen herein, Stütze mit Kummerfalte, so sauer süß, und bringt den zweiten Nachschub Waffeln; kann sich natürlich nicht bemeistern – solche Personen sind immer widerlich indiskret – und kuckt mir über die Schulter, was ich schon nicht ausstehen kann. Klacks ... liegt die Waffelbescherung am Boden. Sie ist kreidebleich, rollt die Augen und ruft: *Ich verswiem, ich verswiem, die junge Dam' aus'n Garten* – gänzlich hysterisch. Die Sorte Menschen

---

<sup>44</sup> Johann heinrich voß: LUISE. EIN LAENDLICHES GEDICHT IN DREI IDYLLEN (1795)

lassen sich ja immer so gehen. Pastorin bringt sie auf ihr Zimmer und erzählt mir nachher, Herminchen sei in eine *gellende Lache* ausgebrochen, die Wackernagel schwelgte ordentlich in dem Ausdruck, wiederholte es mit Behagen, na also, und ließe sich's nicht ausreden, Du seist die fremde Dame, die in dem Garten umgeht. Da Du nun aber Gott sei Dank unter den Lebenden weilst, so sind ja dem ganzen Kajetanschwindel die Stiefel ausgezogen, oder vielmehr die Hausschuhe, denn das alte Biest soll immer Zeuglatschen getragen haben, denn zu allem andern litt sie auch an geschwollenen Füßen, ein Glück für die Kinder, da konnten sie ihr entwischen. Nachts ging das Ungetüm in den Milchkeller und soff den Rahm von den Satten, und in aller Frühe holte sie die Eier aus den Nestern, wie ein Iltis. Dieser ewige Hunger soll mit einer Entartung der Magensäfte zsammenhängen, hat mir unser Doktor erklärt, und meist seien solche Menschen knackdürr dabei – die Kajetan freilich soll ausgesehen haben wie eine Qualle. Und immer in braunem Alpaka. Scheußlich. Die armen Kinder sind bei dem Regime immer blasser geworden, es kümmerte sich auch sonst niemand um sie. Da sind sie dann ausgelöscht wie die Lichter; es wird erzählt, sie hätten giftige Pilze gegessen, aus Hunger, das soll aber eine Erfindung der Volksseele sein, die sich immer zu spät entrüstet – jedenfalls sind sie gräßlich vernachlässigt worden. Da schäumt man doch vor Wut! Die Pastorin sagt natürlich, es sei Gottes Wille gewesen, daß sie sterben. Nun, das ist so eine bequeme und beliebte Art, der Vorsehung die eigenen Schlampereien in die Schuhe zu schieben – das nennen sie dann Gottvertrauen. Also nun erlaube mir, all das kranke, vermooste Holz schlagen zu lassen, wir machen einen freien, sonnigen Rasenplatz, mit einem großen, runden Beet Heliotrop in der Mitte, da summen die Bienen so schön drin – und all die Schauergeschichten hören auf."

Hätte Morgiana von Christinens Traumleben gewußt, ja, hätte sie auch nur von der Episode Mani gewußt, was jene aber in unerklärlicher Schamhaftigkeit des Herzens ihr verschwiegen hatte, sie würde den Brief nicht abgeschickt haben. Christinen indessen focht es nicht an. *Armer kleiner Jim, arme kleine Jinny! Wie gut, daß ich euch im Träume trösten darf*, dachte sie. *Euch ein wenig von dem geben, von dem euch hier niemand gab! Und nun werd' ich's noch besser verstehen, da ich euer kurzes Leben kenne!* Und oft noch ging sie mit ihnen zwischen den verwunschenen Hecken, saß auf den kleinen Rasenbänken, die wie Grabhügel aussahen, bei der Kaninchenvilla, und rief sanft ihre Wange an den verwaschenen kleinen Fuhrmannskittel. Oh, sie mußte behutsam vorgehen, denn sie hatten eine Art, plötzlich in Luft zu zerschmelzen, wenn Christine zu heftig war ... sie durfte sie um's Himmelswillen nicht erschrecken, nicht verscheuchen aus ihrem armen,

kleinen Reich. Aber sie lernte bald, ihren Schritt, ihre Gebärden dem kleinen Geisterpaar anzupassen.

Manis Bild aber wurde undeutlicher, ach, und das ganz Kleine – wo war es hin? War die Erinnerung vielleicht eine photographische Platte, die es vermag, immer neue Bilder aufzunehmen, die früheren aber werden schwächer und schimmern nur noch selten – gütig, ein wenig vorwurfsvoll – hindurch? Waren jene Kinder im Verlöschen, wurden sie zu Traumkindern, und diese Fremden, die sie im Leben nie gesehen, wurden lebendiger dafür? War's treulos, oder war's nur, daß ihr Herz sich denen zuwandte die hier am meisten gedarrt hatten?

Aber eins war gewiß; der Garten durfte nicht verändert werden. Der kleinen Fremdlinge einziger Spielplatz. Wo sie vielleicht trotz alledem ein kleines, blasses Glück gehabt hatten, weil sie schließlich doch lebendig waren ... und zu zweit. Was sollte ihnen Luft und Sonne? Die würde ihren Augen ungewohnt und schmerzhaft sein. Ach nein – nichts ändern – sie würden's nicht erkennen, würden den Weg zur Hasenvilla suchen und nicht wiederfinden, davonschwenden und niemals, niemals mehr ihre Ärmchen um ihren Hals legen – ihre dünnen Ärmchen ...

Von alledem schrieb sie Morgiane nichts. Der Löwe von Luzern war bei aller Treue, allem Mitgefühl, für derlei nicht zu haben. Sie würde es nicht verstehen, daß allein sie, Christine, den blassen Kindern ein bißchen Herzblut geben konnte. *Nein, meine Allereigensten, kommt zu mir in euern Ärmelschürzchen, wir wollen die Gießkanne am Brunnen füllen, wir wollen euer armes Gärtchen pflegen, und kleine feste Kränze will ich euch binden aus Sumpfergüßmeinnicht, wenn aber ein Sonnenstrahl kommt wollen wir uns hineinsetzen und ich werde eure kalten Händchen reiben, und schlafen sollt ihr, o stundenlang, an meinem Hals, in meinem Schoß ...*

Dann verbrannte sie Morgianas Brief, denn sie wollte alles Grausige verbannen, schrieb ihr als Antwort nur eins: den Garten unberührt zu lassen, wie er sei, und bat, wenn irgend möglich, alles für Neujahr bereit zu halten. Denn nun zog sie's unwiderstehlich dorthin!

Ach aber, daß sie so müde, so unbeschreiblich müde war...



Der berühmte Mann drückte auf einen Knopf. Die Empfangsdame kam und half der Patientin beim Wiederankleiden. Sie erfüllte diese Pflicht mit Eleganz, gegebenenfalls mit Leutseligkeit. *Sonderbar*, dachte Seine Exzellenz, der nach einigem Geplätscher im Nebenraum seine Notizen am Schreibtisch überflog: *Frau Annemarie Schmidt, Hausgenossin*, das kann alles mögliche bedeuten; Stütze, Erzieherin, verarmte Cousine vielleicht – er warf einen Blick nach dem Untersuchungszimmer zurück – *also gut: Frau Schmidt. Ulster, schwarzes Kleid, grauer Filzhut ... stimmt. Aber dies tadellose Schuhwerk und diese Wäsche!* Er behandelte Damen der höchsten Gesellschaft und des Theaters und war imstand, über Dessous zu urteilen. *Nun, es werden Geschenke sein, Abgelegtes von der Gnädigen*, dachte er. *Sehr kultivierte Stimme übrigens, arme Person! ...*

"Ich werde an Frau von Bevern schreiben, verehrte Frau," sagte er zu der Wiedereintretenden und sah auf die Uhr – in einer Viertelstunde hatte er eine auswärtige Konsultation – "ich muß Ihre Diät und alles übrige bestimmen, das geht nicht im Handumdrehen. Einstweilen bitte ich um reizlose, aber nahrhafte Kost, mäßige, sehr mäßige Bewegung, gut durchwärmte Luft – alles andere werde ich schreiben. Gehorsamste Empfehlung, bin leider heute sehr knapp mit der Zeit."

Er drückte ihr leicht die hingehaltene Hand. "Meinen besten Dank, Herr Geheimrat", sagte sie. Er sah ihr nach. *Arme Person*, dachte er wieder. Dann strich er sich über die Stirn. Diese Gabe, in die Zukunft zu sehen, war nicht immer angenehm.

Die Entlassene ging ruhig über den Smyrnateppich des inneren Empfangsraumes, der mit Geschenken dankbarer Patienten ausgestattet war. In der Mitte das Glanzstück, eine großer runder Tisch aus Malachit: gefolgreiche Gallenblasenoperation an einem in seinem Lande außergewöhnlich verhaßten Großfürsten. Schöne Frauenköpfe lächelten von goldbraunen Seidenwänden; auch einige Landschaften und das Porträt eines bekannten Herrenreiters auf seinem berühmten Vollblut hingen dort. Vorhänge und Portieren ebenfalls goldbraun, aber aus Plüsch. Die Marmorbüste der Koryphäe selbst auf roter Porphyrsäule. Das, was man Beleuchtungskörper nennt, in reichster Auswahl. *O welch ein Alpdruck*, dachte Christine.

Im äußeren Wartezimmer war es weniger pompös. Es war dies der allgemeine Fischkasten, aus dem die Empfangsdame mit unfehlbarem Griff die einzelnen Exemplare aushob, die Karpfen von den Forellen, und diese wieder von den unbedeutenden Weißlingen schied. Dann kamen sie in die Sonderabteilungen. Dieser erste Raum war hell und nüchtern möbliert. Vor dem Fenster ein großes Aquarium. An den Wänden Lithographien berühmter Ärzte und Pathologen. Unter ihren bebrillten Augen schwammen die Goldfische gelangweilt durch

Tuffsteingrotten aus und ein. Auf kleinen Tischen illustrierte Blätter aller Art. Außerdem sorgten LEBERECHT HÜHNCHEN<sup>45</sup>, FAMILIE BUCHHOLZ<sup>46</sup> und DIE JÜDISCHE KISTE<sup>47</sup> für Erheiterung der Wartenden.

Christine verabschiedete sich von der Empfangsdame die ihr etwas säuerlich nachblickte, denn sie hatte eine Mystifikation gewittert, was sie durchaus ungehörig fand. Christine ging gelassen die Treppe hinunter. Ihr Herz klopfte nicht um einen Schlag rascher als vordem. Und doch hatte sie begriffen. Auch ohne den Brief, der morgen an sie gelangen würde. Ihre kleine List war gelungen. Schwarz auf weiß und ohne alle Verschleierungen würde sie erfahren, warum Frau Annemarie Schmidt seit einiger Zeit so überraschend abmagerte, was die unheimlichen Schmerzen bedeuteten, deren Aussetzen immer kürzer wurde, und was diese unbeschreibliche, tödliche Mattigkeit; von anderen, neuen Symptomen abgesehen. Aber auch ohnedem wußte sie genug. Diese Fragen, die, zuerst an auseinanderliegenden Punkten ansetzend, allmählich einen Kreis gezogen hatten (ähnlich wie eine Spinne zunächst den äußeren Grundriß ihres Netzes zieht), dann einen zweiten und einen dritten, immer enger, bis die Wahrheit nicht mehr entschlüpfen konnte, – ja, wie ein Kesseltreiben, wie das Vorgehen eines erfahrenen Untersuchungsrichters war's gewesen. Lückenlos. Kein Wunder, daß seine Diagnosen berühmt waren. Sie war ganz kalt; staunte nur. Dieser Mann, den sie eigentlich mit Widerwillen aufgesucht hatte, welch ein Dasein führte er! Seine Zeit nur für andere, eingeteilt wie ein Schachbrett; bei lebendigem Leben aufgefressen von der eigenen Berühmtheit. Und immer mußte er Urteil sprechen, Gnade oder Verdammnis. Wie der Tod im Märchen, der sich zu Häupten des Bettes stellt oder an sein Fußende; dessen Spruch unwiderruflich ist.

Sie war die Letzte im Sprechzimmer gewesen, und als sie auf die Straße trat, stand da schon sein Coupé. Der Diener oben sortierte die Abendpost. Ja, einen Blick darüber, die Zigarre angesteckt und dann hinunter und weiter zu den armen, gepeinigten Wesen, den vielen, die gern leben, den wenigen, die gern sterben wollen. In welche Schicksale blickte er täglich mit seinen eisblauen Augen, die so hell waren, daß sie beinah weiß schienen! Zu ihm redeten die flehenden Blicke, die vieles aussagen wovon kein Wort laut wird. Wenn er dann heim kam, brachte er es fertig, alles wegzuschieben, gleichsam einen leeren Raum zu schaffen in seinem Hirn. Seine Leidenschaft für Kammermusik war bekannt; früher hatte er regelmäßig sein

---

<sup>45</sup> Bekannte und bis heute lesenswerte romantrilogie von heinrich seidel (1842-1906). Die autorin war befreundet mit der familie.

<sup>46</sup> Seinerzeit berühmte realistisch-satirische berlin-romane von julius stinde (1841-1905).

<sup>47</sup> Alexander moszkowski (1851-1934): DIE JÜDISCHE KISTE. 399 JUWELEN ECHT GEFASST. Es handelt sich um eine (seriöse) sammlung von witzen.

Quartett gehabt und selber den Violoncellpart übernommen; dann bemerkte er, daß es der Feinheit seines Tastgefühls schadete; nun ließ er sich nur vorspielen. Bis spät in die Nacht. Dazu aß er erlesene und stärkende Dinge, am liebsten Kaviar und große Scheiben fast blutigen Rostbeefs. *Mein alter Alliiertes läßt mich nicht im Stich*, sagte er: damit meinte er seinen Magen.

Den edlen, französischen Sekt trank der Geheimrat aus großen, weiträndigen Gläsern, in denen seine fleischige Nase verschwand. *Man trinkt auch mit der Nase*, sagte er. Aber er aß und trank abseits, halb verdeckt von einem Wandschirm, denn zu dieser Stunde war seine Nervenkraft aufgebracht, er war gierig und konnte ein unschönes Schlingen nicht unterdrücken. Aber bald hatte er das Verbrauchte ersetzt, war wieder der kühle, korrekte Meister und sog gemächlich Beethovens Töne in sich ein, kostend und würdigend, wie ein Weinschmecker edle Jahrgänge kostet und schmeckt.

Waren die Künstler und Freunde gegangen, so nahm er ein heißes Bad, aus dem er wie ein gekochter Hummer hervorging, legte sich in sein niederes asketisches Feldbett und las noch eine Stunde lang möglichst sensationelle Detektivromane; das lenkte die Gedanken ab und ruhte am besten aus. Dann schlief er, niemals mehr als sechs Stunden, weich gelöst wie ein junger Hühnerhund, und pünktlich im acht stand er wieder, kühl und weiß gewandet, im hellen, erbarmungslosen Licht unter der Glaskuppel seines Operationssaales.

Unter dem Pflegerinnenpersonal hatte er seinerzeit hohen Seegang erregt; demütige, ja sklavenartige Ergebenheit, Eifersucht und Rachegefühle, wie sie solche Führernaturen umbranden. Seit vielen Jahren arbeitete er daher in seiner Klinik mit Vinzenterinnen. Ihr Glauben war ihm fremd, aber dessen Resultat, unbedingter Gehorsam, Gleichmut und Selbstbeherrschung, war was er brauchte. Übrigens war von seinen erotischen Erlebnissen nichts bekannt, außer, daß ein schon jahrealtes Verhältnis zu einer nicht mehr jungen, ehemals sehr schönen Frau aus den Kreisen der Großindustrie bestand, das allgemach den Charakter ruhiger, ihrerseits fürsorgender Freundschaft angenommen hatte. Sie trafen sich alle Sommer an der Nordsee, was für die Frau ein Opfer bedeutete, denn ihre Natur verlangte unbedingt nach dem Engadin. Aber ihm wäre es keine Erholung gewesen, in der Ferienzeit alle die Typen aus Berlin W.W.<sup>48</sup> wiederzutreffen, die er schon im Winter allzu reichlich genoß. So mietete Frau Arabella Wedderkopp alljährlich ein kleines Haus auf einer Hallig, das strohgedeckt, aber

---

<sup>48</sup> Mit der Eröffnung des *Bahnhof Zoo* 1882 und dem Ausbau des Kurfürstendamms seit 1883 entstand rund um diese neue Prachtstraße in Charlottenburg, Wilmsdorf und Schöneberg als Gegengewicht zur alten Mitte Berlins eine neue City. Damals häufig *Berlin WW* genannt, entwickelte sie sich schnell zur Geschäftsstraße mit unzähligen kulturellen und gastronomischen Einrichtungen. 1896 eröffnete das *Theater des Westens* an der Kantstraße, 1904 die *Terrassen am Halensee*, der spätere *Lunapark*, und 1905 das neue Ausstellungsgebäude der *Berliner Secession* am Kurfürstendamm.

innen mit jedem Raffinement der Neuzeit ausgestattet war, und verlebte dort mit ihm vier bis fünf Wochen, ruhig, behaglich, und durch die Erinnerung an Vergangenes wehmütig-reizvoll gewürzt. Herr C. P. Wedderkopp tauchte über Sonntag auf. Er war nie störend gewesen. Wenn er kam, wurde Trio gespielt, denn er war ein ganz passabler Geiger und auch Arabellas Technik stand weit über dem gewöhnlichen Dilettantendurchschnitt. Abends gab es einen gemütlichen Skat. Ja, im vergangenen Sommer hatte der Skat das Trio mehr und mehr verdrängt. Seine Exzellenz fing an, die Gemächlichkeit vor allen Dingen zu schätzen; es war schon vorgekommen, daß er sich mit umgehängter Genickrolle an den Spieltisch gesetzt hatte. Und Frau Arabella erlebte jene Wandlung, die der kleine schweigsame C. F. Wedderkopp hinter blitzenden Brillengläsern längst erkannt hatte: der Champagner wird zu Tischwein und schließlich zu Kamillentee.

Christine fand den großen Mann antipathisch. Dennoch – er machte ihr Eindruck; ja, er flößte ihr das magnetisierende Grauen ein, das bei Frauen ihres Temperaments auch ins Gegenteil umschlagen kann, und wäre es nicht aussichtslose Quälerei gewesen, er wäre doch der einzige gewesen zu dem sie gesagt hätte: *So, nun martere mich, ich vertraue dir.*

Nun, da sie vor dem Platz stand den sie durchqueren mußte, fühlte sie erst, wie stark die Expedition sie mitgenommen hatte. Ihre Knie zitterten, die Wagen, das Tuten, das Klingeln machten sie schwindlig. Wozu noch sparen? Sie nahm einen Wagen. Als sie dann in der Nähe der Landgrafenstraße gelangt war, ließ sie halten und stieg aus. Heute, fühlte sie, würde sie es ertragen können, nein, es war sogar etwas Witterndes über sie gekommen, das wollte aufspüren, wiederfinden, wiedererkennen. Könnte ihr wohl irgend etwas noch wehe tun?

Sie ging die stille, vornehme Straße entlang. Verwandte von ihr hatten früher dort gewohnt, die zweimal im Winter ein ausgezeichnetes, wenn auch allzu nahrhaftes Diner gaben, zu dem immer dieselben alten, teils verknöcherten, teils aufgeschwemmten Exzellenzen erschienen, von denen es – unglaublich genug! – hieß, sie hätten einer rebellisch-liberalen Richtung angehört und seien Bismarcks Ranküne zum Opfer gefallen. Der Onkel versammelte die alten Frondeure zweimal im Winter an seinem reichbesetzten Tisch. Er selbst, obgleich dem linken Flügel des *Freisinns* angehörend, beherrschte seine Familie mit einer Despotie, die an Peter den Großen gemahnte. Christine, die damals sehr jung war, hatte gestaunt. *Also das sind Rebellen!* dachte sie. Sie hatte noch allerhand opernmäßige Vorstellungen: Kalabreser und Dolche und furchtbar viel Edelmut; diese Menschen waren doch alle entsetzlich zahm!

Nun ging sie am Kanal. Die Bäume fast blätterlos; aber die Sonne schien, und ein kleiner Schleppdampfer bugsierte gerade zwei große Zillen, mit Brettern und Backsteinen beladen, stromauf. Nun näherte sie sich schon der kleinen, gewölbten Brücke; und drüben, ganz verlassen, lag die grüne Oase, wo sie damals gesessen und hinübergestarrt hatte nach der chinesischen Gesandtschaft. Jetzt war der Rasen bedeckt mit großen, gelben Ahornblättern. Schade; sie wurden weggeharkt, gerade ehe der Frost kam. Nein, aber wirklich, nun sie alles wiedersah, es tat ihr nichts mehr weh. *Ne cherchez plus mon cœur, les bêtes l'ont mangé ...*<sup>49</sup> Nein, nein, so war es doch nicht. Aber wie eingeschlafen war alles, oder vielleicht – kleiner, blasser geworden durch den großen, kühlen Fernblick, den sie heute gewonnen hatte ...

Sie ging weiter. Ein Dienstmann kam ihr entgegen, keuchend, mit einem Karren; sie sah etwas Rosa-Goldenes, Tragantartiges leuchten. Eine große Muschel aus Holz oder Stuck oder war's Papiermaché, und darin saß wie in einem Nest, bis zum Schnabel eingewickelt, was ihm ein katarrhalisches Aussehen, gab, ein Schwan ... etwas über Lebensgröße. Und auf einmal begriff Christine, daß dies *Lohengrins* Zauberkutsche war, die auf einem Schiebkarren transportiert wurde. Der Mann stand still und wischte sich den Schweiß von Stirn und Hals. Christine lächelte ihn an – sie fühlte, daß sie *ses yeux polissons* machte, wie die Principessa es nannte; aber es war doch unendlich komisch, der Halswehschwän, wie er da hockte. "Ja," sagte der Mann, als beantwortete er eine Frage, "wir leihen ihn manchmal aus." Er lockerte die Holzwolke und die Papierwülste, als wollte er einen Prießnitzverband entfernen, und zeigte die gelenkige Einrichtung, die dem Vogel das Nicken ermöglichte; "denn da ist eine Stelle in dem Stück, da muß er nicken", sagte der Mann. Und Christine sah sie stehen, die feisten, blonden Heldenotore, mit angeklebtem Bart und ausgestopften Waden, und hörte sie singen: *Elsa, mein Weib!* Und hörte und sah dies wunderbare Gemisch von Pathetik und höchstem musikalischem Können, das sich Wagner nennt und ganz einem bestimmten Moment der deutschen Seele entsprach, die mit Entzücken auf seine gefühlvollen Leimruten kroch, die wundervolle Kühnheit und Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit aber nicht verstand.

Der Brief, den ihr der nächste Tag brachte, bestätigte nur, was sie geahnt, gewittert hatte, als der große Mann jene paar letzten Fragen, scheinbar nebenbei, an sie stellte. Wie Polarmeerwasser, eisklar, waren seine Augne dabei gewesen, aber zweimal war's, daß bei ihrer Antwort ein Schatten, wie ein Fisch, sie durchzuckte. Und beide Male fühlte sie, jetzt eben war

---

<sup>49</sup> Charles baudelaire: *Causerie*

der Nerv der Frage getroffen. Zu spät, schrieb er, doch wolle er versuchen, wenn die Kranke einverstanden, ihr Linderung zu verschaffen. Es würde dies eine Verlängerung des Lebens um mehrere Monate, vielleicht um ein Jahr, bedeuten. Rettung ausgeschlossen. Frau von Bevern müsse mit ihrer Schutzbefohlenen ohne Vorbehalt sprechen; denn auch dieser Eingriff sei ernst. Er bedaure, eine so trostlose Prognose stellen zu müssen. Aber es sei nutzlos, Tatsachen gegenüber und so weiter.

*Frau Laube, arme Frau Laube!* dachte Christine, und für einen Augenblick standen ihre Augen voll Wasser. Dann schrieb sie Seiner Exzellenz ihren Dank für die rasche und gütige Beantwortung und bat um Mitteilung ihrer Schuld, da sie im Begriff sei, die Stadt zu verlassen. Sie fügte hinzu, sie glaube nicht, daß Frau Schmidt sich der doch aussichtslosen Operation unterziehen würde.

Als Antwort erhielt sie ein gedrucktes Formular. Ein sehr geringes Honorar war darin vermerkt. Denn es handle sich hier um ein Werk der Nächstenliebe. (Für gewöhnlich war sein Satz höher.)

Christine dankte erneut für das Entgegenkommen, gab sich aber die Ehre, einen höheren Betrag einzulegen, mit der Bitte, den Überschuß der Abteilung für unbemittelte Patienten zuwenden zu wollen.

Ein kurzer, verbindlicher Dank der Koryphäe bestätigte den Empfang des Honorars und des an die Klinik für Unbemittelte überwiesenen Betrags und schloß die Korrespondenz.



(Das braune Buch)

... Ich mußte heut an einen Soldaten denken, den ich liegen sah. Am Schluß eines heißen Übungstags. Einer hatte ihm den Tornister unter den Kopf geschoben, die Uniform aufgerissen, man sah die Brust arbeiten, Schweißperlen auf der weißen Haut. Unter einem Apfelbaum an der Chaussee, die Füße im Graben. Zwei Mann waren nach Wasser gerannt, die anderen hockten dabei, es war Teilnahme in den jungen, dummen Gesichtern und wie sie ihm die Füße stützten. Die Luft fing an, ganz wenig zu säuseln, man war dankbar für jeden Hauch. Die Soldaten brachen Zweige ab und fächelten; über dem armen Jungen war der dunkelblaue Himmel und

rote Äpfel im Geäst. Dann kamen die zwei mit Eimern und Kannen. Aber er starb, ohne es zu wissen. Und an Margarethe dachte ich, die den kleinen Kutschersohn aus dem Eise rettete und selbst dabei umkam. Wir nahmen die Blumen weg von ihren schönen, starken Händen, nichts sollte sie verdecken. Und an Mani. Ja, und der Maulwurf, die toten Vögelchen, was ich so auf Waldwegen fand, zwischen modernden Blättern, fast eins geworden mit der Erde, aber da glänzte noch ein Federchen, eine rote, flaumige Kehle ... es schien mir ganz recht, nicht grausam, daß die Ameisen ihre Brustbeinchen sauber abgenagt hatten; warum soll sich das eine vom anderen im Tode nicht nähren, im Leben frißt oft das eine das andere auf. Ach, im Freien, mit offenen Augen, in die Wunde des Abendrots hinein ... zerschmelzen; nicht drängen, nicht zögern. Aber die Krankheit stiehlt den Stolz aus den Knochen. O Gott, wenn man's kommen fühlt. Und das Geflüster in Krankenzublen! Die Unehrllichkeit. Einer belügt den anderen. Die Gesunden tun hoffnungsvoll und schämen sich ihrer Gesundheit, und die Kranken wollen die Gesunden schonen und tun, als glaubten sie ihnen. Und doch weiß jeder, daß der andere weiß. Wenn dann die Schmerzen kommen, die ganz furchtbaren, wer ist barmherzig, wenn man nur um eines bittet: *so helf doch, daß es ein Ende nehme! Du vielleicht, Morgiana, denn dein Herz ist dein Gewissen ... aber warum auch noch diese Last auf dich legen?* Und so müßte ich daliegen und zum Tier werden. Denn ich kann lange ertragen, aber es müssen Oasen sein; wenn die aufhören, nein, dann ist es unmöglich. Nur ein Gedanke wird noch sein: *jetzt kommt die Qual – und jetzt hört sie auf.* Aber sie hört nicht auf, sie holt nur Atem, um wieder einzusetzen, doppelt stark. Und wenn auch die Liebsten an mein Bett kämen, ich würde nur denken, *still, daß nur der Schmerz nicht aufwacht!* Sie werden mich trösten wollen, aufheitern – blödes Wort –, mir Blumen und Bücher bringen. Aber ich? *O Gott, nun war ich eine Viertelstunde ohne Qual, die Frist ist um.* Die Wärterin mit dem Morphinum, nur um die werden sich meine Gedanken drehen. *Ein bißchen mehr, Schwester, ach bitte, ein bißchen mehr.* All die großen strahlenden Dinge, Liebe, Mut, Kameradschaft ... nur Worte!

Später. Wo zwei Ströme ineinanderströmen, welcher von beiden empfängt den anderen? Ich aber blieb zurück und trug dich weiter in meinen Adern. Das habe ich gehabt, wer kann es mir nehmen? Und ob du mir auch nicht bleben konntest, du bist mir doch geblieben. Denn mein Gefallen an dir blieb unvermindert. Nein, das Leben hat ehrlich gespielt. Und mein armes Kleines, wenn ich's nun allein lassen müßte? Nein, so bleib es behütet vor Unverstand.

Abends, in den Straßen, im Gedräng, meinte ich, sein Händchen schon in meiner Hand zu fühlen; es hätte gestrickte Fausthandschuhe angehabt, ich fühlte seine Fingerchen darin krabbeln. Es und ich, mitten im Gewühl; wenn ich an einem Schaufenster vorbeikam, das mich spiegelte, sah ich auch sine kleinen Beine, so gewiß war ich, es ginge neben mir.

Abends. Wenn hier das Mädchen mir gute Nacht wünscht, sagt sie: *Braucht die gnädige Frau noch etwas?* Lieber Gott, Welch einen Wunschzettel hätt' ich früher gemacht: Sonne, Mond und Sterne. Jetzt lächle ich und sage: *Danke, nichts.*

4. November. *Das Leben wird sehr einfach, wenn man sehr unglücklich ist.* Ich habe das nicht gefunden. Denn an die Wunden gehen auch noch die Bremsen. Nein, es ist das Glück, das alles einfach macht.

Das schönste war doch, wenn die Tür offenstand und ich hörte ihn daneben alles zurechtlegen für den Aufbruch am nächsten Morgen. Frühmorgens, die Welt im Tau noch, und da gingen wir verzaubert wie Geschwister. Immer von neuem – ganz schüchtern. Seine Stimme, sein Schritt, wie haben sie mich begleitet. Und sind doch schwächer geworden, mit der Zeit, beinah verhallt. Und auch sein Gesicht kann ich nicht mehr recht sehen. Aber wenn ich Weißdorn rieche, kommt es über mich.

7. November. Fordern ... wer kann das? Lieber dem anderen Wasser schöpfen und selber verdursten.

Da tickt etwas: eile dich, eile dich! Aber ich kann es nicht mehr einholen. Wie gut, daß Leiden müde macht. Da wird man träge und merkt nicht, was man alles versäumt. Ich habe nie Sehnsucht nach der Mitternachtssonne gehabt oder nach den Pyramiden, oder nach Indien und in Urwälder zu gehen. Es sind die Dinge, die man eben noch erreichen könnte, die einen quälen. Die Kirschen am niedersten Zweig, wenn man sich auf die Fußspitzen stellt, berührt man sie fast; die sind's, nach denen man verschmachtet; etwas hoch oben im Wipfel hängt, *ei, laß es hängen.* Ja, die ersten Bahnhöfe über der italienischen Grenze, wo Nelken aus den Fenstern hängen und reizend braune, schmalköpfige Geschöpfe lehnen sich heraus, schlampig und unendlich freundlich. Und im eigenen Vaterlande, wie vieles war da, an dem man vorüberfuhr ... Böschungen, ganz rosa von Schafgarbe, hoch oben ein Landhaus, die Leute nahmen gerade Äpfel ab, sie winkten, der gelbe Abendhimmel stand dahinter, man sah jedes Blatt an den Bäumen;

oder Waldwiesen – das Heu lag und duftete – der Zug hielt, es wurde auf eine Kreuzung gewartet – und da, plötzlich in der Stille, hörte man viel tausend kleine Grashüpfer ihre Beinchen wetzen. Ein Bahnwärterhaus; Phlox; die Frau sitzt vor der Tür und putzt Salat. Muß man das alles vergessen, wenn man tot ist? Das ist schade, denn dann stirbt es doch eigentlich auch.

Später. Damals, als ich so unglücklich war, habe ich auch anderen wehe getan. Wie ein Pferd das die Bremsen peinigen. Damals war's, daß ich immer an einem Schaufenster stehen blieb, wo Abgüsse antiker Bildwerke waren. Oh, der eine, ruhevoll als sähe man in einen großen Nachthimmel hinein. Wen er vorstellte, weiß ich nicht. Weite, traurige Brauen und ein ganz weicher, junger Mund. Mir wurde still. In Italien habe ich solche arme Jungens aus den Steinbrüchen kommen sehen, wo sie den ganzen Tag in der Glut geklopft und gemeißelt haben ... wenn sie sich ein wenig umwandten und lächelten, oh, entzückend, als ginge plötzlich, geisterhaft, die Sonne auf – man hätte ihre schönen feuchten Zähne küssen mögen!

Morgiana hat Augen wie die Blume *Braut in Haaren*, graublau, in Wimpern verschleiert. *Liebe im Nebel* nennt man sie in England.<sup>50</sup> Und mich freut's, daß man sie in den großen Schaufenstern der Blumengeschäfte nicht sieht. Ich will nicht, daß sie Mode werden – ich bin eifersüchtig auf sie.

10. November. Der gute Doktor hat mich wohl sehr lieb. So etwas spürt man gleich an der Art wie einer die Tür aufmacht. Er ist gütig. Er nimmt seine Freunde, wie sie nun einmal sind; *en bloc*; kritisiert nicht erst lange an ihnen herum. Ärzte sind oft so. Sie sehen viel Jammervolles, das ganz hilflos ist, und wie sich alles verkettet, unentrinnbar; darum sitzen sie nicht zu Gericht. Als er bei den Indianern lebte, war er gewiß auch gut und freundlich mit den kleinen, braunen Squaws und ihren kleinwinzigen Papooschen, die sie auf dem Rücken tragen, festgewickelt wie Räumchen im Kokon. Tagsüber machte er seine großen Ritte, seiner Untersuchungen wegen, und wird dabei viel armen, unwissenden Menschen Trost und Hilfe gebracht haben, denn die kamen ja immer herbeigelaufen mit ihren alten, vernachlässigten Schäden – und abends ist er dann heimgekehrt zur kleinen Squaw im Zelt, und was sie da Gräßliches zusammengemacht hatte, konnte er natürlich nicht essen, da hat er sich etwas anderes gekocht mit seinen guten, geschickten Händen. Nachher haben sie dann vor der Hütte gelegen, er hat geraucht und an tausend ferne Dinge gedacht, bloß ab und zu die kleine Squaw am Ohr gezupft, und die hat dagelegen zusammengerollt wie ein Iltis und hat nur ein bißchen

---

<sup>50</sup> *Jungfer im Grünen* (siehe abbildung am schluß dieser veröffentlichung)

gegrunzt und war eine glückselige kleine Squaw. Ihm war sie gerade recht so; eine kleine, stumme Frau, die nur weich ist.

Einmal kam er, wie ich fieberte, ich hatte telefonieren lassen, aber es erreichte ihn erst spät. Hier schliefen schon alle. Endlich wurde ihm doch aufgemacht. Da hatte er gleich eine Medizin mitgebracht, recht abscheulich war sie und ich hätte sie sicher weggegossen, aber er stand dabei und paßte auf, daß ich nicht mogelte. Und dann machte er mir zur Belohnung eine wundervolle heiße Limonade. Es war beruhigend, ihn im Zimmer hantieren zu sehen, präzise und ohne Hast; nicht die geringste Unordnung machte er. Wie er dann wegging mit einem kleinen Lächeln und die Tür sanft schloß, hab' ich geweint; es wollte gar nicht aufhören – wie Verbluten war's. Am Morgen war dann alles Fieber fort.

Mit ihm müßte herrlich reisen sein. Er ist so umsichtig und wird mit allem fertig, niemals eine Hetz. Und doch nie zu spät. So zwatzlige Männer sind doch wohl das Allerärgste. Die arme Mary Huntington konnte darüber ganz elegisch werden. Sie war immer wie ausgelaugt, wenn sie mit ihrem Mann gereist war. *Wenn ich noch einmal heiraten müßte, so würde es nur ein Angestellter von Cook, sagte sie. Denn Herbert so im Kursbuch herumfahren zu sehen, wie eine vergiftete Ratte – es gibt nichts Ärgeres.*

Später. Die Ärzte sagen: das Leben ist heilig. Aber die Qual ist nicht heilig, sie macht uns zu Tieren.

Wieder eine schlimme Nacht. Wenn es ganz arg ist, seh' ich die Kinder nicht. Aber dann gegen Morgen, oh, dann weiß ich, nun kommt der Schlaf, und dann kommen auch sie.

Der arme Herr Laube sagte mir, das sei so grausam in der dritten Klasse: die armen gepeinigten Menschen schlafen meist erst am Morgen ein, aber um halb sechs kommen die Schwestern schon und wecken sie, um sie zu waschen ... denn um acht beginnt die Ärztevisite. Wäre es nicht besser, die Ärzte kämen am Nachmittag?

14. November. Nach einer bösen Nacht ein sanfter Tag., Alles wie aufgelockert. Es ist noch einmal solch goldenes Wetter gekommen; das sickert sanft in mich hinein. An der Erde liegen, fest eingetreten, goldene Akazienblättchen; wie Dukaten. In Süddeutschland ist dies oft eine milde, liebevolle Jahreszeit. Dies Jahr auch hier.

15. November. Heute nacht kamen sie wieder. Sie hatten nasse Schuhe, auch die Kittel waren naß. Oh, meine süßen Kerlchen, tut mir doch das nicht an; in den Gräben ist tiefer Schlamm, ihr werdet ausgleiten ... Sie haben häßliche, plumpe Schuhe, viel zu groß, ihre dünnen Beinchen sind wie Stöckchen hineingepflanzt. Die Wasserrosen hingen trübselig an ihren

langen, schleimigen Stielen – es roch nach Sumpf. Ich trocknete ihre Hände ab, ich wollte sie küssen, auf einmal waren sie weg.

16. November. Heute wieder. Sie hatten ein Vokabelbuch, sie wollten lernen. Hier kümmert sich niemand um sie, scheint mir. Es waren englische Vokabeln. *The cat sat on the map* – lasen sie. Und: *dearest mamma, dearest papa*. Ich küßte sie ins Genick, wo ihr leichtes, wolkiges Haar sich lockt. Die Sonne schien gerade darauf. Ihre Haut roch rührend, wie ganz junge Hühnerchen. Wir saßen auf den Rasenbänken, die wie Grabhügel sind. Eine ganze Weile glaube ich.

Später. Mütter vieler Kinder ziehen mich unwiderstehlich an; als müßten sie mir etwas geben, nach dem mein Herz begehrt. Es lockt mich wie eine offene Haustür, durch die man den Herd brennen sieht. Es muß etwas Körperliches sein; ach, was ist denn im Grund nicht körperlich? Denn ich hab' es auch bei Tieren gespürt. Unsere alte Cora, wenn sie im Stroh lag und ein bißchen seufzte und all die Kleinen ihr keine Ruh' ließen ... mir war, als hätten wir uns etwas Besonderes zu sagen.

Es ist schon viele Jahre her, da besuchte ich eine Familie auf dem Lande die ich sonst nur flüchtig in der Stadt gekannt hatte. Die Frau empfing mich allein – die anderen waren fortgefahren. Sie war Mitte Fünfzig, groß und stark; an den Wangen – wenn das Licht hinter ihr war – stand ihr ein kleiner Silberflaum ... so war's auch bei Frau Laube. Liebe Augen hatte sie, braun mit blauen Lichtern und dunkel umschattet; Hasen haben solche Augen. Es wurde Tee gebracht. Sie stellte alles vor mich hin, freundlich-sicher. Ich war einsilbig, wie benommen. Sie erzählte von ihren Kindern und Enkeln. Wir saßen in der Abendsonne, es standen Zimtnelken auf ihrem Schreibtisch. Irgendwo in einem Zimmer übte jemand eine Sonate, die ich früher auch gespielt habe; es klang nur dumpf durch die Wände, aber ich kannte jede Note wieder. Da ist eine Stelle, wo die Melodie ganz harmlos, mit einem kleinen Schritt nur, in eine andere Tonart ausweicht, aber so überraschend doch, es liegt ein Abgrund dazwischen. Die Stelle fühlte ich nahen; ich sah auf meine Hände nieder, ich fühlte meinen Augen brennen, wollte nicht aufschauen. Auf einmal sagte die Frau neben mir: *Liebes Kind!* ... so ein bißchen fragend. Und dann strich sie mir ein paarmal über den Arm und sagte: *Nun, nun, so – so ...* nur vor sich hin. Ich schlang die Hände ineinander, ganz fest. – Ich konnte nichts sagen, ich dachte auch nichts. Es war ja alles noch verumumt, wie sollte ich sagen, was mir fehlte! Diese liebe Frau, ich sah sie fast nie und habe ihr auch nie geschrieben; was hätte ich ihr auch schreiben sollen? Aber wie gern hätte ich sie geküßt!

Astern, Dahlien, späte Fuchsien ... alles vorbei. Nun gibt es überall Chrysanthemen, die nach Pfeffer riechen, man denkt an die üblichen, lieblosen Beerdigungskränze, *aber bitte nicht über sechs Mark*. Die großen, überfütterten Chrysanthemen in den großen, teuren Läden kann ich nicht leiden. Es gibt phantasielose Menschen, die kaufen zwei oder drei solcher Ungetüme, dann wird noch was Grünes, Stachliges dazu gebunden, und dann überreichen sie's einem in Seidenpapier, das nach Holzwolle riecht, mit einer Stecknadel zugesteckt. Und es gibt doch viele liebe Blumen, mit denen gar kein Wesens gemacht wird. Wär' ich der Kaiser, ich ließe die alten Burgruinen in Ruh und baute lieber große, große Gärtnereien, mit lauter entzückenden Blumen und Obst, und das würde umsonst sein; wie Volksbäder. Die Kinder dürften sich ordentlich dumm und stumm dran essen. Und große Karussells ließ' ich aufstellen, auch umsonst, daß die armen Kinder auch noch ihren Spaß hätten. Manchmal, wenn ich nicht schlafen kann, denk' ich mir aus was ich alles täte, wenn ich fabelhaft reich wäre und fabelhaft mächtig. Oh, bei mir würde es furchtbar gerecht zugehen!

25. November. Heute nacht war's wieder grauig. Immer mehr muß ich von dem Zeug nehmen ... Bald ... bald ...

*Ah, vois-tu, j'ai tant envie de vivre à présent, que je consentirais à finir mes jours une main dans le feu et l'autre dans la tienne!*<sup>51</sup> Ja, das schreibt einer, das glaubt einer, der nicht weiß. Aber ich weiß nun, und es ist nicht wahr; der Schmerz ist stärker.

26. November. Heute war Mani auch dabei. Ganz blaß, hinter den Kleinen. Blasser noch als sie. Ja, was wird nachher sein? Werd' ich wieder mit Jimmy und Jinny sein dürfen? Wenn nur das Gärtchen bleibt wie's ist. Sonst finden wir uns nicht wieder. Oder werden sie aufhören, wenn ich nicht mehr hier bin? Ist es meine Wärme, mein lebendiges Blut, das sie brauchen, das ihnen ihr kleines blasses Leben erhält?

Heute hatten sie alte, ausgewachsene Matrosenjäckchen an, mit Ankerknöpfen; die an den Handgelenken viel zu kurz waren, und auf ihren Kappen stand *H. M. S., Tremendous*. Sie sahen verfroren aus. Wenn es ein Paradies gibt, wo doch kleine unschuldige Kinder hingehören, warum dann kommen sie immer wieder in das trübselige Gärtchen zurück, wo sie doch unglücklich waren? O ihr Armen, Armen!

28. November. Wendland soll nicht mehr kommen. Er hat so forschende Augen. Ich muß frei bleiben, frei. Und er wird wohl auch den kuriosen Aberglauben haben, das Leben sei heilig. Ich

---

<sup>51</sup> Henri murger: SCÈNES DE LA VIE DE BOHÈME (1847/49)

möchte ihn darüber aushorchen, aber er würde sich Gedanken machen. Ist das auch noch Leben, wenn ein halbvertretener Käfer an der Erde kriecht?

Kleine Operationen, nach denen unsereiner acht bis vierzehn Tage zu Bett liegt, werden an armen Frauen in der Poliklinik ohne Betäubung vorgenommen. Dann dürfen sie ein Stündchen auf einem Ruhebett leigen; und dann kriechen sie bis zur nächsten Elektrischen und fahren nach Haus.

29. November. Liebe Morgiana, der Gedanke an dich ist das einzige Gute, Kühlende. Wie man sich im Kissen eine kühle Stelle sucht um endlich einzuschlafen. Liebe Morgiana, lies alles, dann wirst du verstehen warum ich dir das Riedhaus schenke. Du darfst es nicht weggeben, und laß doch bitte, bitte, das Gärtchen, wie es ist ...

Später: *Salva me, fons pietatis!*<sup>52</sup> Diese goldenen, lateinischen Honigwaben. Wohl denen die da aus und ein gehen.

30. November. Mancher Menschen Leben ist so klar aufgebaut, wie aus einfachem Grundriß eine schöne Kirche wächst; jedes Ornament sitzt recht und lieblich an seiner Stelle wie am Schlehdorn die Blüten. Und der Tod ist dann nur die letzte Erfüllung. Steinerne Rose hoch oben im Licht! Winde umfächeln sie, Schwalben umzucken sie, sie leuchtet unbewegt: Vollendung!

Und andere Leben gibt es, dies und das steht – wer weiß warum – beieinander. Ein Bäumchen, ein alter Zaun, der Weg mit seinen Radspuren, und darüber der Himmel, nicht blau, nicht grau, Schornsteine und Essen rund umher ... Häuser der Armseligkeit. Aber dann kam ein Frühlingsregen, und wie der vorüber war, brach die Sonne durch, nur auf einen Augenblick, und der Zauber war fertig. Das Bäumchen stand duftverschleiert, der Bretterzaun glühte wie Feuerbalken, die Radspuren hatten sich mit Silber und Rosenrot gefüllt. Da standen zwei im Arbeitskleid und küßten sich und konnten sich nicht lassen. Und der Qualm der Essen, was war aus ihm geworden? Goldener, goldener Dunst am Abendhimmel.



---

<sup>52</sup> Aus dem *Dies irae*, teil der römisch-katholischen totenmesse.

Auf Morgianas Läuten wurde sofort aufgetan. Ein Mädchen mit verquollenem Gesicht, das Taschentuch vor den Mund geknüllt, als ob sie Zahnweh hätte, gab ihr ausgiebig wenn auch undeutlich Auskunft. Ja, die gnädige Frau hätte immer so lange gelegen, heut' aber wär' es elf geworden, und immer noch hätte sie nicht geklingelt. Da hätte sie, Auguste, das Frühstück gebracht, aber die Tür sei verschlossen gewesen; da wäre sie zu Frau Professor gegangen und Frau Professor hätte auch geklopft und gerufen – und schließlich hätten sie dann den Schlosser geholt. Sie sei so furchtbar erschrocken, ach die gute gnädige Frau, Frau Professor hätte gleich an den nächsten Arzt telephoniert, ja und auch der Herr Doktor Wendland sei bald gekommen, *der hat gesagt, es wäre nichts mehr zu machen, der andere Herr Doktor wollte noch was versuchen, aber der Herr Doktor Wendland hat gesagt, nein, es ist zu spät, und er ist der Hausarzt und übernimmt die Verantwortung. Der Herr Doktor hat uns dann gesagt, gelitten hat die gnädige Frau nicht, das Herz ist schwach gewesen und mit den Schlafmitteln nimmt einer leicht zu viel und man soll ihr die Ruhe gönnen.* Dann erfolgte der bisher zurückgedämmte Tränenstrom.

Morgiana schob das Mädchen, nicht unfreundlich aber mit Bestimmtheit zur Seite. "Sagen Sie Frau Ewers, ich sei hineingegangen. Frau von Bevern stand mir nah; wir sind Jugendfreundinnen. Sie hat mir vorgestern geschrieben, sie fühle sich schlecht, könnte nicht mehr ohne Mittel schlafen. Da bin ich hergekommen ... ich wollte sie mitnehmen, aufs Land ..."

Sie ging hinein. Das Zimmer war hell, die weißen, zugezogenen Gardinen verdunkelten es nicht. Außer dem breiten Metallbett und einem weißlackierten, dreiteiligen Schrank, dessen Spiegel mit einem Laken verhängt war, stand nur wenig darin. Zwei große Koffer an der einen Wand, in der anderen die Tür zum Badezimmer nebenan. Ein ganz unpersönlicher Raum, hell und nüchtern, wie in einem guten, etwas asketischen Hotel. Christine, die sonst so rasch den Räumen ihren Stempel aufdrückte, hier hatte sie die Dinge gelassen, wie sie sie vorfand. War es ihr nicht der Mühe wert gewesen? Denn bald wollte sie abreisen; acht Tage und acht Tage gab sie zu ... ja, und nun war sie geblieben.

Morgianas Augen brannten; *Löwe von Luzern* nannte Christiane sie; und sie, der kein Opfer zu groß war in der Freundschaft, hier war sie machtlos geblieben. Behutsam, ach, mütterlich, hob sie das dünne Tuch, das Christinens Antlitz bedeckte. Da lag sie, die Lider bis auf einen schmalen Spalt geschlossen, mit dem fast hochmütigen Ausdruck derer, die niemand mehr nötig haben. Sie, die für die kleinen Spielereien des Lebens soviel Sinn gehabt, die über einem schnurrenden Kätzchen Kunstgenüsse und Alpenglühn verpaßte .. ja, hatte sie das Glück versäumt, weil sie keinem Locken, keinem Seitenpfad widerstehen konnte? Oder war sie die

Klügere gewesen, hatte sie ohne Arg, aber instinktiv verschwiegen, Glück gefunden, wo andre blind waren? Ach, Christinette, nun war sie selber fern und kühl wie die unerreichbaren Gipfel; Antwort gab sie nicht mehr.

Morgiana hörte Schritte hinter sich, sie trocknete rasch und stirnrunzelnd ihre Augen. Es war das ihr nur flüchtig bekannte Fräulein von Schlichtegrell welches eintrat, wie immer atemlos und einem ungenau verschnürten Postpaket ähnlich. Die Augen gerötet und die Nase geschwollen, denn die Tränen endigten bei ihr immer in Schnaubfanfaren. Doch war genußreiche Wichtigkeit nicht zu verkennen, als sie Morgiana in durchdringenden Flüstertönen mitteilte, es sei ihr, wenn auch erst nach einigen Schwierigkeiten gelungen, die Erlaubnis zu einer Skizze zu erwirken. Die spätere Ausführung würde sie mit Zuhilfenahme von Photographien herstellen. Sie dachte diesmal an Pastell.

Morgiana lächelte trüb in sich hinein. Gern hätte sie die Wehrlose vor diesem Attentate bewahrt. Doch ähnlich vielen physisch durchaus tapferen Männern, hatte sie eine an Feigheit grenzende Scheu vor jedem Wortwechsel. Sie warf noch einen trostlosen Blick dorthin, wo die Schweigende lag, einen letzten über das Zimmer; ihr Mund begann zu zittern. Und mit der zur zweiten Natur gewordenen Höflichkeit, die im Leben oft unsere einzige Schutzwehr ist, grüßte sie wortlos die Malerin. Dann verbeugte sie sich gegen das Bett. Und ging. Heute abend kam sie wieder, nahm Christine mit, zu sich, in Sicherheit. Dort, bei ihr, angesichts der weiten Ebene, sollte sie liegen, die ihr unaussprechlich teuer gewesen war.



## **DIE LAST**

Adriana von Wehra, wie viele ihresgleichen, stand am Ende des Krieges leichtverblüht, arm und mit geschwächter Gesundheit einer schwierigen Zeit gegenüber. Während der Kriegsjahre hatte sie ihre Kraft und Fähigkeiten traditionsgemäß dem Vaterland gegeben; machte Recherchen, setzte Bittgesuche auf, lief von einer Behörde zur andern, um Kriegerfrauen Arbeit oder Zuschüsse zu erwirken; abends strickte oder nähte sie für die im Felde, und bei allen besonderen Anlässen, ob Woll- und Weißzeugwochen oder Haussammlungen, stand sie in erste Reihe. Ihren weichen Mezzosopran stellte sie dem Pastor zur Verfügung, wenn besondere Abendandachten, sei es des Dankes oder der Fürbitte, veranstaltet wurden; und wenn ihre Stimme von der Empore, wo die Solisten kaum sichtbar standen, sich zum schwacherleuchteten Gewölbe aufschwang, tönnten die herben protestantischen Weisen wie Amselsang auf Wipfeln über die Gemeinde hin.

Anfangs hatte sie sich wie die meisten ihrer Freundinnen, zum Pflegen gemeldet; aber bald erkannte die Lehrschwester, daß es Zeitvergeudung sei, sie abzurichten. Nicht, daß sie die Arbeit gescheut hätte; die niedersten Dienste und die anstrengendsten wurden von ihr geleistet ohne eine Miene zu verziehen. Aber der Anblick von Qual vernichtete sie. Als sie zum erstenmal einen Mann bei der Entfernung seines Verbandes aufbrüllen hörte, brach sie in Tränen aus. Der ziemlich brutale Stabsarzt tat dies immer ganz plötzlich und verlangte, daß es die Mannschaft ohne Zucken erträgt. Das nächste Mal widersetzte sie sich. Sie war wie ein rasendes Muttertier. Am selben Tage noch wurde sie entlassen. Zunächst bat sie, andere, demütigste Arbeit tun zu dürfen, scheuerte Treppen und Gänge, half in den Abwaschräumen der Küche; aber seit ihrem unerhörten Betragen im Verbandszimmer war die Oberschwester gegen sie eingenommen, und so war auch dieses Nachspiel nur von kurzer Dauer.

Als endlich dann der lange, ungleiche Kampf beendet war, hatte Adriana ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr vollendet. Der erste Jugendreiz war dahin; ihr durch Unterernährung und Übermüdung ausgeschöpfter Körper forderte seine Rache: sie war mit Neuralgien und plötzlichem Herzklopfen belastet, welches letzterem zwar nichts Ernstes zugrunde lag, aber halbminutenlang und unerwartet überfiel es sie und machte sie hilflos. Sie selbst schilderte ihre Empfindungen während solcher Anfälle, als sei ihr Herz eine leere Flasche

die man plötzlich unter Wasser hält, wobei sie sich rasch gluckerdnd füllt und das sei dann wie Ersticken. Der Arzt sprach von Anämie und einem überanstrengten Herzmuskel, verordnete leichte und doch nahrhafte Kost, Eier, feine Mehlspeisen und Geflügel, wenn möglich Luftveränderung nebst Liegekur: lauter Dinge, für die Familie von Wehra zur Zeit ebenso unerschwinglich, wie es früher ein Aufenthalt in Heluan oder St. Moritz gewesen war. Denn noch bestand die Blockade, die dem zermürbten Land monatelang nach Waffenstillstand auferlegt blieb, und später, als wieder Nahrungszufuhr durch die geöffneten Grenzen rollte, reichte die Pension des Vaters doch nur fürs Allernötigste. Und wenn auch das Regime der alles beherrschenden Kohlrübe aufgehört hatte und das Brot nicht mehr ausschließlich aus Lehm und Kleie zu bestehen schien, war doch der Wehrasche Etat, an den Preisen gemessen, so niedrig, daß Adriana und ihre beiden jungen Brüder fortfahren mußten an ihren Kräften Raubbau zu treiben, fast ebenso wie bisher; was denn auch mit der ihnen eigenen, liebenswürdigen Sorglosigkeit geschah.

Anna, Adrianas einzige, um ein Jahr jüngere Schwester, war als Johanniterin der Typhusepidemie in Lille erlegen; Adrian, ihr Bruder, an derselben Front gefallen. Nun waren nur noch Alf und Adelbert zu Hause, fünfzehnjährige Zwillinge, dünnen Buchenstämmen ähnlich, die beim Abholzen eines ganzen Schlags, sei's aus Absicht, sei's aus Versehen, verschont blieben. Man konnte ähnlichen Nachwuchs damals in vielen Familien sehen; langaufgeschossen, von ihren Nerven zehrend, eigentlich kraftlos, mit einem bei so jungen Jahren seltsam aufmerksamen Blick und herben Fältchen am Mund, die vielleicht von Entsagung, vielleicht auch von frühgeübter Selbstironie herrührten; denn, trotz alledem, sie waren jung, und bei den deprimierenden und schaudervollen Anblicken, deren die Zeit so viele hatte, konnte sie bisweilen eine jähe, eine sündhafte Lachlust überfallen; es waren gar zu plötzliche Kontraste, die einander folgten, und das, worüber die Alten stöhnten, kam ihnen oft unwiderstehlich komisch vor. Dabei hatten die Jahre der Not gerade ihnen am ärgsten zugesetzt, denn sie waren im schärfsten Wachsen, ewig hungrig, und der fast gänzliche Mangel an Milch und Fett war für sie am gefährlichsten gewesen. Für die Dämmerstunde, die, um Licht zu sparen, möglichst lang hinausgezogen wurde, hatten sie sich ein Spiel erdacht, dem Adriana manches Mal, halb fasziniert, halb ärgerlich zuhörte. Sie nannten es *Schlemmtraum*, und es bestand darin sich gegenseitig durch Ausmalung phantastischer Leckerbissen zu überbieten. Der Sieger erhielt den ausgesetzten Preis: ein Stückchen Ziegenwurst, eine Margarinestulle oder eine Handvoll jener steinharten Plätzchen, welche die Geheimrätin aus Haferflocken,

Sacharin und Milchpulver – sogenannte *Kuh in der Tüte* – anfertigte. Wenn sie sich aber glücklich bis zu Hasenbraten und Schokoladenpudding emporgesteigert hatten, gewann Adriana doch den Preis, wenn sie aus ihrer dunklen Ecke wie halluziniert die Worte vor sich hin sprach: *Kaffee, wirklichen Kaffee, und wirkliche, richtige Milch, und Semmeln mit wirklicher Butter*, denn auch hier erneuerte sich die Erfahrung, daß allzukühne Wünsche – *die Sterne, die begehrt man nicht*<sup>53</sup> – weniger quälend, weniger bohrend sind als solche die sich in bescheideneren Grenzen halten; wenn auch in diesem Fall beide Arten gleich unerfüllbar waren.

Außer der Schule, die sie als eigentlich überlebte Institution mit lebenswürdiger Gleichgültigkeit absolvierten, hatten die Zwillinge noch andere Pflichten, die anfangs wenigstens den Reiz der Neuheit besaßen. Früh um drei, in Winterkälte und Finsternis, mußten sie sich mit vielen ihresgleichen und mehr noch solcher, die sie erst bei diesen Gelegenheiten kennenlernten, stundenlang vor den Kohlenlagern anstellen, um ihr wöchentliches Anteil an Brennmaterial entgegenzunehmen und auf einem Handkarren den weiten Weg nach Hause zu fahren. Bei diesen Polonäsen hörte man so manches, tat Einblicke wie in Kellerluken – es war aufregend wie die wildesten Robinsonaden. Und in den beiden Knaben, in deren Adern mütterlicherseits ein Tropfen rebellischen Hugonottenblutes rumorte, entstand ein jähes Kameradschaftsgefühl zu diesen verdrossenen, kurzangebundenen Proletarierkindern, die mit schauderhaften Redensarten um sich warfen und wie junge aufgeschreckte Wölfe die Zähne wiesen, anfangs voller Mißtrauen gegen die reingewaschenen, wenn auch kaum besser ernährten Wehrabuben. Mit der Zeit hatte sich eine Art Freimaurerei gebildet, die den korrekten Geheimrat, wenn er dahinter gekommen wäre, wenig erbaut hätte; die Mutter ahnte so manches, aber ihre wenn auch durchaus konziliante so doch unkonventionelle Seele hatte eher Vergnügen daran, denn sie fand es recht und billig, daß in diesen Zeiten gleicher Not andere Ungleichheit möglichst vergessen werde.

Heimgekehrt stürzten Alf und Adelbert sich heißhungrig über ihr erstes Frühstück, Brombeertee ohne Milch und ohne Zucker und einige Scheiben kleistrigen Brots mit etwas Schuhcrêmeartigem bestrichen, das sich *Reichsmarmelade*<sup>54</sup> nannte, dem die Mutter ein irgendwo hergezaubertes Stückchen Speck oder Käse beigelegt hatte, dann trabten sie ins Gymnasium, wo ihnen bei Homers Beschreibungen heldischer Gastmähler das Wasser im Munde

---

<sup>53</sup> Goethe

<sup>54</sup> Benannt nach der 1916-1923 bestehenden *Reichsstelle für Gemüse und Obst*. Die marmelade wurde bis zu 50% mit mohrrüben gestreckt.

zusammenlief, und sie in den Pausen ihre nächtlichen Erlebnisse, reichlich lügenhaft ausgeschmückt, ihren Mitschülern neiderregend darstellten.

Der Geheimrat, bei einer der vielen Behörden tätig, die die Bewirtschaftung von Nahrungsmitteln kontrollierten und diese grammweise der Bevölkerung zuteilten, konnte sich nur selten bei solchen Fronden beteiligen. Da er aber sein Leben lang um karges Gehalt seine Pflicht getan hatte, und über seinem Schreibtisch anfeuernd die Bilder der Großeltern hingen, die Anno sechs und dreizehn schier Unmögliches an Entbehrung und Opfermut geleistet hatten, so fand er es selbstverständlich, daß seine zwei Jüngsten in ihren abgeschabten und kurzärmelig gewordenen Joppen bei schmaler Kost Männerarbeit taten.

Auch die Geheimrätin klagte nicht. Es lag nicht in ihrer Natur, die, wenn auch plötzlich aufbrausend, doch das Versöhnliche suchte und oft dabei das Lächerliche fand. Ach ja, lachen konnte sie noch immer; lachen will nicht viel heißen. Aber froh sein, das war nun wohl vorbei. Über ihres Mannes Schreibtisch, gleich unter den Bildern jener Ahnen, deren Namen zu tragen er stolz war, hingen die Photographien, etwas vergrößert, von Adrian und Anna. Seine Kollegen hatten sie ihm geschenkt, in einem gemeinsamen Rahmen aus Eichenblättern, mit jenem Spruch geschmückt, der nun schon zum Gemeinplatz geworden war: *Duce et decorum ...* Ja, war der Tod nicht auch zum Gemeinplatz geworden? Wunderte man sich doch, hielt es kaum mehr für anständig wenn in einer Familie kein Mitglied gefallen war. Frau von Wehra blickte an den Bildern vorbei. Was sollten sie ihr? Oh, ihre schönen lebhaften Kinder, deren Ausdruck wie Gewässer wechselte, immer neu, immer reizvoll! Und hier die starre Unveränderlichkeit dieser Stellungen ... Auf ihrem Schreibtisch, in einem Glase, stand als einziges Andenken ein dürres Sträußchen, das Adrian ihr über Schultern und Köpfe von Kameraden hinweg gereicht hatte, als sie ihm – es war ein kurzer Urlaub gewesen – dort am Zug, wo er, mit vielen andern zusammengedrängt, an der Türe des Abteils stand, Lebewohl gesagt hatte: mit trockenen Augen und der erzwungenen Herzhaftigkeit, als handle es sich nur um eine kleine Reise. Und in einer Schublade dieses selben Tisches lag eine flüchtige Zeichnung, die eine Mitschwester Annas von dieser gemacht: Ohr und Wangenlinie, nur wenige Striche; aber in der raschen Bewegung, wie sie, rehartig lauschend, den Kopf wandte, gab es ihr etwas von dem lieben, schönen Kinde wieder, wie kein anderes Bild. Selten nur sah sie's an. Denn wenn sie erst weinte, konnte sie nicht mehr aufhören. Lieber Gott, als sie ausrückten, alle beide, gleich damals schon, hellseherisch, hatte sie sie dargebracht; ihr Tod hatte sie nicht überrascht. Aber was ihr besonders bitter schien, war, daß sie nur wenige Stunden voneinander entfernt sterben

mußten, ohne sich noch einmal gesehen zu haben, gerade diese beiden, die sich am nächsten standen. Denn es war derselbe mystische Zug in ihnen, dieselbe Restlosigkeit des Gefühls, das nichts, gar nichts für sich zurückbehält. Vielleicht, weil es alles hat. Hätte Anna Adrians Hand halten, ihn stützen dürfen in seiner letzten Not! Oder hätte Adrian ihr zulächeln können, als sie da, tapfer bis zuletzt, unter Fremden starb! Den Ehrensalmut hatte man über ihrem Grab gegeben, und der Geistliche hatte ihr den Spruch nachgerufen: *Größere Liebe hat keiner, als daß er sein Leben lasse für die Brüder.*

Die Tränen schossen ihr nun doch in die Augen, als sie vom Fenster, wo sie gesessen, aufstand und an den Tisch trat wo die Zwillinge mit aufgestützten, vielfach geflickten Ellbogen unter der Hängelampe lernten, und Adriana mit demselben Licht für ein Geschäft Spitzen ausbesserte. *Gute Kinder! Nicht unbegabt, aber vor allen Dingen ... gut.* Warum mußten sie es so schrecklich knapp haben? Und dabei lachten sie noch darüber. Das schnitt ihr am ärgsten ins Herz. *Wenn's doch noch züginge wie in den Märchen, wo der Herrgott als Bettler verkleidet herumging und seine Beobachtungen machte. Oder wenn ein Glücksfall käme, wie man sie früher manchmal in der Zeitung gelesen hatte! Konnte Adriana nicht von dem alten Herrn, dem sie, ihn lieb anstrahlend, ihren Platz in der Elektrischen eingeräumt hatte, zur Universalerbin eingesetzt werden? Oder die Bettlerin, die Alf und Adi neulich bei Glatteis wieder auf die Beine stellten: konnte sie nicht, wie das bei Bettlern vorkam, eine heimliche Millionärin sein, mit einem Strumpf voll unabhieferter Zwanzigmarkstücke, die von nun an anonym und geheimnisvoll für die beiden sorgte? Ach nein, so etwas las man wohl, aber wer hätte es je erlebt? Nun, sie wollte weiter hoffen, aber sich auch so bescheiden.*

Frau von Wehra, deren Vorname Adrienne auf hugenottische Ahnen zurückwies, hatte von jenen das leichtere, gallische Blut geerbt und die lebenswürdige Kunstfertigkeit, aus wenigem viel zu machen. Ebenso ein starkes Mißtrauen gegen die Unfehlbarkeit der Autorität als solcher. Erst mal selber ein bißchen genauer hinsehen, war ihr Standpunkt. Aber von kalvinistischer Strenge und Unduldsamkeit war nichts auf sie übergekommen.

In ihren ersten Ehejahren hatte sie bei den großen Ressortfesten, wo alles nach Amt und Würden in unabänderlicher Paarung zum Essen schritt, dessen Speisefolge ebenfalls nach ehernen Gesetzen feststand, anfangs Staunen und leichte Befremdung, in diesem und jenem Herzen auch verschwiegenes Entzücken erregt. Ohne Aufwand sehr viel gefälliger gekleidet als ihre Kolleginnen, ließ sie sich von ihrer fröhlichen Harmlosigkeit durch alle Klippen treiben,

gerade weil sie dieselben gar nicht sah. Hatte sie es doch fertig gebracht, den Minister zu unterbrechen, als dieser mit der ihm eigenen atemraubenden Umständlichkeit, ohne den Zuhörern einen einzigen Maultierschritt zu erlassen, seine einstmalige Besteigung des *Vesuvius* – er sagte *Vesuvius* – schilderte. *Ach*, dachte Frau von Wehra, als sie die Gesichter musterte, die mit dem Ausdruck fast idiotischer Entrücktheit, als warteten sie auf Klopffeister, der nicht zum erstenmal gehörten Erzählung lauschten – *es gehört wohl schon ein Ministerialdirektor dazu, um hier nicht einzuschlafen*. Und durch eine geschickte Zwischenfrage hatte sie vermeint, das Prozessionsraupentempo, in welchem sich Seine Exzellenz dem Kraterrande näherte, zu beschleunigen und ihre halbversteinerten Kollegen zu erlösen. Indem sie gewissermaßen das Ziel vorwegnahm. Seine Exzellenz aber hatte als höflicher Kavalier die Frage einer Dame zwar beantwortet, war denn jedoch unbeirrt den heißen Aschenpfad zurückgekrochen, um nun erst, gewissenhaft, wie es sich für einen preußischen Beamten gehört, die Expedition zu Ende zu führen.

Ja, das war der Anfang gewesen. Dann kamen die Kinderchen. Zu Frau von Wehras Freude und Entzücken. Viele Kinderchen. Denn die Pause zwischen Anna, Adriana und Adrian einerseits, und den Zwillingen andererseits war nur scheinbar. Ein paar kleine Gräber auf dem Matthäikirchhof, von Frau von Wehra immer noch mit Blumen und Tränen bedacht, lagen dazwischen.

Das Aufziehen und Betreuen von Kindern, von schönen, gutgearteten Kindern, ist ein großes Glück. Sollte eines sein. Ist es aber nur da, wo die Mittel nicht gar zu knapp, und genügend Platz und Sonne vorhanden sind, und wenn kein Garten, so doch wenigstens eine ruhige, gefahrlose Straße, wo sich der vergnügliche und daher wichtigste Teil des Kinderlebens abspielen kann. Eine Etage im dritten Stock, mit schmalem Gang, in dem sich der Küchengeruch verfängt, und wohin das Rollen von Puppenwagen und Murmeln des arbeitenden Vaters wegen verbannt werden muß, ist dafür nicht günstig. Freilich werden in der Großstadt auch Hühner in Kellern großgezogen, aber auch da bleibt die Frage, ob es für die Hühner ein Genuß ist, offen. Frau von Wehra mußte zur Ruhe mahnen, wenn sie am liebsten mitgetollt hätte, manchmal auch strafen, wo ihr die Strafe ungerecht erschien. Und gewisse blaue Heftchen, welche *die Bücher* hießen, als ob es außer ihnen keine anderen gäbe, und am Abend beim Lampenlicht, wenn sonst alles schwieg, eindringlich wurden, trugen nicht dazu bei ihr Herz leichter zu machen. O diese vielen, vielen Liter Milch (die Amalie immer *Michl* schrieb, es war ihr dies nicht auszureden), diese Berge von Butter und Gries und Reis, ...

unmöglich, daß sie das alles in so kurzer Zeit vertilgt haben sollten! Es war ja wie der Proviant mit dem Nordpolfahrer auf ihre Expeditionen ziehen. Wenn sie dann am Ende des Monats einen Abschluß machte, die erhaltene Summe durch dreißig dividierte, worauf die tägliche Durchschnittszahl überraschend wie ein Dekalkierbild<sup>55</sup> auftauchte, die sie dann wieder durch die Kopffzahl der Familie dividierte, so war's pro Kopf und Tag eigentlich nicht viel ... Aber was half das alles, wenn das Gehalt klein blieb und die Kopffzahl wuchs! Nun, die Kinder waren begabt und fleißig, die Schule wenigstens war kein Schreckgespenst wie bei vielen ihrer Bekannten; die großen Töchter hüteten geduldig die kleinen Geschwister und wenn eins starb, weinten sie heiß und herzbrechend um das kleine Wesen, dem sie doch ihre freie Zeit und oft ihre Nachtruhe geopfert hatten. Adriana und Anna gingen jeden Winter auf ein paar offizielle Tanzfeste, sonst nur in wenig Häuser. Obgleich sie begehrte Tänzerinnen waren. Denn sie hatten von der Mutter die Beweglichkeit, die weiche, fließende Art des Tanzens geerbt, das braune schön angewachsene Haar, die kleinen reizend geformten Ohren, Adriana auch das verführerische Emporziehen des unteren Augenlids wenn sie lachte!

Außer diesen größeren Festlichkeiten hatten sie noch ihr Jungmädchenkränzchen mit Musik und leisetastenden literarischen Versuchen. Man las einander Rilke und Hofmannsthal vor und fand die Eltern unbegreiflich, wenn die noch über Wildenbruch Worte verloren; man las sich auch Eigengedichtetes vor, das meist wie ein Aufguß alter Hofmannsthalscher und Rilkescher Teeblätter anmutete, und Ausflüge wurden verabredet, im Winter in die Museen, im Sommer nach Babelsberg und der Pfaueninsel oder in die Märkische Schweiz, an denen die Wehra-Mädchen eben jener kleinen Geschwister wegen nur selten teilnahmen.

Dann aber, als die kleinen Geschwister schon jahrelang unter ihren Kreuzchen oder betenden Engelchen ruhten,<sup>56</sup> und die Zwillinge jede schwesterliche Betreuung entrüstet von sich wiesen, waren es der Vater und auch Adrian, vor denen ihre Opferfeuer brannten: der Vater als Haupt und Ernährer und dumpf bewunderter Staatsmann, auch als negativer Haustyrann, denn seine Diktate waren meist von *Du-sollst-nicht*-Art, selten nur gab es einen positiven Befehl; Adrian aber die stille Hoffnung von Mutter und Schwestern, der ihnen einst als Dank für alle, o wie gern gebrachte Opfer, eine Tür, ja, und wär's auch nur ein Fenster, auf tun sollte nach all dem Neuen, Erregenden, was da draußen undeutlich schwirrte und rauschte.

---

<sup>55</sup> Abziehbildchen

<sup>56</sup> In meiner Kindheit in Kirchheim/Teck-Ötlingen (Württemberg) fand ich auf dem dörflichen Friedhof ein altes Kindergrab mit der für diese Gegend extrem untypischen Aufschrift: *Ange chéri priez pour nous! Ich hab's jahrelang ab und zu besucht und mir vorgestellt, mit diesem Kind irgendwie verbunden zu sein.* (MvL)

Es kam der Krieg. Fünf lange, immer dunkler, immer enger werdende Jahre, wie die Treppenspirale in Angstträumen, die immer enger, immer erstickender den Hinaufklimmenden zusammenpreßt; dann der Frieden, der in jedem Paragraphen ganze Vipernester künftiger Kriege zu bergen schien, der Zusammenbruch und das Verschwinden all der Dinge, die für die Familie Wehra ehrwürdig waren wie Kathedralen und vertraut wie alte Großväterstühle; und nun die Jahre noch immer steigender Not, wo man mit Milliarden rechnete und eine Briefmarke, eine Fahrt mit der Elektrischen mehr kostete als Anno einundsiebzig die ganze Kriegsentschädigung, die Frankreich bezahlte; wo Waschfrauen Gänsebraten aßen, was ihnen herzlich zu gönnen war, alte Exzellenzen aber bei verriegelten Türen Brombeertee tranken und drei übrige Pellkartoffeln von Mittag nach den findigen Rezepten des Kochbüchleins *Butter ein Vorurteil* behandelten; wo plötzlich grau gewordene Offiziere nicht nur versuchten, durch Aushilfstunden in Mathematik einen keinen Zuschuß zu verdienen, sondern auch alte Schnitz- und Laubsägekünste hervorholten, Kästchen, Hampelmänner und phantastische Vögel aus Holz und Leim, Goldflittern und bunten Federchen herstellten und in Restaurants und Nachtcafés feilboten; die jungen Mädchen aber dank Gabelsberger und dem Erfinder der Schreibmaschine zur Zeit in soliden und unsoliden Unternehmungen weitaus am besten verdienten.

Auch in der Familie von Wehra, deren Oberhaupt an die Unerschütterlichkeit mündelsicherer Papiere geglaubt und seine sämtlichen Ersparnisse eingebüßt hatte, mußte die Frage erörtert werden, ob Adriana das Tippen und die Kurzschrift erlernen sollte. Der Plan wurde ihres nicht ganz taktfesten Herzens wie auch der zeiterfordernden Einübung wegen fallen gelassen. Zur größten Erleichterung der Geheimrätin, die bei dem Gedanken an Adriana, mit einem grünen Schreibärmel angetan und an einem Schalter sitzend, umgeben von Bankjünglingen die sich selbstverständlich alle in sie verlieben würden, eine Gänsehaut überlaufen hatte; wenn nun auch leider eine räumliche Trennung wahrscheinlich wurde.

In dieser Zeit, da sich die weibliche Jugend nur noch zu Banken und Bureaus drängte, wirkte Adrianas Inserat in dem altehrwürdigen Blatt, dessen Spezialität solche Inserate sind, wie ein Stück Fleisch, das in den Behälter fällt, wo hungrige Krokodile auf eine verspätete Fütterung warten. Noch nie war eine solche Fülle von Briefen und Karten in den Wehraschen Kasten gefallen wie in diesen Tagen. Einige besonders vehemente Hausfrauen erschienen selbst, um mittels unwahrscheinlich klingender Darstellungen ihrer häuslichen Verhältnisse den seltenen Vogel anzulocken. Sie wurden von Frau von Wehra empfangen, die höflich, aber etwas

müde und mit dem Schatten einstiger Koboldstücke unter dem zuckenden Augenlid diese Angaben in ein altes Poesiealbum eintrug und baldige Antwort versprach. Kaum waren sie gegangen, so kam Adriana wie aus der Versenkung zum Vorschein, und es erfolgte unter gedämpftem Kichern die Auslese; die Entscheidung, ob Schafe oder Böcke, ob Papierkorb oder engere Wahl.

An einem linden Vorfrühlingstag, als auch durch die jedes Baumschmucks bare Straße ein Hauch ging, der von stäubenden Weidenkätzchen, von überschwemnten Wiesen, schwirrenden Starvölkern und aller-allerersten Blümchen in den Gräben erzählte, verließ sie dann ihr Elternhaus. Sie reiste an ihr unbekanntes Ziel, die kleine, hübsch an einem Fluß gelagerte Stadt, wo sie eine ziemlich unbestimmte Stellung als Helferin und Haustochter in einer Familie einnehmen sollte, die aus dem Ehepaar und zwei Töchtern bestand, mit vollem Anschluß und einem kleinen Taschengeld, dessen Summe durch eine Nullenreihe ausgedrückt wurde, die, auch wenn durch Kommas triolenartig abgeteilt, sich schwer feststellen ließ, in Wirklichkeit aber keine zehn Schweizer Franken betrug. Mit zehn Schweizer Franken aber konnte man in jener Zeit viel Nötiges und Erfreuliches kaufen, und Adriana an ihrem Fensterplatz träumte trotz der harten Holzwand, an die sich ihr Haupt lehnte, recht selig von einem Füllhorn, aus dem nach einem eröffnenden Hagelschauer von köstlichen Mokkabohnen neue Joppen für die Zwillinge, gute Zigarren für den Vater, ein kleiner warmer Teppich vor Mamas Schreibtisch und für die Allgemeinheit große Tüten mit Rosinen und Mandeln sich entwickeln sollten.

Ab und zu fuhr sie mit dem Ärmel – Vorhänge gab es nicht mehr – über die angelaufenen Scheiben, und was da an ihr vorübereilte, die einförmige, märkische Landschaft mit ihren Sandhügeln die mit Kiefern, und ihren Torfmooren die mit Birken bestanden waren, schien ihr unter dem feuchtblauen Himmel und mit dem frischen Erdegeruch, der hereindrang, sobald der Zug stillstand – und das tat er oft –, wie ein halbvergessenes Bilderbuch in dem sie nun wiedererkennend blätterte.

Der Umstand aber, der sie bewogen hatte, trotz leise bremsender Einwände der Mutter, die Stelle in Groß-Nebekow anzunehmen, bestand darin, daß ihre künftige Arbeitgeberin, Frau Baumeister Witukind, mit Worten trauriger Scheu von einem unglücklichen Familienmitglied geschrieben hatte, dessen Betreuung ihre Kräfte sehr in Anspruch nehme, indes die kleinen Mädchen zu kurz kämen an Pflege und Lebensfreude. Es seien keine anstrengenden Dienste,

nur ab und zu ein paar Stunden der Ablösung, die von der jungen Helferin erwartet würden. In Adrianas Herz nagte noch immer die Erinnerung an ihr Versagen im Lazarett. Nun würde sie sich selbst und anderen beweisen, daß sie sich überwinden konnte. Was würde es schließlich auch sein? Ein Kriegskrüppel, wie sie jetzt in vielen Häusern ein schamhaftes Dasein führten, aus Straße und öffentlichen Gärten wie weggefegt, wo man ihnen während des Krieges in solchen Scharen begegnete. Adriana hatte sich manches Mal das Schicksal dieser Jammervollen ausgemalt, das Ende, in das sie einmündeten: wie sie, anfangs als Helden oder Märtyrer bestaunt oder beklagt, allmählich zu gewohnten, aber unbequemen Mitbewohnern wurden. Lallenden Alten ähnlich, die am Ofen sitzen und dem jungen Nachwuchs Licht und Wärme entziehen; die, von der neuen Generation in den Winkel gedrängt, je nach dem Grad der Herzensbildung und des Wohlstands ihrer Angehörigen mit Nachsicht – oft auch mit Gleichgültigkeit – gepflegt, oder mit unverhohlener Ungeduld und Brutalität durchgefüttert wurden. Und sie nahm sich vor, den stummen Heroismus der Leidenden, der jetzt, da alle Fanfaren verklungen, doppelt ergreifend war, durch nieversagende Geduld zu lohnen. Ach, viel furchtbarer als Tod war solches Leben! Damals im Lazarett hatte sie's erkannt. Entsetzlich dies Mitansetzen von Qual, von hoffnungslosem Stieren, dies Anhören nächtlicher Angstlaute, die fast rhythmisch wiederkehrten. Nein, der Tod war nicht der Feind; wenn sie ihn dem Bett der Gequälten nahen fühlte, war das Wehen seiner Schwingen kühlend und gut. Und wenn am Abend die Oberschwester die Morphiumgaben berechnete, die Tabletten abzählte, die Schlaf den Schlaflosen bringen, hatte sie dies nüchterne Abwägen als grausam empfunden. War es nicht unmenschlich, solche armen, verstümmelten Käfer, ohne Beine, ohne Flügel zurückzuwerfen in den großen Ameisenhaufen des Lebens, preisgegeben und wehrlos? Während ein paar Tropfen in dem barmherzigen Spritzchen ihnen Frieden und Erlösung geben würde, Erlösung von dem Gewesenen, das ihre Träume mit der Marter der Erinnerung erfüllte, und von dem Zukünftigen, dem sie, wach, in Verzweiflung entgegenstierten. Ach, warum befreite man sie nicht, Menschen, die nur noch Rumpf waren, Menschen ohne Kinnladen, Blinde ohne Händel!<sup>57</sup> Um sich selbst einen Gewissensbiß, eine Angst vor Strafe oder späteren Skrupeln zu ersparen? Oh, feig, verächtlich! ...

Die Landschaft begann sich zu verändern. Die Sandhügel, die Kiefern, das noch winterliche Heidekraut hatten aufgehört, Eichen und Erlen verrieten feuchteren Grund. An durchsichtigen Gehölzen und am Bahndamm entlang zogen die aufgetauten Gräben, und über Moorwiesen

---

<sup>57</sup> Vgl. ernst friedrich: KRIEG DEM KRIEGE! (1924, neuauflage 1980 bei Zweitausendeins)

wippten Sumpfvögel mit kleinen Federhäubchen; dort wurden bald Flockblumen und Schwertlilien blühen und Männer in Wasserstiefeln durch das quatschende Luch waten um Kiebitznester zu plündern; man war schon nahe dem Flußbett. Bäuerinnen und Feldarbeiter stiegen an jeder kleinen Station aus und ein, mit Kiepen und Säcken. Sie sprachen ihr märkisches Platt, redeten von Saat und Wetter und kleinen Ereignissen in der Verwandtschaft und Freundschaft. Eine magere, schwarzgekleidete Frau erzählte einem Mann vom Sterben ihrer Mutter: "Ja, denn hett se schon an'n Morjen frieh de Ogen ganz stief jestellt, unn ick bring ihr noch'n Kaffe ans Bett, ornlich mit Bohnen, unn denn secht se, Minna secht se, det is awwer en scheenen Kaffe, awer se schlückert nur sonn paarmal unn kricht et nich runter. Unn Mittag wull se ooch nich eten. Nu denn, segg ich, Modder, segg ich, wie will Ju det denn hewen mit det Gräwnis? Wat schall ick Ji'n anzieh'n? Dat jute Schwarze? Nee, secht se, det soll Frieda'n kriegen, wenn se all kunfermiert wird, is'n juten Thibet<sup>58</sup>. Zieh mir man mein' warmen Unterrock an und wollne Strümpfe, awer daß se och janz sind, unn von de Parchentjacken eene, aus de Kommode, dat's Staat jenuch. Awert Jesangbuch leechste mir mit inn. Modder, hew ick denn secht, wer soll'n Ju waschen, Kramersch? Nee, secht se, Kramersch war immer so misjünstich, nich mal'n Ablejer von ihre weiße Jeranien hat se mir jeben wollen, de olle Speilzahn, ick kann se in'n Dood nich leiden. Ja, segg ich, awer't sieht so miserich aus vor de Leite, wenn Kramersch nich kommt – as wolln wir det Jeld nich an Ju wenden. Nu – denn denkt Modder bißken nach unn secht: Ja, Minna, hest wohl recht, so was macht böset Blaut, nu denn laß Kramersch komm', ick weet ja denn doch nichts mehr von, awer anzieh'n soll se mer nich. Nee. Modderr, hew ich secht, det schall se denn och nich, ich richt Ju schon nachdem daß se fertich is, unn ich leech Ju ooch stülvst in dat Sarch! Nu, da war se denn taufreden un is injedroselt wie'n Kind."

Adriana hörte erst mit halbem Ohre hin, aber das Sprechen einfacher Leute war ihr immer voll plötzlicher Erleuchtungen gewesen. So auch hier. Diese ruhige, unsentimentale Art, dem Tode zu begegnen, wo sich doch etwas Warmes, Treues darunter regte, war ihr sympathisch. Diese Leute hatten die grauenhaften Entladungen der letzten Jahre hingenommen wie Gewitter und Hagelschlag, gegen die man machtlos ist. Und was die Zeitungen jetzt noch alles brachten; lieber Gott, was sollten sie sich darüber die Köpfe zerbrechen, fernabliegendes, verschwommenes Unheil, das vielleicht noch kam, vielleicht auch nicht. Es war ein kummervolles Einrenken gewesen, ein Klirren, ein Aufstöhnen ... nun setzte sich die Maschine

---

<sup>58</sup> Gewebe aus kammwolle

wieder in Trott. Armes, sandiges Land, wo jeder seit Menschengedenken sich hatte dranhalten müssen um zu bestehen, ein Jahr wie das andere, Saat und Ernte, Geburt und Tod, wo es zuletzt, ganz ohne Mannsleute, für Frauen und Kinder namenlos hart gewesen war. Aber schließlich war man durchgekommen, und die Sonne ging auf und nieder wie von jeher und die Zeit mit ihr, als ginge eine Wiege. Und so redeten sie meist von geruhsamen Dingen.

Adriana nahm Tasche und Schirm aus dem Netz. Die Frau gegenüber hatte gesagt, nun käme Nebekow. Man sah schon einzelne Häuser. Der Zug fing an zu bremsen, die Räder drehten sich langsamer, dann ein Klirren, ein Ruck und sie standen still.



Ein Läufer, ein flüchtender Hirsch, ein eifriges rassiges Pferd kommen mit gespannten Sehnen, federnd, erwartungsvoll, den Wassergraben zu überfliegen, den sie vermeinten schimmern zu sehen. Und nun stutzen sie, es ist ein schmales versumpftes Rinnsal. Sie stoßen sich ab; aber die Ränder sind weich und nachgebend, und es mag sein, daß das große eingebildete Hindernis leichter und sauberer zu nehmen wäre, als die kleine bröckelnde Wirklichkeit.

Als Adriana einige Wochen bei der Familie Wutukind gewesen war, hatte sie die Ideen und Pläne mit denen sie ihre Reise angetreten, heimlich lächelnd weggepackt. Immer noch brannte Opferlust in ihrem Herzen. Aber es war ein anderer Altar vor dem sie kniete, auf den sie ihre schüchternen Gaben der Hilfsbereitschaft, der Zärtlichkeit niederlegte. Sie die ihre zarte, übermüdete Mutter mit scheuer Sorge umhegt hatte, vor dem schweigsamen, bitter gewordenen Vater einen an Furcht grenzenden Respekt empfand, für die Zwillinge ihr Herz zerschmelzen fühlte, was sie sich aber um alles nicht merken lassen durfte, weil sie bei den hartgewöhnten Brüdern auf wütende Abwehr gestoßen wäre; sie die ihre angebetete Schwester Anna schon vor deren Tod nicht mehr besaß, weil jene, enthusiastisch und maßlos – was die Welt maßlos nennt –, sich mit einer Leidenschaftlichkeit der Gemeinschaftsbewegung angeschlossen hatte, die sie wie in fernes Nebelland entrückte – ach, Adriana fand in dem neuen Wohnort, was sie undeutlich immer ersehnt hatte: eine Seele in die sie einmündete, die sie mit weiten Armen aufnahm und davontrug, eigenwillig, dunkelbrausend wie ein Strom.

Im Hause, einem behäbigen, einstöckigen Hause aus friderizianischer Zeit (ähnliche gab es hier noch straßenweise), herrschte Armut. Nicht das schäbige Auskommen ihres Elternhauses, engbegrenzt, aber – solange der Vater lebte – regelmäßig und gesichert; nein, es war die durch Unberechenbarkeit doppelt zermürbende Armut. Der Baumeister zwar hatte ein kleines Gehalt, das mit Inspektionsreisen zusammenhing, von denen er mürrisch und aufgeregt heimkehrte; denn er vermochte nicht seinen grauen, wehenden Schopf vor Vorgesetzten zu beugen; und schon waren Andeutungen gefallen, daß seine Anstellung auf Voraussetzungen beruhe, die auf die Länge mit den Forderungen einer neuen spartanischen Zeit nicht zu vereinigen seien. Worauf er höhnisch zurückschrieb, die spartanische Zeit brächte es fertig, mit der dreifachen Zahl der Angestellten weniger zu leisten als jene geschmähte Zeit vor dem Zusammenbruch. Denn Heinrich Witukind gehörte zu den Leuten, die aus angeborenem Widerspruch stets die Partei der Abgesetzten ergreifen; und ebenso wie er früher, steifnackig, über Beamendünkel und fürstliche Ahnungslosigkeit in Kunstsachen gehöhnt und gewettert hatte, schleuderte er jetzt Bannflüche gegen die nivellierende Mittelmäßigkeit, den Mangel an persönlicher Verantwortung, das gedankenlose Sumpfen der neuen Herren. Kleinem Handwerkerstand entstammend – was er nicht ohne Eitelkeit gerne unterstrich –, hatte er das echte künstlerische Empfinden bis in die Fingerspitzen ins Dasein mitgebracht. Wohlgefallen an Form, an Maß und Gleichgewicht, nicht nur in der sinnlichen Welt. Und so entbehrte er, nicht den oft geschmacklosen Prunk, aber gewisse traditionelle Großzügigkeiten der entschwundenen Welt, und schon schmückte sich ihm diese mit der zaubernden Patina, die alte, verwahrloste Schloßgärten, unerwartete, wappengeschmückte Barocktüren in sonst prosaischen Straßen zum Aufschreien reizvoll macht. Nun aber schwebte der Abbau auch über seinem Haupt. Was die Familie sonst noch brauchte, hatte er bisher durch Privatarbeit erworben. Aber die Privatarbeit allein? ... Ein Hamburger Mäzen war zur Zeit das einzige Licht in der Finsternis, und auch diesen hatte er neuerdings beinahe vergrämt, denn Heinrich Witukind begegnete den Wünschen und Einwänden seines Klienten mit einem geringschätzigen Achselzucken, als handle es sich um die Vorschläge des fünfjährigen Besitzers eines Ankerbaukastens.

Der Baumeister, verwittert, etwas schwerhörig, mit stahlblauen Seemannsaugen unter dem kühnen, grauen Schopf, breitschultrig und schmalhüftig wie ein Cowboy, kam tagelang nicht zum Vorschein. Rückwärts, dem Hofe zugekehrt, war sein Arbeitsrum. Regale aus Tannenholz die er sich selbst zurechtgezimmert hatte, große graue oder marmorierte Mappen an die Wände

gelehnt, zwei lange, auf Böcke gelegte Zeichenbretter, das war das Mobilar. Vor dem Fenster im gepflasterten Hof standen ein paar Nußbäume – im Sommer warfen sie tanzende Blätterschatten in die Werkstatt – im Hintergrund niedere langgestreckte Gebäude, die verödeten Schwadronstallungen des ehemals hier garnisonierten Ulanenregiments. Nun zum Teil leer, zum Teil an Ackerbürger vermietet, die ihr Heu, ihre Geräte darin verwahrten. Noch ein anderes Fenster ging nach dem Hof; es gehörte zu einem Zimmer auf der linken Seite. Dorthin gelangte man durch die Küche. Dies Zimmer bedeutete den Unstern der über der Familie Witukind stand, aus Unheil geboren, unbeweglich und lastend.

Nach vorn heraus aber, links und rechts des geräumigen, rotgeziegelten Flurs, führten die hohen, weiß lackierten Türen jenes licht- und luftholden Jahrhunderts in helle, spärlich möblierte Stuben. Da stand der Flügel von Lena Witukind, da standen die etwas grau gewordenen Büsten von Beethoven und Mozart und Lenas Notenschrank, aus hellem Birnenholz nach Witukindschen Entwürfen vom Nachbar Schreiner ausgeführt. Hier lebte die große, wilde Frau, hier ging sie rastlos auf und ab wenn Verzweiflung sie packte, hier sang sie mit gebrochener Stimme, mit großen verarbeiteten Händen ungeduldig die Begleitung andeutend, die alten stolzen Arien, deren Gram nur durch Schleier schimmert, hier auch kramte sie in Koffern und Kisten und schmückte ihre kleinen Töchter mit altmodischen Fransentüchern, Korallen und römischen Bändern, die sie darin fand. Adriana ging befangen in dem kahlen und doch unordentlichen Hauswesen umher. Von all den kleinen Verfeinerungen, die Frau von Wehra hinübergerettet hatte auf die Insel der Schiffbrüchigen, war hier nichts zu spüren: nicht weil sie verloren gegangen sondern weil sie nie gewesen. Aber auch die wichtigere Ordnung der Zeiteinteilung, der räumlichen Absonderung galt hier wenig. Der Schule halber mußten die Mahlzeiten der Kinder innerhalb gewisser Stunden erledigt sein, aber das war auch alles. Herr Witukind erschien bisweilen, einsilbig und zerstreut, zum Essen, mit einem Kaspar-Hauser-Lächeln, als sei ihm alles unverständlich und neu; plötzlich konnte er dann mit beißender Ironie auf irgendeine Untat der Kinder aufmerksam machen, seine gereizten Nerven meldeten sich, er wurde heftig: Mingo hatte Brotkügelchen gedreht, oder Titta hielt die Gabel zu tief unten. Vor solchen Sprengminen war man bei ihm nie sicher. Meist aber war er tief in der Arbeit, wenn zum Essen gerufen wurde; dann ließ er sich's in die Werkstatt bringen; auch war er oft über Land.

Morgens, ziemlich früh, machte Frau Witukind die Betten, das heißt sie riß alles auseinander und veranstaltete einen orkanischen Luftzug, hygienischen Grundsätzen

entsprechend die den Teufel durch Beelzebub austreiben; denn wenn auch nächtliche Miasmen in keinem Winkel der Wohnung zu finden waren, so lösten sich – winters zumal – Husten und Katarrhe nur immer so ab. Dann tranken Adriana und Frau Witukind Tee. Die kleinen Mädchen bekamen schon um sieben ihre Milch ans Bett, damit sie ein wenig länger liegen konnten; das Frühstück der Damen ging manchmal im Flur, manchmal in der Küche vor sich. Mit ihren meerblauen, schwarzzumwimpernten Augen sah die Hausfrau sich ratlos um; die Löffel hatten eine Art sich zu verkriechen, in der ihnen nur noch die Streichholzschachteln über waren. Sie wühlte ratlos in ihrer schwarzen Mähne, die von silbernen Fäden schon reichlich durchzogen war, und dankte Adriana, wenn diese das Vermißte herbeibrachte, mit einer staunenden Verwunderung, als handle es sich um die Entdeckung neuer Weltteile. Nach dem Tee und einer Zigarette zog Lena Witukind in Sandalen und meist nur im Unterrock unter dem alles verhüllenden Lodenmantel, mit einem riesenhaften grünen Beutel los, um die täglichen Einkäufe zu machen, die sich hauptsächlich auf Gemüse wenig edler Art beschränkten, denn so groß wie der grüne Beutel war, so klein war ihr Portemonnaie. Während der Zeit ordnete Adriana das Chaos der Schlafstuben, schloß die Fenster, deren Flügel statt durch Haken durch eingeklemmte Schuhe oder Haarbürsten offengehalten wurden, und räumte die anderen Zimmer auf, was bei dem Mangel an Mobilar nicht schwer hielt. Frau Witukind kehrte heim, mit Kohlköpfen und Mohrrüben beladen, die sie mit einem knurrenden Kehllaut halb des Triumphes, halb der Verachtung auf den Küchentisch kollern ließ, und nun begann das Kochen oder die Vorbereitungen dazu. Breitschultrig, in königlicher Haltung, *superbly defiant* würde man's auf Englisch ausgedrückt haben, stand sie am Herd. Anfangs nannte Adriana sie in ihren Briefen an die Mutter *Azucena*<sup>59</sup>; denn sie erschien ihr wie eine tragische Zigeuerkönigin, von Land und Thron vertrieben; und das was sie später als traurig vergrabenes Gold in ihr erkannte, schien ihr zuerst wie Theaterflitter und von unwiderstehlicher Komik. Bis sie nach kurzer Zeit die Kindlichkeit dieser armen, wehrlosen Tierseele erkannt und leidenschaftlich in sich aufgenommen hatte, nicht ahnend, daß bloßes Mitleid so nicht ergreifen kann, und daß da etwas Zwingendes war wie ein saugender Wirbel, eine große, ursprüngliche Natur, die ihre Umgebung an sich zieht und beherrscht, unwillkürlich.

Jede Stunde beinah verschwand Frau Witukind in dem sonnigen Gang der von der Küche in das geheimnisvolle Zimmer führte; ein Sohn, wohl aus einer früheren Ehe Heinrich Witukinds, hauste dort, krank, offenbar gelähmt, und eben war er erkältet oder sonst geplagt,

---

<sup>59</sup> Eine rolle in giuseppe verdis oper IL TROVATORE (DER TROUBADOUR).

sein Rollstuhl im Flur stand unbenutzt und noch hatte Adriana ihn nicht erblickt. Die kleinen Mädchen aber sprachen nicht von ihm, er war wohl etwas Altgewohntes, Selbstverständliches, dessen Interesse abgenützt ist.

Die kleinen, blassen Mädchen machten mit Adriana Schulaufgaben. Mingo, die oft Kopfweh hatte, wurde besonders das Rechnen schwer; dann riß Lena Witukind aus irgendeinem Schulheft ein Blatt heraus und schrieb mit großer fliegender Schrift einige pathetische Worte, die der Schulbehörde das Übertriebene ihrer Anforderungen vorhielten; Titta mußte den Zettel mitnehmen, und dann lag Mingo auf dem Sofa, von Katzen umgeben; denn in den verödeten Stallungen hatte sie eine Katzenfamilie entdeckt, der sie mit der ganzren Leidenschaftlichkeit ihres Herzens anhing. Aber dann weinte sie wieder, wenn sie sah wie die alte Katze eine Maus anbrachte und zu Tode quälte, und sie hatte ihr schon manches Mal eine abgejagt. Die brachte sie dann zu Frau Witukind, und sie siedelten sie, mit Vorratskammern unter Sofa und Schränken, im Wohnzimmer an, wo die weißlackierten Holzpaneele beste Zuflucht boten, da sie überall klafften.

Ja, es war ein einsames, fast ein verwünschtes Leben, ohne Geräusch, ohne Geselligkeit, denn Frau Witukinds Vergeßlichkeit im Erwidern von Besuchen, ihre Ratlosigkeit, wenn sie einen Teetisch oder sonst einen kleinen Imbiß improvisieren sollte, hing wie Bleigewicht an jedem Aufschwung; so lebten Witukinds, als Sonderlinge gebrandmarkt, was sie auch in der Tat waren, wie in einem Dachsbau. Aber nach der Trauer, der Enge, den vielen Anforderungen des Elternhauses kam sich Adriana vor wie ein überwinteter Zitronenfalter, der plötzlich in die Sonne kommt, Luft und Raum um sich spürt und die zerknitterten Flügel spannt und glättet. Nach dem arbeitsamen Leben daheim waren die Pflichten hier nur ein Spiel, und bald begann sie sich den Seltsamkeiten der Tagesunordnung einzuschmiegen. Ganz sacht auch begann die Frau mit dem rätselhaften, tragischen Antlitz sie anzuziehen und zu beherrschen. Da war ein Kontrast zwischen dem verzagten, manchmal finster anklagenden Blick und dem fast kindlichen Mund mit den kleinen, feuchten Zähnen ... ja, wie ein schönes, stummes Tier war sie, das mit den Augen redet aber selten verstanden wird.

Herr Witukind war leichter zu beurteilen. Seine Nerven verrieten ihn, ebenso seine bisweilen pedantischen Aussprüche, welche diejenige Seite seiner Natur offenbarten, die man bei seinem graugelockten Schopf, seinem künstlerischen Wesen nicht vermutet hätte. Es war das Kleinbürgerliche, Wohlgesetzte, wie scharf eingebügelte Falten, aus der Kinderzeit ihm verblieben, die er in anständigen Handwerkerkreisen ohne besondere Lebenslust, ohne

Schönheitsgefühl, aber auch ohne Angst ums tägliche Auskommen verlebt hatte; als Sohn eines Vaters, der allmählich in der Engigkeit und Langeweile versumpft war, ob er auch dumpfe Wünsche nach künstlerischer Lebensweite sich bäumen fühlte, und einer ängstlich bremsenden, sparsamen Mutter, Bergmannstochter, Schwester vieler Brüder, die daheim bei Streiks und Aussperrungen und jähen Unglücksfällen auf sich angewiesen, immer mit dem Schwanken der Unsicherheit unter den Füßen, nun auf einmal in helleren, wenn auch immer noch engen Verhältnissen ihr Genügen fand und zäh verteidigte.

Obgleich Künstler – nein, vielleicht gerade deshalb – entbehrte Heinrich Witukind Ordnung und Regelmäßigkeit in seinem Hauswesen; denn auch seine Kunst litt nichts Verschwommenes. Gleichgewicht, Zweckmäßigkeit, Gliederung – darauf, und sei er auch noch so überraschend und phantastisch, gründet sich jeder Bau. Und auch in der Musik hatte er einst gemeint, müßte man, obgleich umkleidet von Klangfarbe und Schattierung, tief drinnen das selbe göttliche Gebälk – kühn und doch vernünftig – spüren. Aber nun – wenn ihn die Musik seiner Frau einst auch erobert hatte, weil sie ihrer fremdartigen Schönheit, ihrer tierhaften Anmut den Hintergrund wie von mythischem Hochwald gab; wenn er sie heute ob auch verschwommen – er war seit einigen Jahren schwerhörig –, auf dem alten heiseren Flügel toben hörte, reizte es etwas in ihm, das in jener fernen Kinderzeit wurzelte; seine Mutter, die ihm doch seine Jugend redlich verkümmert hatte, und die – aber das gestand er sich nicht ein – Schuld daran trug, daß in seine Ehe ein gezwungener unglücklicher Ton gekommen war, tauchte vor ihm auf; streng gegen sich selbst, freudlos immer etwas beleidigt, und das Geisterwehen ihrer Nörgeleien erfüllte ihn nun mit peinvoller Anklage gegen sich und seine Frau; denn es ist das traurige Vorrecht der Toten, uns ungerecht zu machen gegen die Lebendigen.

Abends, ehe Mingo zu Bett ging, und wenn Titta, welche Ehrgeiz besaß, noch einmal die Aufgaben für den kommenden Tag durchsah, war Adriana mit Mutter und Töchtern im Wohnzimmer. "Tu die dummen Bücher weg, Titta, wir wollen Karawane spielen", sagte Frau Witukind. Dann lagerte sie sich auf der Erde und gab an, sie sei ein Kamel und müßte geschlachtet werden, wie das in der Wüste üblich sei, um den Wasserbehälter in ihrem Bauch zu öffnen. Aber dann fanden sie ein Sofakissen. *Ein Dattelsack!* wurde gejauchzt ... nein, es waren Diamanten. Und es war nicht zu sagen, mit welcher Verachtung Mingo sagte: *Nur Diamanten!* Ach, das arme Kamel, nun mußte es wirklich sein Leben lassen. Titta wetzte schon das Messer an ihrer Schuhsohle, aber dennoch, dennoch – Allah sandte Hilfe. Ein edler Scheich in

Serviettenturban kam in Staubwolken geritten, er rettete die Verdurstenden, er rettete das Kamel, Mutter war jetzt kein Kamel mehr, ihr Rollenfach war nicht so beschränkt, jetzt war sie der älteste Pilger nach Mekka und Medina, sie verneigte sich und sagte: *Salem aleikum*. Und Mingo, ihre Tochter, heiratete den edlen Scheich zu den Klängen von: *Seht da kommt er preisgekrönt*<sup>60</sup> ...

Mittendrin konnte es aber auch vorkommen (und waren die kleinen Mädchen an derlei gewöhnt oder hielten sie es für einen Teil der Aufführung, sie nahmen es ruhig hin, als sei nichts Besonderes dabei), mittendrin konnte Frau Witukind Mingo oder Titta plötzlich mit kurzem Aufschluchzen an sich reißen und hochheben; einmal fand Adriana sie in der Dämmerung auf dem Sofa sitzend, rechts und links eine kleine, müde getollte Tochter im Arm. Dies war doch wohl kein Spiel; sie starrte vor sich hin, der Laternenschein von der Straße fiel durch die Scheiben auf ihr schönes, früh verwittertes Antlitz, und eine große Träne nach der andern rollte an ihren Wangen hinunter. Wie sie da saß, erinnerte sie Adriana plötzlich an eine Gallionsfigur, die sie einmal gesehen. Es war bei einem Zimmermann gewesen, in dem kleinen Seebad wo sie als Kinder zwei Sommer verbracht hatten. Nicht in der Werkstatt sondern in der Ecke eines kleinen Hofes, wo Bretter und Gerümpel sich türmten; so, vom Regen bespült, hatte das wilde, traurige Haupt hinausgestarrt, wettergrau, zermürbt, in Verzweiflung und Heimweh nach Wogengischt und Möwengeschrei.

Nie hätte Adriana gewagt, nach dem Grund dieser Tränen zu fragen, ja, sie nur zu bemerken. Denn sie stammte aus einer Familie in deren Sittenkodex ungerufene Teilnahme für Aufdringlichkeit galt, diese aber kam gleich nach Unehrenhaftigkeit. Aber ihre Fingerspitzen waren ahnungsvoll, und ihr war wie in einem Traum, wenn man durch fremde und dennoch seltsam vertraute Räume geht; denn man weiß ja, wohin diese Tür, diese Treppe führen, obgleich man sie nie öffnen wird, und man gleitet dahin, die Fußsohlen nur handbreit über dem Boden schwebend, und unverständliche Worte werden einem zugeraunt, sinnlos, ein wenig gruselig und dennoch lockend.

---

<sup>60</sup> Georg Friedrich Händel: JUDAS MACCABÄUS



Es gibt Worte, deren Klang Bilder erweckt, verschwommen, schrecklicher in ihrer Undeutlichkeit als ihre eigentliche Bedeutung. Wie schauderhaft zum Beispiel war es, im Märchen vom *Unhold* zu lesen. Gerade weil man sich gar nicht ausdenken könnte, was ein Unhold sei. Der Drache, der Menschenfresser, die Hexe ... ja, da wußte man, woran man war. Die beiden ersten, wenn auch recht fürchterlich, schließlich waren sie doch tappig und ließen sich überlisten. Die Hexe – schon weil sie weiblich war – machte mehr zu schaffen. Aber dann wollte sie allzuklug sein und verbrannte in ihrem eigenen Feuerofen. Aber der Unhold! Aufgeschwemmt, wenn auch kaum sichtbar, irgendwo saß er in einem trichterförmigen Loch und konnte seinen Hals lang machen wie ein Teleskop, und seine Fangarme ebenso; plötzlich in der Dämmerung griff er zu. Am nächsten an Schrecken kam ihm nur der Werwolf, mit grausamen Augen und geiferndem Maul und bösen, schnarchenden Tönen. Und irgendwie hatte er die Übermacht. Sonst wäre er kein rechter Unhold gewesen. Bei Tageslicht dachten die Leute nicht seiner oder stellten sich so ... aber wenn die Nacht kam wuchs ihre Angst, Türen und Fenster wurden verrammelt.

Hier nun war der Unhold, wenn man wollte oder wenn man wußte, auch bei Tage sichtbar. Frau Witukind hatte, nachdem die erste Zeit des Fremdseins vorüber, Adriana mit einem kleinen nervösen Lachen, das in schluchzendes Seufzen ausklang, in die Höhle geführt, wo er hauste, niemand zuliebe, allen zur Last. Kein verstümelter Krieger, kein Blinder, kein Arm- und Beinloser, schmerzliche Trümmer wie sie der zurückebbende Kampf am Strande hinterließ; nein, dies war ein Gezeichneter von Geburt, der schon im Mutterleib den Fluch in sich getragen hatte. Groß und dick und unförmig saß er in seinem Lehnstuhl, der mit Vorrichtungen wie für hilflose Kindheit versehen war, vor ihm ein Tisch mit Bauklötzen zum Spielen, die auch als Wurfgeschosse dienten wenn Wut ihn überkam. Meist aber glotzte er mit schweren Lidern vor sich hin, und man hätte ihn für ein verblödetes Riesenkind halten können, wären nicht die spärlichen Barthaare an Kinn und Wangen gewesen. Die Hände breit und stark; und wenn er sich aufrichtete, merkte man erst, wie groß er war, denn sitzend sank er zusammen. So saß er in seinen ruhigen Zeiten stundenlang, aber manches Mal, bei plötzlichem Hinsehen, ertappte man einen Blick, der lauernd die Anwesenden musterte, sich aber rasch abwandte, wenn des anderen Blick ihm begegnete. Was mochten für halbgeformte Gedanken

hinter der dicken Schädelhaut ringen, von welchen dunklen Ängsten mochte sie durch Labyrinth gepreßt werden, Würmern gleich, die sich durch schwere Erde winden! Schwach war der Funke, wie bei einem kleinen Kind; aber nicht eingebettet in wohlige Dämmerung des Wachstums, durch die schon Sonnenlichter spielen; fahles Grau, unabänderliches, umgab ihn. Und alle Dienste, die sonst das Erbarmen dem Dienenden erleichtert, hier mußten sie geleistet werden in Hoffnungslosigkeit, mit Ekel gemischt, wogegen bloßes Pflichtgefühl unvollkommen aufkam.

"Nur ab und zu – wenn ich ausgehen muß – aufpassen, ob er ruft, ob er klagt", flüsterte Frau Witukind, als sie wieder heraustraten; hart und schmerzhaft drückte sie Adrianas Hand.

Die kleinen Mädchen kamen eben vom Hof herein, die Abendsonne hinter ihren Häuptern in der offenen Haustür, daß die gestäubten Härchen um Stirn und Schläfen standen wie Heiligenscheine. Frau Witukind sah sie an, ein brennender Abgrund im Blick. "Mingo," sagte sie fast flehend, "hast du auch deinen Lebertran genommen?" Mingo machte eine Grimasse, sie sah aus wie ein wehmütiges Kasperl und schlenkerte mit Armen und Beinen, um die Ähnlichkeit, deren sie sich bewußt war, zu betonen; ach, die Regentonne im Hof hätte so manches vom Lebertran erzählen können. Frau Witukind biß sich auf die Lippen; warum war Liebe immer so von Angst beschattet, dachte sie; wie ein großer, drohender Raubvogel hing es doch über allem, was man liebte. Der Arzt zuckte die Achseln, wenn sie Mingo zu ihm brachte. "Wozu kommen Sie her, Frau Baumeister," fragte er sie beinahe barsch, "wenn eine Pflanze wachsen soll, braucht sie Sonne und Dünger, und mit den Kindern ist's ebenso. Was soll ich Ihnen Geld für Medikamente aus der Tasche ziehen? Ein Jahr Gebirgsluft und gutes Essen und gute Pflege, da sollten Sie sehen, wie die Kleine aufblüht. Wenn hier Quäkerspeisungen wären würde ich sie anmelden."

Titta war der Mutter ähnlicher, dunkler als Mingo, hager und zäh. Sie schien bei der elenden Kost der Kriegsjahre stählern geworden zu sein, hatte eine gewisse verächtliche Art, sich den Bücherranzen über die Schultern zu werfen und die dunkelblaue Strickmütze über den Kopf zu stülpen; dazu piffte sie wie ein Gassenjunge. Sie hatte einen guten Lernkopf, sah aber ein, daß Studieren zu viel Geld und Zeit erfordern würde, darum hatte sie sich vorgenommen, sobald sie konfirmiert sein würde – eine Prozedur, die ihr äußerst überflüssig vorkam –, Gärtnerei und Landwirtschaft zu erlernen. Später dann wollte sie ins Ausland, nach Kalifornien, um auf märchenhaften Obstfarmen zu arbeiten. Mingo sollte ihr nachkommen. Davon sprachen sie nachts in Flüstertönen, Mingo mit weit aufgerissenen Augen bei dem Gedanken an die

furchtbare Wahl, ob in die Fremde mit der angebeteten Titta – was Trennung von der Mutter bedeuten würde – oder umgekehrt! Und Adriana sah, wie Frau Witukind aufseufzte, wenn sie die Robinsonaden ihrer Töchter erlauschte.

Wenn das Wetter schön war, wurde der Unhold im Rollstuhl in den Hof transportiert und von dort aus in ein Gärtchen, das hinter den Stallungen lag und durch ein Holzgatter abgetrennt war von den riesigen Spargelfeldern, die sich weit hinstreckten, öde, zu beiden Seiten der Chaussee, bis wo der schwarze Kiefernwald begann. Wenn die Sonne schien, war der Unhold, anfangs wenigstens, guter Dinge; dann lachte er und ließ mit den Fingern die Unterlippe schnurren. Aber lange dauerte es nicht, dann wollte er aus dem Stuhl heraus, kroch auf allen vieren, riß die Blumen ab, steckte Steine und Sand in den Mund, fand Glasscherben und auch einmal eine rostige Sichel, und dann schnitt er sich und brach in Wehgeheul aus; oder auch er verbarg solche Dinge und ging später damit auf die kleinen Mädchen, auf die Stiefmutter los. Wenn er dann wieder hinein mußte, gab es schreckliche Auftritte, sein Gebrüll war furchtbar zu ertragen, weil es nicht nur Mitleid sondern auch Abscheu erweckte, und manchesmal mußte man über die Gartenmauer rufen zum Tischler nebenan, um die Rückkehr zu erzwingen. Herr Witukind wurde nie zum Eingreifen aufgefordert. Es war ein Übereinkomen, daß Vater möglichst geschont bleibe, denn er brauchte ja seine Nervenkraft nötig zum Erdenken von Sanatorien und Festhallen und großen friedlichen Landhäusern, schön hingelagert über dem silbernen Elbstrom. Nur manchmal öffnete er sein Fenster, totenblaß, und rief: "Uli!" War's Flehen, war's Befehl? Dann duckte sich Caliban<sup>61</sup> murmelnd und sabbernd und gab eine Weile Ruhe.

Die Tage gingen still dahin, der Flieger im Gärtchen hatte überreich geblüht, mit ihm der Goldlack, die Narzissen und Tulpen, nun war die Reihe an Jasmin und Rosen. Aber heute war Uli böse gewesen, hatte die Beete der kleinen Mädchen zerwühlt und dem schönen Rosenbäumchen *Gloire de Dijon* den knospenreichsten Ast zerknickt. Aber das war nicht das schlimmste. Ein Grasmückennest in den Johannisbeeren, der Mädchen Wonne und Heiligtum, hatte er erspäht, und ehe die entsetzt schreienden Kinder Hilfe holen konnten, es herausgerissen und langsam grinsend zerquetscht. Das Vogelmütterchen flog angstvoll von Zweig zu Zweig im Birnbaum, über dem böseartigen Trottel. Und da war die kleine Mingo umgefallen, in Krämpfen, mit verdrehten Augen.

---

<sup>61</sup> Figur aus DER STURM (Shakespeare)

Nun lag sie in der Mutter Bett, zur Ruhe gebracht mit Tee und vielen Küssen. Bis sie eingeschlafen war, hatte Frau Witukind ihre Hand halten müssen, während Titta, die sie später ablösen sollte, die Hände vor den Ohren, eine kleine finstere Falte zwischen den Brauen, ihre Aufgaben für morgen memorierte. Denn eins war klar: gelernt mußte werden, was auch dahinter stand an häuslichem Ungemach.

Später saßen die beiden Frauen im Nebenzimmer im Abendlicht bei angelehnter Tür. Hand und Arm in einem zerlöcherten Strumpf gesteckt, das große tragische Gesicht anklagend erhoben, erzählte Frau Witukind ihr Leid der erbleichenden Adriana, die fast schamhaft bei diesem plötzlichen Dammbbruch den Kopf über die Flickwäsche neigte, die auf dem Tische gehäuft lag.

Und Frau Witukind erzählte; erzählte von ihrer eigenen freudlosen Kinderzeit bei der kränklichen Großmutter, die sie bei sich aufgenommen, nachdem ihr Vater – Dekorationsmaler am Stadttheater – und ihre Mutter rasch hintereinander gestorben waren. Sie war fremd und scheu in der grauen Langeweile des engen Haushalts wie ein gefangenes Eichkätzchen, oh, sie erstickte in all der Ordnung und Wohlanständigkeit, und ... die Stimme in ihrer Kehle, die wollte ihr Recht. Darüber brach Streit aus, und sie schwieg. Aber sie wußte ganz sicher, die Stimme würde siegreich bleiben, irgendein Wunder würde geschehen. Vertraute dem Leben trotz alledem, denn wäre sie ein Knabe gewesen, Cäsar, Napoleon, die großen Führer würden ihre Richtsterne gewesen sein. In der Schule liefen ihr die Mädchen nach wie die Mäuse von Hameln; über Brücken, über Ströme, in unbekanntes Land hätte auch sie sie gelockt. Siebzehn Jahre alt war sie, als die Großmutter starb und – Gott möge ihr verzeihen – nicht anders war's gewesen, als ob ein erstickendes Federbett fortgezogen sei, das auf ihr gelegen, oder endlich im Frühjahr die Fenster geöffnet würden, die schrecklichen Doppelfenster mit roten Kissen dazwischen und mit Scheibengardinen, um jeden Blick ins Freie zu verhindern. Aber wie einem Gefangenen, der allzu lang in der Zelle gesessen und die angelehnte Tür nicht mehr zu öffnen vermag, war ihr anfangs zumute. Als sie nach dem Begräbnis wieder nach Hause kam und die Stuben so still und aufgeräumt gefunden hatte, den kleinen Tisch am Fenster mit den *Stimmen aus Barmen*<sup>62</sup>, der Brille, dem Arbeitskörbchen ... der *tröstende Christus*, süßlich und antipathisch, an der Wand, die Gardinchen, alles häßlich und ordentlich, aber wie's der alten Frau nun einmal lieb gewesen war; oh, sie fühlte Zentnerlast auf dem Herzen. Dann kam ihr die Hilfe von

---

<sup>62</sup> Barmen-elberfeld, bald zu wuppertal umbenannt, galt seit jeher als region der sekten und glaubensgemeinschaften ("muckertal"). Gemeint ist möglicherweise eine publikation in diesem zusammenhang. Auch ein hier folgender hinweis paßt dazu.

einer Seite, von der sie sonst nichts Gutes erwartet hatte. Der Geistliche besuchte sie und sagte, wenn sie ernstlich Musik studieren wollte, würde er's bei der Vormundschaft durchsetzen. Nun hatte sie ihren Willen, aber einstweilen war sie noch wie gelähmt. Denn der Tod ... der Tod ist doch das ernsthafteste Ding auf Erden, und was man einem Wehrlosen abringt – anfangs wenigstens hat man keine Freude daran; da hilft nur die Zeit.

Adriana lehnte das Gesicht an Frau Witukinds Arm. "Aber Ihre Stimme, Frau Witukind, war das nicht ein großer Trost?" sagte sie leise.

"Ja," sagte Lena Witukind, "das war sie. Nein, Trost ist nicht das Wort – Rausch war's und Vergessen. Und schon zu Großmutter's Zeiten war es das, wenn ich auf den Speicher stieg und mich zum Dachfenster hinausreckte und sang – oder nur schrie –, ich weiß selber nicht mehr. Als ich dann in Hamburg zum erstenmal die Sirenen heulen hörte an einem Nebeltag, tönte das so bekannt; so hatte ich auch gerufen in die graue Luft hinaus, in all den Dunst von Feueresse und Schornsteinen, dort in der grauen, rußigen Stadt, wo Großmutter's Haus war. Wo die Leute fromm wurden und zu den Erweckten gingen, um nicht ganz zu ersticken."

Frau Witukind blickte auf ihre Hand im Strumpf, auf die großen, häßlichen Löcher und mißfarbigen Stopfstellen; es war etwas Versteinertes in ihrem Blick.

"Die Vormundschaft verkaufte Großmutter's Haus, ich erhielt eine kleine Zulage aus den Zinsen – es war nicht viel, nein, Kind, Überfluß habe ich nie gekannt, aber ich selber kam mir vor wie Überfluß; Jugend, Hoffnung, Kampflust, das war alles da – ja, das floß über. Ich zog in eine süddeutsche Stadt, wo ein guter Gesangslehrer war, ich lebte ärmlich, meine Wirtsfrau war eine Wäscherin. Sie wundern sich, daß ich so gut bügeln kann. Das habe ich denen dort abgesehen; im Winter, wenn ich kein Geld zum Heizen hatte, setzte ich mich in die Plättstube und wärmte mich oder half mit, wenn viel Arbeit war. Da hab' ich auch all die Volkslieder gelernt, *Drunten im Tal rinnts Wasser so trüb* – ja, das und noch viele andere sangen wir, zweistimmig und dreistimmig, die Mädchen und ich, ich immer die tiefste Stimme, wie der Balken, auf dem das Dach ruht.

Mein Lehrer war zufrieden, und was noch besser war, ich war's auch. Es heißt die Liebe macht blind, nein, das tut sie nicht. Und der Ehrgeiz erst recht nicht. Oh, ich wußt' es genau, wenn der Ton frei und doch gezügelt aus meiner Kehle kam und wenn der Metallklang darin war, der verschleierte, der den Menschen die Tränen in die Augen treibt. Als der Winter kam wurde ich eingeladen zu Festen und Tanzereien. Meine Freundinnen von der Gesangsschule nahmen mich mit, allmählich verlernte ich meine Scheu. In der Stadt war ein Polytechnikum

und eine Malerakademie, wir waren junges Volk, es war ein lustiger Winter; ja und dann lernte ich den Heinz kennen, er war schon Lehrer am Polytechnikum, sehr jung für seine Stellung und sah noch jünger aus als er war."

Es ging ein Erröten über Lena Witukinds Stirn, auch sie sah jung aus in diesem Augenblick.

"Kleines Mädchen," sagte sie und sah mit düsterblauen Augen in die Sommerdämmerung, "es ist ein großes Rätsel; soll man Opfer bringen für die, die man liebt? Ich weiß es nicht; ich bin bis heute nicht dahinter gekommen. Aber das weiß ich: nie würde ich eines verlangen ..."

Mein Lehrer verfluchte mich tausendfach, als ich ihm meine bevorstehende Heirat mitteilte. Ich hoffte – ja, oder ich machte mir's weis –, daß ich später meine Kunst wieder aufnehmen würde. Aber zunächst war's aus damit. Heinrich hatte in der Schweiz eine Anstellung erhalten, das Gehalt war nicht groß, ich würde tapfer schaffen müssen für den kleinen Hausstand, denn wir würden nicht allein sein, – da war noch ein Familienmitglied, ein Sorgenkind, das bisher anders untergebracht gewesen, aber nun wollte er's zu sich nehmen.

Als ich meine Notern zusammenpackte, das war wie eine Grablegung. Aber ich tröstete mich damit, daß ich weiterstudieren könnte, für mich, für Heinrich. Denn den besten Advokaten hatte er doch in mir selbst; das war mein heißes Blut. Weißt, ich glaub' jetzt, nein, ich weiß es, was uns so zu einem Mann zieht, unweigerlich, das ist der Köder, mit dem uns die Natur gefügig macht. Was sie will, das geschieht, aber laß nur, das kannst du nicht verstehen. Er ist noch heute schön mit seinem grauen Schopf, aber damals! Wie ein Normannenheld. Und wie wurde er vergöttert, von seinen Schülern, von den Frauen. Und die Wolke von Eifersucht und Neid die ich um ihn wogen fühlte, war auch ein Genuß. Denn ich war jung und kampflustig.

Ja, und wie wir dann in der Schweiz anlangten an der großen Bauschule unter den fremden Menschen, alles fest umrissen, tüchtig, ja, und auch freundlich, gewiß, aber mir doch schreckhaft und fremd, wie sehr helles Licht und sehr kaltes Wasser ... und ich eben anfang mich einzurichten und zu gewöhnen, da kam Heinrichs Mutter und brachte den Uli. O Adriana, Einfachheit, Armut – mir war's recht, war's auch nicht anders gewöhnt ... aber abends, wenn die Arbeit getan war, ein wenig festliche Zeit, Blumen auf dem Tisch, ein paar Freunde, Tee und Musik und Zigaretten – dazu hatte es doch immer gereicht. Das wurde nun anders. Die Angst war ins Haus gekommen und die Pflicht ... dies Ungeheuer, das immer hungriger wird, je mehr man's füttert. Ich habe zweimal unter alten Frauen gelitten, und ich möchte keine alte Frau werden, man weiß ja nicht wie einen das Alter verzerrt. All das

Engbrüstige, Muffige meiner Großmutter, dieser Konventiklerhonig mit Herzensbitterkeit gemischt, den sie mir präsentierte wie einen Löffel Latwerge, aus Angst vielleicht, daß ich leichtfertige Wege gehen könnte; nein, das gab's bei Heinrichs Mutter nicht, Sie war aus härterem Holz geschnitzt, ging über keine Kirchenschwelle, hätte nie eine Verantwortung in Gottes Schuhe geschoben; aber sie brachte und verlangte Opfer wie nur je ein fanatischer Christ. Mit einer Ruhe, einer Selbstverständlichkeit, wie redliche Steuerzahler den letzten Groschen Einkommen versteuern, ob auch ihre Kinder dabei verhungern müssen. Es gibt so eine kaltglühende Republikanertugend, Saint-Just muß sie gehabt haben, und sein Gegenteil war wohl der gute heilige Crispin, der Leder stahl, um den Armen Schuhe zu machen. Ja, so ein weiblicher Saint-Just war meine Schwiegermutter. Und Heinrich war von ihr beherrscht.

Das unselige Kind – er hat's aus einer frühen Liebschaft mit einer Bergmannstochter –, ja, der Uli war erst acht Jahre alt, als er zu uns kam, ein Klotz, ein Klumpen, mit sabberndem Mund und plötzlichen Wutanfällen; aber halt doch ein armes Kind. Beim Essen sollte er dabei sein, das verlangte die alte Frau – oh, wie hat es mich oft gewürgt, aber doch tat er mir leid, ich versuchte ihn zu erheitern, ihn ein bißchen an mich zu ziehen durch Geschenke, oder indem ich ihm vorsang oder vorspielte, das beruhigte ihn. Beruhigt ihn noch heute. Aber wie ich so anfang Gewalt über ihn zu bekommen, merkte ich der Großmutter die Eifersucht an, wenn sie's auch bekämpfte. Denn sie war auch darin hart gegen sich selbst, daß sie keinen Neid in sich aufkommen ließ. Ach, wie häßlich, wie verschraubt war nun alles geworden. Unsere Abendstunden, wo waren sie hin? Wir waren nie mehr für uns, und wenn wir dann oben in der Nacht uns fanden, waren wir so gereizt – ich glaube, wir küßten uns, um einander nicht zu beißen. Bei allem war die alte Frau dabei, und meist auch das schreckliche Kind, es war ja kein Platz, um einander aus dem Wege zu gehen. Da saß sie mit ihrem ewigen Strickzeug, hart und ungebeugt wie von Hodler gemalt, der herrliche Männer geschaffen hat, aber Frauen von hartkantiger Zimmermannsarbeit, mit verkrümmten Füßen und unschönen Brüsten, hingesezt auf die Leinwand wie an den Pranger. Sie hatte Gichtknoten an den Händen. Oh, ich hab' alte Frauen mit Gichthänden gesehen, die waren lauter Güte und Erbarmen –, man hätte sie küssen und tausendfach segnen mögen. Aber bei ihr war's wie ein geheimer Fluch. Wie sie dann erkrankte an dem schrecklichen Übel, auch dann blieb sie hart gegen sich selbst; versuchte aufzustehen bis zuletzt, trotz der Höllenqualen die sie litt, bat um keine Handreichung, war ärgerlich, wenn ich ihr etwas Besonderes kochte. Dsamals sah ich ihre armen verunstalteten Füße, an denen sie auch viel Schmerzen litt. Denn nun mußte ich ihr helfen beim Waschen und

Anziehen. Ach, ich hab' es nicht gern getan. All das Verborgene, Häßliche erschreckte mich wie Sünde, erstickte mein Mitleid. Damals habe ich viel Bitteres gegen Heinrich gefühlt, daß er mir das nicht ersparte. Denn es war vor Mingo's Geburt, und alles Unschöne, alles Kranke verfolgte mich bis in meine Träume, und auch das Heben und Bücken wurde mir schwer ... Aber Heinrichs Leute waren, bis auf seinen Vater, immer Bergleute gewesen, die Frauen fast so stark wie die Männer; die brachten viel Kinder zur Welt und schafften bis zum letzten Tag. Und auch die Schweizer Frauen waren fest und tüchtig, und manche reiche Fabrikantenfrau hauste so einfach wie bei uns die Anfänger. Und ich merkte es wohl, sie begriffen es nicht, daß ich mit meinem kleinen Hauswesen nicht fertig wurde; wenn ich auch gewiß mir keine Ruhe gönnte.

Am selben Tag, als der schwere Sarg mit der Schwiegermutter von Heinrich und ein paar Arbeitern hinuntergetragen wurde, kam meine kleine Mingo zur Welt. Kein Wunder, daß sie schwächlich ausgefallen ist. Zuviel Bitterkeit, zuviel Angst und Ekel hatt' ich erdulden müssen, zuviel geweint. Angst auch um<sup>63</sup> Uli, der nur die letzten Wochen in eine Anstalt gebracht worden war ... Oh, damals, wenn ich Mingo hätte mitnehmen können, wär' ich gern gestorben."

Lena Witukind war zusammengesunken; ihr schwarzgrauer Kopf lag auf ihrem Arm es sah kümmerlich aus, wie sie die große Hand, die noch immer in der durchlöcherten Socke des Herrn Witukind stak, hilflos wie eine Flosse hinstreckte auf den Tisch. Auf der aufgestapelten Flickwäsche lehnte sie, einem gestrandeten Meertier gleich, das ein Orkan aus heimlichem Urgrund emporwühlte und das nun ersticken muß in der Erdenluft.

Sie hob das Kinn, stützte es auf die Hand und fuhr fort zu erzählen: "Die kleine Rente der Schwiegermutter, aus der sie alle Ausgaben für Uli bestritt, fiel nun weg. Ich erholte mich nur langsam und Mingo war ein zartes Kind. Immer mußte ich sie herumtragen, oh, es gibt Kinder, man meint, die hätte man zweimal geboren.

Nach einem Vierteljahr holte mein Mann den Uli zurück. In seiner schweigsamen Art hatte er der Mutter nachgetrauert, schwerer vielleicht, weil er mir die Erleichterung anmerkte, wie sehr ich sie auch zu verbergen suchte. Und nun war Uli wieder da, mehr da als früher, denn nun mußte ich mich mehr um ihn kümmern, da die Großmutter es nicht mehr tat. Heute sehe ich ja ein, daß Heinrich nicht anders konnte. Er konnte das Geld für die zweite Klasse nicht aufbringen, und in die dritte – das brachte er nicht übers Herz. Es muß auch so schon schlimm genug gewesen sein. Wie versteinert kam er zurück, und der bloße Name der Anstalt löste Zornausbrüche bei ihm aus. Ob Uli dort grausam behandelt wurde? Vielleicht – oder doch, was

---

<sup>63</sup> Ob es hier eigentlich "vor" heißen sollte? Die eigenmächtige retusche eines verlagslektors erscheint vorstellbar.

wir grausam nennen würden. Vielleicht auch hatte Heinrich, der hier ja nicht so viel von dem armen Kind zu sehen bekam, dort erst erkannt, wie fürchterlich es alles war, wo Uli unter vielen seinesgleichen saß, ein jedes eine Wiederholung des andern. Und dann – die Wärter – rohes Volk meistens, wo sollen sie die Geduld hernehmen für so viele, die wir für einen einzelnen aufbringen?

Aber nun war der Alb wieder das ... etwas Unschönes, Lastendes. Und auch das hätte ich noch ertragen, wenn nur Heinrich mein Opfer anerkannt hätte. Aber der Gedanke an seine Mutter, die klaglos an ihrem fürchterlichen Leiden zugrunde gegangen war, hatte ihn hart gemacht – und alles was ich tat sollte nun selbstverständlich sein. Da erwachte in mir der Widerspruch, und was ich früher an ihm bewundert hatte, sein Vatergefühl, sein leidvolles, gegen das Kind jener armen dumpfen Kreatur, nun hatte ich nur Abwehr dagegen.

Das Jahr darauf kam Titta. Ich hatte mein Herz gepanzert, nahm eine Frau ins Haus für mein letztes Geld, sie allein mußte Uli versorgen, ich ging nicht mehr in seine Nähe, und ich glaube, sie ist manchmal hart mit ihm gewesen. Aber das Kleine, das ich trug, sollte gesund bleiben. Meine kleine Mingo war mir eine Warnung. Und ich setzte es durch und Titta wurde ein schönes starkes Kind. Meinen ganzen Willen, meinen letzten Lebensdurst habe ich in ihre Adern gegossen – ja, aber meine Stimme auch.

Seit Mingos Geburt hatte ich nicht mehr richtig gesungen, ich war zu traurig, zu geschwächt, aber doch, tief unter allem wußte ich, die Stimme war da. Wenn das zarte nervöse Kind nicht schlafen konnte und ich es auf und ab trug, sumnte ich ihm die alten Lieder vor, Händel und Gluck, und *An die ferne Geliebte*<sup>64</sup> – ganz leise, aber der Klang war da, alles in Ordnung, das Glockenerz, auch wenn man es nur leise anrührt. Aber in der Zeit ehe Titta kam, hatte ich wohl zuviel getan, um mich künstlich stark und freudig zu erhalten, nichts Häßliches angesehen, keinem traurigen Gedanken nachgegeben, war immer dem Schönen nachgegangen, und waren's auch nur die Abendwolken, die ich am Himmel segeln sah – und beim Kochen sagte ich mir Gedichte vor, Oden, weißt du, weil mir der Rhythmus wie schönes Wandeln schien, wie schön wandelnde Gliedmaßen meines Kindes ... oh, hätt' ich lieber geweint, wär' ich dem Leid und Erbarmen nicht aus dem Wege gegangen! Als ich zum erstenmal wieder versuchte zu singen, war die Stimme fort ... und kam nicht wieder. Ja und nun merkte ich's erst, daß ich mich an diese eine Hoffnung geklammert hatte, denn es war die eine Tür ins Freie, ich wußte, sie war da, und darum konnte ich nicht ganz verelenden; ja, aber nun war sie vermauert.

---

<sup>64</sup> Liederzyklus von Ludwig van Beethoven

Ach, Adriana, denk dir eine Stimme, wie eine milde, tiefe, starke Glocke, und du dachtest, sie sei dein Allereigenstes, dein Freund, dein Geheimnis, deine Zuversicht – und nun auf einmal, du rufst – ach, alles stumm ... es ist wie Verrat!"

Frau Witukinds Stimme war angewachsen, das letzte Wort war ein Schrei.

Adriana wand den Arm um sie, sie streichelte die großen, hagern Flächen der Wangen, flehend fast, wie man ein verirrttes Tier tröstet, dessen Wehelaut man errät aber nicht beantworten kann. In allem was ihr Lena Witukind erzählt hatte, lag ja nichts außergewöhnlich Schmerzliches, sie kannte Schicksale die schwerer waren, hoffnungsloser weil der Tod den Schlußstein davor gewälzt hatte; aber die eigentümliche Bitterkeit war hier, daß Lena Witukund ihr ganzes Leben mit Menschen gelebt zu haben schien, die eine andere Sprache sprachen wie sie; selbst aber zu schwerfällig, zu dunkel von Gemüt, zu unsicher war, um sich ein anderes Orchester zu bilden. Denn sie war tierhafter, aber auch feierlicher als die meisten Menschen; mit rauschenden Bäumen, mit Regen und Sturm, aber auch mit einer brummenden Bärin hätte sie sich leichter verständigt als mit den Leuten um sie her.

Aber wo blieb Herr Witukind bei alledem? Er mit den feinfühligten Künstlerhänden, mit dem Blick für Maß und Gestaltung, hatte er keine Zeit übrig, die dumpfleidende Frau aufzurichten in ihrer Ratlosigkeit? Hatte er das schöne, ungezähmte Geschöpf seiner Musik, seinen freudigen Träumen von Weite und Ruhm, entrissen, nur um eine Mutter, eine Fürsorgerin daraus zu machen, wie die harten Bergmannsfrauen, denen er entstammte, die klaglos Söhne gebaren und Söhne verloren, gewohnt an Arbeit, Gefahr und Tod von klein auf?

Erst später begriff oder witterte Adriana manche Zusammenhänge, das wunderbare Wurzelgeflecht der Triebe, der Anziehung und Abwehr, das unterirdisch seine verstrickten Wege geht. Frau Lena Witukund, die sonst den Dingen unerschrocken ins Auge sah; wenn sie in ihrer Erzählung an ihre Ehe geriet, kamen ihr die Worte seltsam schwerfällig. Es war die dunkle Scham des Gefühls, das auch den Nächststehenden in diese Rätsel, die ebenso sehr des Fleisches wie der Seele sind, nicht blicken lassen will. Denn ach, das Festliche war aus ihren Umarmungen gewichen, sie spürte dumpfe Selbstverständlichkeit darin, und all die schwingende Leidenschaft *Fidelios* und *Brunhildes* und *Sieglinde*s bäumte sich dagegen auf. Und dennoch unterlag sie. Und etwas wie Schuldbewußtsein machte ihre Lider schwer und gab den Trauerzug eines schönen, erniedrigten Sklaven ihren Brauen.



Als Adriana später die Nebekower Zeit überdachte, rückten in ihrem Innern die Wochen und Monate zusammen, und all die kleinen begleitenden Ereignisse, von ihr, die sie betrafen, kaum beachtet, erschienen nun aus der Ferne gesehen wie eine Kette weißer Kilometersteine, zum Ende führend unbeirrt. Alles reichte sich die Hand, Frühlingsregen, Moorgeruch der Gräben, Tage unerklärter Heiterkeit, Stunden unbegreiflicher Trauer; langgestreckte Abendwolken, Glühen und Verglühen, ziehend, fliehend, überraschend, alles schuf Stimmung und Stimmung wurde Schicksal. Denn jede Stunde hatte Licht und Schatten geworfen, in dem ein geliebte Haupt aufleuchtete oder in Undeutlichkeit versank die noch bezwingender war. Und so hatte sie die Hände an das von Mitleid wehrlose Herz gedrückt, Kräfte fühlend, die sich dort sammelten, um, wenn gerufen, auszuströmen in eilfertige Füße, in schützende, stützende Hände, in etwas, das helfen wollte, helfen mußte.

Gott, sie hatte ja nichts zu geben als sich selbst. Dem Ruf *Das Gold dem Vaterlande* war die Familie Wehra nicht nur pflichtgewohnt, sondern enthusiastisch nachgekommen. Ebenso wie ein alter, fast abgöttisch geliebter Mörser mit der Jahreszahl 1725 ohne Murren bei der Kupferverwertungsstelle abgeliefert worden war, so auch später Mamas kleine, diamantene Brautbrosche, Papas Uhrkette, die Patenbecher der Kinder und die wenigen goldenen Konfirmationsandenken der jungen Mädchen. Adriana sann auf ihrem Bette in schwülen Sommernächten hin und her, wenn über den rostfarbenen Spargelfeldern und dem schwarzgezeichneten Waldrand ein großer roter Mond stand; dachte und rechnete, wie ein Aufenthalt im Gebirg oder an der See für Frau Witukind und die beiden Mädchen zu beschaffen wäre, denn natürlich mußte Titta dabei sein, der Trennungsschmerz würde sonst Mingos Kur wirkungslos machen.

Gerade aber, als man wieder anfang jenen unfreiwilligen Stoizismus nach außen zu kehren, wie der Hidalgo seinen zerlöcherten Mantel, wurde Herr Witukind durch eine Geldsendung des Mäzens überrascht. Dieser hatte die Gewohnheit seine Zahlungen etwas unpünktlich zu erledigen; da er sie aber nach ausländischer Währung berechnete, fand man es weise, vorübergehende Verlegenheit ohne Klage hinzunehmen; ja, diese Art seinen Verpflichtungen nachzukommen, gab ihnen den Charakter liebenswürdiger Überraschungen die eine eigentlich unbegründete Dankbarkeit auslösten.

Herr Witukind legte schweigend einen blauen, leinengefütterten Briefumschlag auf den Tisch und murmelte ein paar Worte, wobei er Mingo die ihm gerade in den Weg kam, unbeholfen über den Kopf strich. Diese schrumpfte bei der unbewohnten Liebkosung zusammen und kroch in die Mutter hinein wie in ein Schilderhaus. Über Frau Witukinds verwittertes Antlitz ging verjüngendes Erröten. Sie blickte rasch zu dem Manne auf und ein Funken sprang von beiden Augenpaaren ineinander über. Trotz alledem ... dies Band war unzerstörbar. "Hab' Dank, Heinz", sagte sie rauh.

Adrianas guter Wille war die Grundlage auf die der ganze Plan sich aufbaute. Sie wollte über Uli wachen, Herrn Witukinds Mahlzeiten zubereiten und alles in Ordnung halten bis zur Wiederkehr der Frau. Im Spätherbst dann ... ach, daran wollte sie jetzt nicht denken; neuerdings erhielt sie betäubende Briefe, Mémés Herzschwäche war bedenklich geworden, Papas Pessimismus lastete auf allen; sie mußten sich einschränken mehr denn je, die Erhöhung der Pension hielt mit den wachsenden Preisen nicht Schritt. Und was Adriana hier verdiente, wurde dort an Büglerin und Aushilffrau verausgabt; Papa gebrauchte Ausdrücke wie *falsche Ökonomie*.

Die ersten drei Wochen waren still und ereignislos vergangen. Der Unhold befand sich in einer seiner gutartigen Phasen. Wenn er vormittags mit Hilfe der nachbarlichen Schreinersfrau – "lassen Se mir det machen, Fräuleinken, ik bin eine Mutter", sagte die und legte beteuernnd ihre Hand auf den Latz ihrer verwaschenen Blaudruckschürze – gereinigt und angezogen in seinem Rollstuhl saß, konnte man ihn im Hof, an einer schattigen Stelle, sich selbst überlassen. Adriana hatte ihm eine Spieluhr geschenkt, und abwechselnd hörte man nun das *Trinklied* aus ROBERT DER TEUFEL<sup>65</sup> und *Die letzte Rose*<sup>66</sup> erklingen. Herr Witukind stand an seinem Schreibtisch, am Fenster, über Pläne und Berechnungen gebückt. Ab und zu trat er in den Hof und redete zu Uli wie zu einem jungen Hund. Konnte auch sekundenlang die Hand auf seinen dicken Kopf legen. Eine scheue Trauer lag in Blick und Stimme, die er sonst, in Gegenwart seiner Frau, nicht merken ließ. *Wie doch die Menschen aneinander vorbeileben*, dachte Adriana, *und keiner besinnt sich auf das Wort: Sesam tu dich auf!* Sie sah Herrn Witukind nur wenig; deckte ihm den Tisch in das vordere kühle Zimmer und aß selber in der Küche, denn es war ihr beklemmend an seinen Mahlzeiten teilzunehmen. In seiner Zerstreutheit kam es ihm nicht in den Sinn, dem nachzuforschen. Es fiel ihm auch nicht weiter auf; seine Mutter hatte auch meist in der Küche

---

<sup>65</sup> Oper von giacomo meyerbeer

<sup>66</sup> aus der oper MARTHA von friedrich v. flotow

gegessen. Wenn sie dann abgeräumt hatte, saß er nun oft, die Zeit vergessend, auf Lenas altem, breitem Sofa, bei leise klappernden Jalousien durch die der Widerschein der Straße grünlich eindrang. Beethoven und Mozart spiegelten sich im Goldbraun des langgeschwänzten Nußbaumflügels, den man alt erstanden hatte. Hier im Halbschlaf, in der dämmernden Stille, sah er seine Frau durch die Stuben gehen, ohne Vorwurf, ohne Gereiztheit, losgelöst von irdischer Mühsal, im ruhevollen Faltenwurf jener Arien und Rezitative, die in Heinrich Witukind einstmals Bilder erweckt hatten wie von Tempeltrümmern im Abendrot. So, abgetrennt von ihrer leiblichen Gegenwart, fern ihrer Heftigkeit, ihrer bei seiner Schwerhörigkeit scharf gewordenen, plötzlich überschlagenden Stimme, stumm so viel beredter, als wenn sie in Wirklichkeit sprach und stritt, sah er sie erstehen. Und begriff nun, ohne es doch in Worte zu fassen, daß auch sie entbehrte. Dann aber weckte ihn irgendein Geräusch, er fuhr sich über die Stirn und zog einen Brief aus der Tasche seiner blauen Leinenjacke; einen Brief des Mäzens, der eine Autogarage im Parthenonstil bei ihm bestellt.

Auch von Frau Witukind kamen Briefe, kurz und ziemlich unbeholfen; aus dem Gebirge, wo Mingo, wie durch Zauber aufgeblüht, von den Wiesen, den Kühen und Kälbern gar nicht loszureißen war und selber wie ein Kälbchen am Euter sich Kraft und unerwartete Schönheit trank. Was Lena Witukind sonst in ihre Musik hineingegossen, dieses Glühen, unirdisch in festlichem Opfertod, hatte sich dort in der Einsamkeit, in der Hingabe blühender Wiesen alles zu Mutterfrieden gewandelt; und ob sich auch noch manches Mal ihre Augen verdunkelten, wenn im Kurgarten gewisse Ouvertüren gespielt wurden die ihr wie Brandstätten ihrer Traumpaläste erschienen – wenn sie dann am Abend Mingos kurze krause Zöpfe flocht und ihr dabei im Spiegel zunickte, sie im Bett zur guten Nacht küßte und die weichere Rundung ihrer Schultern, ihres schüchtern schwellenden Busens, der Dunst ihres sanftgelösten Körpers den Durchbruch der nahen Blüte kündeten – da spürte sie nur noch fern, fremd geworden, den Gram, der daheim mahnte und bohrte, sobald alles um sie still war; daß sie manches Mal den glühenden Kopf in die Nacht hinausgestreckt hatte und hinaufgestarrt zu den Sternen, die fremd und höhnisch wandelten; bis dann Herr Witukind kam mit Pantherschritten, schmalhüftig, stahlblauen Aug's wie ein Seeräuber und sie zurückriß; dem sie sich ergab, ob auch mit Sträuben, und beschämt, daß er's trotz Mißverstehen und Fremdheit vermochte ihr wildes Blut zu sänftigen.

Nun sah sie – wenn auch kaum bewußt – im endlichen Aufblühen des verkümmerten Kindes ein beiderseitiges Glück, etwas, das sie mit Frieden, wie mit Mondlicht, erfüllen würde,

dem sie sich hingeben könnte ohne Scham, ohne Grübeleien ... Aber als die ersten vier Wochen um waren, schrieb sie an Adriana in Angst, denn es sei nicht genug, der Arzt spräche von einem Vierteljahr, Mingo müsse gefestigt werden. Wohl täten die schäumenden Bäder, der Hauch des Tannenwaldes Wunder an ihr; aber noch lange müsse sie in diesem Umkreis bleiben. Adriana sprach mit Herrn Witukind ruhig, ohne Umschweife. Und siehe, Herr Witukind begriff, er mahnte den Mäzen, er brachte ein Päckchen ausländischer Banknoten, er fuhr sich seufzend durch den grauen Schopf, er gab sie hin. Es schien ihm neu und wohltuend, ganz einfach, ohne Bitterkeit, ohne verborgenen Stachel, als Vater um Hilfe angegangen zu werden. Adriana fühlte ihre Augen brennen. Es war doch schlecht eingerichtet, wie fast immer die Ehe aus zwei freien, stolzen Menschen zwei Lasttiere macht. Die Tiere machten es besser. Als sie mit dem Gelde zur Post ging, sah sie Herrn Witukind im Hof stehen, wie er dem Unhold ein Zusammenlegspiel erklärte, an dem er selbst tagelang geschnitzt und gepinselt hatte. Uli saß trüben Blicks, ein Fleischklotz, und ließ die Unterlippe schnurren. Bis Herr Witukind die Spieluhr aufzog: *Ja, das Gold ist nur Schimäre*, sang Robert der Teufel. Uli legte den Kopf etwas zur Seite; er lächelte, er sah fast schelmisch aus. Der Schatten des Nußbaums tanzte über dem Pflaster, am Dachfirst gurrten Tauben, es war alles friedlich. Aber über Herrn Witukind kam die graue Stunde; seufzend ging er zurück an seinen langen Zeichentisch und versenkte sich in den Entwurf einer Autogarage im dorischen Stil.



Dann wurde es allmählich herbstlich. Die Sonne brannte nicht mehr, sie streichelte; gern öffnete man ihr Tür und Haus, Auf dem Markt und in den Gärten war es bunt von Asten und Dahlien und späten Levkoien, und durch süße Duftwellen tat sich das Reseda kund. Aber auch die Landstraßen sahen schmuck aus mit ihrer Doppelreihe rotglühender Ebereschensbäume. Bis auf die Kartoffeln war alles abgeerntet, nur die Kürbisse lagen noch, zu Riesen gemästet, auf dem Komposthaufen. Die Vögel rüsteten zur Abreise und doch gab es hier noch viel für sie, ausgefallenes Korn zwischen den Stoppeln, ja ganze hängengebliebene Ähren in den Baumwipfeln, wo die schweren Erntewagen sie abgestreift hatten; und mancher

Hagebuttenstrauch leuchtete am Wege, oder hier und dort eine stehengebliebene, braungebrannte Sonnenblume.

Adriana war den Rain hinaufgeklettert und ging am Eisenbahndamm entlang; wenn ein Zug in der Ferne sichtbar wurde, konnte sie beizeiten wieder hinunterwitschen; hier oben sah man ihn von weither kommen. Die Schienen, die in der Ferne in eine silberne Linie zusammenliefen, hatten etwas Beruhigendes; als müsse das so in alle Ewigkeit weitergehen. Schafgarbe, Hasenklees und kleine gelbe Immortellen wuchsen zwischen dem Schotter, Hummeln flogen wichtigtuersich nach Hummelweise von einem winzigen Kelch zum andern; hier konnten sie nicht mehr schlemmend sich vergraben, wie in der fetten Distel- und Glockenblumenzeit.

Adriana ging und ging. Sie wollte bis zum nächsten Bahnwärterhaus und dann durch die Wiesen zurück, auf denen das Grumt lag und dörrte und mit ihm all die Tausende von Herbstzeitlosen, die noch vor wenigen Tagen alles lilarosa überschwimmerten.

Ein Zug kam ziemlich gemächlich vorüber. Gesichter an den Fenstern, unverbildete Seelen der dritten und vierten Klasse, die sich an Stoppelfeldern und schnatternden Gänsen freuten und mit ihren Taschentüchern unbekanntem Menschen zuwehten; das war der Zug, mit dem sie selber nun bald ... ja, sobald Frau Witukind wieder daheim war ...

Herr Witukind hatte wieder Arbeit. Sie sah den Schein seiner Lampe noch spät in der Nacht, wenn sie ihre letzte Runde machte. Auch sie brauchte wenig Schlaf in diesen Tagen, fühlte sich wie ein bis zum äußersten gespannter Bogen, stählern, elastisch. So ging sie zwischen zwölf und eins immer noch einmal an Uli's Tür, öffnete, hörte ihn tief und schnarchend atmen – ach, alles was der Unselige tat hatte etwas Tierisches. Im Schweinekoben, in reichlicher Strohschütte hätte er sich ja viel wohler gefühlt als in dem Bett mit Kissen und Decken, und wieviel glücklicher wär' er gewesen, wenn er mit Händen und Rüssel in seinem Futter hätte wühlen dürfen, daß alles aufspritze, anstatt daß Adriana oder die Tischlersfrau ihm Bissen um Bissen einzeln in den Mund steckten. *Welche Heuchelei* – dachte sie. Solche Geschöpfe sind Tiere, und man sollte sie nicht mit Dingen plagen, die einem Tiere unnatürlich sind. Aber nun hatte sie Lena Witukind versprochen, alles so weiter zu halten, wie es bisher gehalten worden war.

Herr Witukind war mehrmals verreist. Adriana wußte, was sein Zweck dabei war. Er sah sich Häuser und Heime an, Privatanstalten die sich für Uli eignen könnten, aber immer hoffnungsloser kam er zurück. Entweder es wurden Preise verlangt die weit über seine Mittel gingen, oder er empfand, gewitzigt durch seine frühere Erfahrung, tiefes Mißtrauen vor

Ernährung und Pflege. Und doch sah er jetzt in der Einsamkeit ein, wogegen er sich bei den aufgeregten Anklagen seiner Frau gewehrt hatte, daß es so nicht weiterging. Nun schickte er Anfragen an Institute, wo Wärterinnen für ähnliche Fälle bereitgehalten wurden – auch hier waren die Ansprüche größer, als auf die Länge erfüllbar. Frau Witukind aber schrieb nun, fast in den Tönen einer Löwenmutter, um weitere Geldsendungen, denn Mingo hatte sich bei plötzlichem Wettersturz erkältet, und der Arzt drang zur weiteren Festigung auf eine Winterkur.

Als Unterbrechung dieser für den rechnenden Kopf und das impulsive Herz gleich anstrengenden Zeit war nun plötzlich Herr Biesendahl aufgetaucht – im grauen, unscheinbaren, aber für den Kenner als außer Konkurrenz stehenden Auto. Herr Biesendahl in Staubmantel, Haube und furchtbar ausladenden Brillengläsern, angetan wie ein schauerlicher Taucher oder ein ins Riesenhafte vergrößerter Nachtfalter. Ohne Haube ein fetter Cäsarenkopf, mit tiefer, etwas breiiger Stimme und den breiten Handbewegungen eines römischen Tribunen. Auf einem jener riesenhaften Rosse, mit kleinem Kopf und breitem Hinterteil, wie Rubens und seine Schüler sie malten, hätte er in Erz gegossen ein groteskes, aber das Volksempfinden befriedigendes Standbild abgegeben. So, in einem von Hamburgs bestem Schneider gefertigten Reiseanzug aus irischer, handgewebter Wolle, die einen penetranten Duft nach Schafsfell und schwelendem Torf ausströmte, saß er überlebensgroß in Lena Witukinds spärlich möbliertem Salon und äußerte mit erstaunlicher Sanftmut seine Wünsche in betreff der Garage.

Adriana brachte eine der letzten Flaschen jener verbreiteten Weinsorte, die unter dem Namen *Zeltinger* verkauft wird und aus einem Gemisch von Essig, Vitriol und sehr viel Wasser besteht, und Herr Biesendahl goß ein Glas davon mit der Grandezza eines Colleoni hinunter, der den Pokal leert, den ein Tributpflichtiger ihm darbringen läßt, holte sogar mit sybaritischem Schlürfen der Unterlippe die letzten sauren Tropfen von dem bürstenartigen Schnurrbärtchen herunter, hob dann aber dankend seine große, jedoch nicht unedle Hand, eine Gebärde, die, ohne zu verletzen, jede weitere Zufuhr abschnitt. Sein Blick unter breitgeschnittenen Lidern verfolgte Adrianas Gestalt. Er war ein Mann ohne höhere Schulbildung, aber er reiste viel und hielt die Augen offen; so hatte er sich in merkwürdig kurzer Zeit eine Art Kultur angeeignet, die wohl hauptsächlich darauf begründet war, daß ihm von vornherein von allem nur das Beste angeboten wurde. Darum auch ließ er sich selten durch gleißendes Mittelgut blenden. Hatte ganz selbständig Herrn Witukind in der kleinen Kreisstadt aufgespürt, und wenn er diesen auch manchmal durch seine architektonischen Einfälle in Verzweiflung brachte, so erkannte er

doch sein Unrecht sobald ihm eine bessere Lösung der Aufgabe, sauberlich in Tusche ausgeführt, vorgelegt wurde. Wohl kam es gelegentlich zu heftigen Auseinandersetzungen, wobei das Übergewicht an massiver Ausdrucksweise durchaus auf seiten Herrn Witukinds lag, der sowohl auf alemannisch als auch niedersächsisch dienen konnte; doch immer wieder hatte Herr Biesendahl die Hand zum Frieden geboten.

Jetzt eben trat ihm in Adriana ein Ergebnis jahrhundertalter, bester Zucht entgegen: *trionphe d'élevage*, wie es in Katalogen genannt wird, gleichviel ob es sich um Vollblutpferde, Bantamhühner oder hochstämmige Edelrosen handelt. In dieser unbefangenen Einfachheit, der leisen und doch metallischen Stimme erkannte er etwas, das nur die Zeit, nicht sein Geld hervorbringen konnte, wenn er und seinesgleichen es mitunter auch damit kaufen. Es erfolgte eine ziemlich ziellose Unterhaltung, die mit einer Einladung auf sein Landhaus, verbunden mit einer Fahrt in dem unscheinbar kostbaren Auto, schloß. Dann entschwand Herr Biesendahl zu einer kurzen und diesmal durchaus friedlichen Sitzung in Herrn Witukinds Arbeitszimmer, und bald darauf trat er wieder, als Ungeheuer, mit Libellenaugen ver mummt, die Rückfahrt an.

Adriana hatte sich an den Abhang gesetzt, den Rücken an den Rain in all die trockenen Blümchen gelehnt, vor ihr die gemähten Wiesen, weiterhin Torfmoor. Flach und eintönig alles; aber wie köstlich strich die warme Septemberluft dahin, sie kam rein und ungehindert über Heiden und Wälder, große, spärlich bevölkerte Ebenen gezogen.

*Ja, dachte Adriana, in Herrn Biesendahls Auto würde man auch solche Reisen machen können wie der Septemberwind; in einen weiten, warmen Reisemantel gehüllt, mit großen Libellenaugen aus Glas und – ja das Auto war groß – auch Alf und Adi könnten mitfahren.* Herr Biesendahl war noch zweimal dagewesen. Er hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, Adriana sein Landhaus zu zeigen, die Treibhäuser, die japanischen Zwerghühner und eine in Deutschland noch unbekannt Art schottischer Terriers, die hinter Gittern sich planvoll vermehrten. Herr Biesendahl hatte sich für diese nach einem richtigen Kennelman aus England umgesehen, und das Gehalt, das er bot, *würde ja wohl dem Beefeater die Stellung im Hunnenlande annehmbar machen*, sagte er und lachte gutmütig, wenn auch ein bißchen fett.

Herr Biesendahl war im übrigen geneigt, in Herrengesellschaft etwas zweideutige Anekdoten zu erzählen; diese Geschmacksverirrung haftete ihm aus den Zeiten an, als er noch für eine Firma reiste, die er später aufgekauft und wieder verkauft hatte. *Er hat die Mentalität eines Weinreisenden*, sagte Herr Witukind; aber es war doch etwas mehr dabei; eine ausgesprochene

Individualität, ein ganz naives Herrenmenschentum, da er harmlos zur Schau trug, als sei das eine Lehre an deren Richtigkeit man doch überhaupt nicht rütteln konnte; ein freundlicher Despot seinen Untergebenen, gewiß, aber ein Despot. Mussolini, dem er ähnlich sah, wenn auch mit reichlicher Polsterung, begann damals sein Haupt zu recken. *Der Mann ist nach meinem Herzen*, sagte Herr Biesendahl. *Bleibt die Gefahr des Größenwahns – da geht dann die Geschichte meistens in die Brüche, weil die Sorte nie merkt, wenn sie anfängt komisch zu wirken.*

Herr Witukind behandelte Herrn Biesendahl mit Humor, was dieser wohl merkte und mit gleicher Münze heimzahlte. Jener hatte zwar eine geheime Vorliebe für den Gegenstand seiner spöttischen Bemerkungen; das, was er an ihm *das Kondottierhafte* nannte, sprach zu seiner Phantasie; aber gerade deshalb gingen ihm seine weniger angenehmen Eigenschaften so entsetzlich auf die Nerven. Wenn er auch selbst einfachstem Handwerkerstand entsprossen war, ihn hatte die Arbeit geädelt, und man konnte sich ihn in der Renaissancezeit denken, wo die großen Bauherrn auch zuerst Mörtel gerührt und Steine getragen haben. Diesen harten, sauberen Weg aber war Herr Biesendahl nicht gegangen. Als junger Mensch war er *Reisender* gewesen, und die Kalauer, das Gummiballartige, die notgedrungene Jovialität jener Zeit haftete ihm immer noch etwas an; für Herrn Witukinds verletzliche Künstlerhaut wie die Berührung eines glühenden Eisens. Nach dem Tode seines geizigen, vorsichtigen Vaters hatte Herr Biesendahl mit seinem Erbteil glücklich spekuliert. Während und nach dem Kriege ebenso, wenn ihm auch nichts nachgesagt werden konnte, worüber, wie er's ausdrückte, *seine Weste hätte erröten müssen*. Im Kriege hatte er als Führer eines Automobilparks gedient und in den Etappen Gutes gewirkt; trotz seiner Lebenslust keinerlei Exzesse begangen, war bei jeder Gelegenheit, wenn nötig mit Schärfe, für die Rechte der Mannschaft wie auch für die der feindlichen Bevölkerung eingetreten, trotzdem bei seinen Untergebenen beliebt, da er dienstliche Streitigkeiten wenn irgend möglich nicht auf gesellschaftliche Beziehungen übergreifen ließ. Seine Feinde nannten ihn Snob, Schieber, Ausdrücke, mit denen damals freigiebig verfahren wurde, seine Freunde aber ein organisatorisches Genie, einen Napoleon mit goldenem Herzen, was alles nicht stimmte, oder jedenfalls stark übertrieben war. Ebenso irrten sich Herrn Biesendahls Widersacher, wenn sie nach gründlicher Zerfetzung seines äußeren und inneren Menschen, achselzuckend hinzusetzten: *natürlich Jude – daher der Erfolg*; womit die Diskussion für sie mit derselben Endgültigkeit abgeschlossen schien, als ob, nachdem man pro und contra über den guten Ruf einer Dame gestritten, ein unwiderlegbarer Zeuge gesagt hätte: *übrigens hat sie zwei*

*uneheliche Kinder im Findelhaus.* Herr Biesendahl aber entstammte einer kleinbürgerlichen, streng katholischen Familie des Rheinlands; seine Schwestern waren Klosterfrauen; seine brünette Komplexion und schweren Augenlider verdankte er einer wallonischen Großmutter. Er war nun schon lange im Norden ansässig, sorgte jedoch ausgiebig für die Angehörigen die ihm am Rheine blieben.

Adriana hatte zuerst etwas Abstoßendes, dann aber auch Faszinierendes gespürt wenn Herr Biesendahl sich ihr näherte, er war so groß und umfangreich, er benahm ihr die Luft, ähnlich wie damals, in der Kinderzeit, wenn Adrian, hinter einem riesenhaften Plumeau versteckt, Eisbär spielte der sie und Anna fressen wollte, und sie kreischend vor Entsetzen unter Tisch und Sofa krochen. Aber dann wieder war in Herrn Biesendahls großer, wohlgepolsterter, trocken-warmer Hand etwas Geheimnisvolles, das Ruhe und Zuversicht ausströmte. Es war ein Genuß, ihn das Kursbuch oder die Automobilkarte handhaben zu sehen, es geschah ziemlich rasch, sicher und mit großer Ruhe. Gewiß war Herr Biesendahl im Moment der Gefahr, der Konfusion, des Gedränges ein Ruhepol. In Konzerten und Theatern zum Beispiel, wenn am Schluß die Garderoben gestürmt werden, gehörte er sicherlich zu jenen von allen Garderobenfrauen zuerst und mit süßem Lächeln Bedienten und Bevorzugten, die wie Elefanten durch Tropenwälder, unaufhaltsam, massig und dennoch federnd sich ihren Weg bahnen und, ebenso wie jene Dickhäuter mit dem Rüssel, der eben einen Palmbaum entwurzelte, eine Nähnadel aufzuheben vermögen, es verstehen, den ihnen Anvertrauten den Mantel behutsam umzugeben, den Hut mit fast frauenhafter Zärtlichkeit aufzusetzen. So auch konnte man sich ihn an der Spitze seines großen Betriebes denken, spekulativ, sogar brutal, wo ihm eine innere Stimme es zu sein gebot, dann wieder nüchtern, die Zügel unmerklich, ohne gefahrbringenden Ruck kürzer ziehend. Adriana aber wußte instinktiv, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchte, und dieser Mussolini, dieses Plumeau, dieses Ungetüm in der glotzügigen Taucherkappe, wenn er ihr auch nicht zu Füßen sank, aber er würde die großen schmiedeeisernen Tore seiner von Herrn Witukind in edlem Barockstil ihm erbauten Villa über der Elbe auftun, daß sie hineinschritt und nie, nie wieder herauskäme.

*Ganz unmöglich*, dachte Adriana, und hatte beschlossen, bei seinem nächsten Besuch, den ja das Schnaufen des Motors rechtzeitig verkündigte, durch den Hof zu entfliehen, um einer Bewegung auszuweichen. Aber ähnlich wie ihre Mutter in Gedanken mit Unmöglichkeiten jonglierte und plötzliche Glücksfälle für ihre Kinder erdachte, stellte auch sie sich Bilder dar, die doch alle auf der nämlichen Voraussetzung beruhten: Mingo in Arosa, Titta auf der

Universität, Herr Witukind an der Spitze einer Architektenschule, von anbetenden Jüngern umringt; sie selbst aber mit Lena reisend, Musik genießend, wobei sie wie bisher Lenas Wäsche ausbessern, Lenas Schuhbänder knüpfen, ihr wirres, schwarzgraues Haar am Abend flechten und küssen würde. Daß Herr Biesendahl, wenn auch noch so langmütig, bei diesem allen auch ein Wort mitzureden hätte, verdrängte sie auf solchen Gedankenreisen an den äußersten Rand ihres Bewußtseins, so wie man bei einem Ausflug nach der Hauptstadt den Besuch beim Zahnarzt zu vergessen strebt, der doch streng genommen der eigentliche Anlaß der Reise gewesen ist.

Sie stand auf ... hatte eine Turmuhr schlagen hören; es war hohe Zeit heimzugehen. Uli hatte seit zwei Tagen einen Bronchialkatarrh, was ihn nicht anziehender machte. Die Schreinersfrau von nebenan hatte versprochen, nach ihm zu sehen, aber nun mußte sie sie wieder ablösen. Was hatte sie da auch zusammenphantasiert! Auf die Art dachte der dicke Biesendahl doch wohl nicht an sie; es machte ihm Spaß, ihre Hand etwas länger festzuhalten als ein Mann mit besserer Kinderstube es getan haben würde, nun, und seine Einladungen und Anerbietungen waren nur das Überlaufen einer exuberanten Natur. Er war der geborene Weihnachtsmann; trotz Mussolini-Allüren.

Im Flur war es kühl und und totenstill. Sie warf ihren Hut auf den Tisch, der in der Mitte stand, und ging rasch den Gang zu Ulis Zimmer hinunter. Die Tür war angelehnt, sie hörte Stimmen. Am Bett stand Herr Witukind mit dem Arzt. Dieser richtete sich eben aus der gebückten Stellung empor. Er hielt das Stethoskop in der Hand und sah auf den fieberroten sich hin und wälzenden Uli hin. "Ich werde eine Wärterin schicken," sagte er, "es müssen Umschläge gemacht werden. Fräulein von Wehra kann damit allein nicht fertig werden. Ich werde beim Vorbeigehen in der Apotheke alles bestellen. Mit der rechten Lunge sieht es böß aus, die linke muß es schaffen. Ich sehe in zwei Stunden wieder nach."

An jenem Abend, oh wie schossen die Nachtmotten um die Lampe – ein großer, brauner Pelzrock besonders, wie er summt! Warm kam die Luft durch die Läden, vom Widerprall der Mauern, des Pflasters im Hof durchheißt ... kein bißchen Wind, der Nußbaum ließ die verdorrten Blätter sinken; wenn doch endlich das Gewitter käme!

Seit drei Tagen hatte sich Ulis Fieber gelegt, jetzt war's Herzschwäche die gefährlich wurde; die bekämpft werden mußte mit allen möglichen Stärkungsmitteln. Heute löste wieder Adriana die Wärterin ab, die mehrere Nächte gewacht hatte. Herr Witukind wollte es übernehmen,

aber der Arzt hatte abgelehnt; der Mann war zu überarbeitet, bei Handgriffen zu ängstlich. Doch schlief er auf dem Sofa im Wohnzimmer, um bei der Hand zu sein wenn es nötig würde.

Adriana hatte es weder ihm noch dem Arzt gesagt, was ihr die Pflege besonders widerlich machte, so schwer auf ihrem Posten auszuharren. Uli war von einer dumpfen, beharrlichen, man möchte sagen klebrigen Zärtlichkeit für sie ergriffen. Erst hatte sie's wie von einem blöden ungeschlachten Kinde entgegengenommen, dankbar, daß er ihr gehorsam war und ohne Kampf, wenn auch immer erst nach langem Zureden, die Mittel einnahm die sie brachte. Aber einige Male, wenn sie mit ihm allein war, hatte er sie unter irgendeinem Vorwand gerufen – *Dada* war sein Name für sie –, und dann, wenn sie sich niederbeugte, hatte er sie gepackt, hatte versucht sein vom Fieber gedunsenes Gesicht, seinen schrecklichen Mund dem ihren zu nähern. Nur mit Mühe riß sie sich los, denn damals in der Fieberzeit hatte er Kräfte. Die Wärterin, die wie ihresgleichen solche Dinge berufsmäßig kühl, ja humoristisch erlebte, nahm ihr dann auf ihre Bitte alle persönlichen Dienste ab, es sei denn, daß sie zu zwei den ungefügen Klotz umbetten mußten. Jetzt waren derartige Überfälle nicht mehr zu befürchten. Uli lag, rasch und leise atmend, matt und klaglos. Er war geschoren und rasiert worden und sah einem monströsen Baby ähnlich, wie er da im Halbschlaf lächelnd vor sich hin glotzte, die Knie ein wenig hochgezogen, und den Finger in den Hügel und Tälern der Bettdecke spazieren gehen ließ. Gott weiß, welche Märchenlandschaften er da erblickte, aus Erinnerungen an Bilderbücher und Spazierfahrten im Rollstuhl kaleidoskopartig zusammengesetzt. Vielleicht waren's getürmte Abendwolken über den Spargelfeldern gewesen, die sich nun vor ihm zusamenballten zu Götterburgen, zu schneeigen Kuppeln, zu gleitenden Dünen! Oder irgendein Waldweg ins Dunkel hinein erwachte in seiner Erinnerung, wo ein Sonnenbalken die Stämme aufglühen ließ und er – ein einziges Mal in seinem Leben – ein Eichkätzchen gesehen hatte. Wer wußte denn das letzte Wort des Rätsels, wer kannte den Schlüssel zu diesen Labyrinthen? Die hoffnungslos stumm erscheinen denen außerhalb, und vielleicht doch irgendeinen Funken, ein Lebensgefühl bergen, etwas leise Zwitscherndes wie ein Vogel im finstersten Dickicht: das unerforschte Menschenhirn ...

Adriana saß in einiger Entfernung an dem Tisch mit den Medikamenten. Ein aufgestelltes Notenbuch hinter der Lampe ließ Ulis Bett im Dämmerlicht. Sie las zum drittenmal Lena Witukinds Brief, den die Nachmittagspost gebracht hatte.

"Wenn du die Kinder sähest, o meine Adrie! Sie werden alle Tage schöner", schrieb die Mutter. "Titta steigt über die Felsen wie eine Gemse, wie ein Räubermädchen, sie ist ganz

braun gebrannt. Arm Mingochoen ist schrecklich lieb, aber die Liegekur ist so langweilig, stundenlang lese ich ihr vor, sie wird nun ganz und gar Mutters Kind – ach Adrie, aber der Arzt so geheimnisvoll, sarastromäßig, erst immer optimistisch, dann aber, wenn man ihn festnagelt, wegen der Zeit – immer wieder die Grenze weiter zurückgesteckt. Heut früh ist er nun damit herausgerückt, erst durch die Wintersonne geschähen die Wunder. Wenn ich Mingo zu Weihnachten wegnähme, müßte sie nach sechs Wochen doch wieder herauf. Gott, er ist sonst ein ganz freundlicher Mann, mehr wie ein alter Schiffskapitän, mit lustigen Grogäugelchen, aber wenn er da unten in seiner Höhle thront, mit all den Apparaten und der widerlichen Assistentin im weißen Kittel, die so süffisant tut, wenn man laienhafte Ansichten äußert – ich wollt' mal sehen, wie sie dastünde, wenn ich sie auffordere, mit mir vom Blatt zu singen – nun also, Adrie, jedesmal, wenn ich da hinunter muß, ist's als ginge es zum Menschenfresser! Und doch, ich sehe es wohl, es ist das einzige. Nun sitze ich und rechne. Titta muß wieder nach Hause, schon der Schule wegen – aber auch so – wie soll man's schaffen! Ach um meine Stimme! Sechs Konzerte und das Geld wäre beisammen! Mingo muß auch später noch gepöppelt werden mit lauter teuern Sachen. Und nun Uli's Krankheit, Arzt, Wärterin, und Heinz schreibt, es soll jetzt für immer eine Wärterin bei ihm sein. Ach Gott – solche Erlösung wär's – aber wie soll man das bezahlen! Wenn die Bestellungen von Biesendahl zu Ende sind, ja was dann! Vielleicht bekäme man eine Freistelle für Mingo, aber ohne mich hier oben stirbt sie ja vor Heimweh. Wenn Uli nicht wäre, dann verkaufte man dort alles und finge hier in der Nähe etwas Neues an. Heinz bekäme hier eher Aufträge als in unserem armen ausgemergelten Land. Aber was hilft's, solche Dinge sich auszumalen, wir müssen unsere Last weiterschleppen, unsere schwere, und schleppen uns daran zu Tode. Meine kleine Mingo! Ach Adrie, wenn man hier so junge Menschen dahinsterben sieht – in der Nacht, in den Korridoren, da hört man sie husten, und eines Tages hört man, sie seien abgereist – ja, weiß Gott, das sind sie ... aber man spricht nicht darüber. Und dann dieser Unglückselige, der nichts vom Leben hat, der immer fetter wird und unförmlicher und wie er schlingt ... und das Fieber hat er nun auch überwunden und hatte über 40, und Mingo hat nur 37,6 und stirbt daran! Laß mich schweigen, man wird so bitter, wenn man die Schicksale bedenkt.

Wärest du hier! Ich sitze am offenen Fenster, man hört die Kuhglocken – die Herden bleiben draußen die ganze Nacht. Die Sterne glitzern so kalt dort oben. Die kümmern sich nicht um Menschenschicksal, was auch die Astrologen sagen mögen. Wir stehen fremd in der Welt, keiner weiß vom andern. Und der einzige Wegweiser in diesen Welten ist die Musik. Aber mir

wurde sie genommen. Neulich war hier ein Konzert zu wohltätigem Zweck. Die Weiß von der Stadtoper sang; erst Arien – dann ein paar Lieder. Viel Modernes, das ich nicht kannte. Aber zum Schluß dann als Zugabe: *Du bist Orplid mein Land!*<sup>67</sup>

Ach, wie habe ich das gesungen! besser als sie – ganz anders! Tausendmal anders, tausendmal besser! Dir kann ich's sagen, Du wirst es verstehen, daß es nicht Eitelkeit ist, sondern Gram – um ein Entrissenes! Oben in meinem Zimmer, da hat mich's geschüttelt; wenn wilde Tiere weinen könnten, dann weinten sie so! Denn das war doch das Kostbarste in meinem Leben ... Und dann hörte ich Mingo husten und da riß mich's wieder zu ihr. Und ich dachte, das Unglück kommt nie allein, erst tick und dann tack – muß ich Mingo auch hergeben wie ich das andere hergegeben habe, erst das Licht und nun auch die Wärme? ..."

Adriana hatte das Kinn auf die Fäuste gestützt, sie starrte ins Licht, ohne Blinzeln. Oh, wenn man sich doch eine Ader öffnen könnte und sagen: *Da, trinkt euch gesund, nehmt alles bis zum letzten Tropfen, ihr macht mich selig dadurch!* Aber die Zeit der Wunder ist vorbei, war vielleicht nie gewesen. Nun fing sie an zu rechnen; aber sie kannte ja so gut die engen Grenzen, die jeden Drang ins Weite, jedes Verlangen nach Freude, nach Fülle, hoffnungslos machten.

Die Uhr tickte plötzlich laut in der Stille. Sie blickte nach Uli hin; jetzt war die Zeit, ihm seine Tropfen einzugeben, ein Schlückchen Tokaier machte ihn willfähiger. Sie stand auf, sie goß den Wein in die kleine Schnabeltasse, zählte die Tropfen ab, näherte sich seinem Bett. Er lag regungslos, aber zwischen den Lidern glitzerte ein suchender, ein tastender Blick nach ihr hin. "Uli trink, sei brav", sagte sie. Er ließ sich die Spitze der Tasse zwischen die Lippen stecken, seine Augen öffneten sich. Plötzlich stieß er mit einer Hand die Tasse weg, daß sie zu Boden fiel, die andere schlang er um Adrianas Hals. O wie fürchterlich war ihr der Dunst seines Körpers, seines Atems. Aber er hatte keine Kraft, mit einem starken Ruck wand sie sich los. Er war zurückgesunken, er wurde plötzlich leichenblaß,. Auf dem Tisch stand mancherlei, Wein, Medizin, Kampfer und Koffein und ein winziges Spritzchen für solche nicht unerwarteten Schwächeanfälle. Adriana füllte das Spritzchen. Sie kehrte zurück ans Bett. Uli hatte die Lider gesenkt, aber darunter kam der Blick hervor: unsicher, irrend. Plötzlich senkte sie die Hand, die die kleine Spritze umklammerte. Da öffnete Uli die Augen ganz. Es war etwas Hilfesuchendes, Erstauntes, wie eine tastende Frage darin. Er schien zu warten. Zugleich verzog sich der eine Mundwinkel, was beinah wie ein Lächeln aussah, Lächeln eines Kindes, das dicht am Weinen

---

<sup>67</sup> Hugo wolf: *Gesang Weylas* (gedicht von eduard mörike)

ist ... Zwischen den Lippen, beim Ausatmen, erschien ein Schaumflöckchen. Noch einmal; und noch einmal. Nun nicht mehr. Adriana stand und rührte sich nicht ...



Der Koffer war, sparsamer Tradition gemäß, als Frachtgut gegangen. Eine Handtasche stand gepackt und nur wenige, täglich gebrauchte Dinge lagen noch umher; das Zimmer hatte den abwehrenden Ausdruck angenommen, den die Dinge annehmen, wenn unser Bedürfnis, unser Mitgefühl von ihnen läßt; sie ziehen sich zurück, verstummen, bis wieder ein Mensch kommt, der sie weckt, weil er ihrer bedarf.

Adrianas Zimmer lag im oberen Stockwerk; von unten tönte Lena Witukinds Klavier zu ihr empor: die *Appassionata*.<sup>68</sup> Wie ganz paßte dies Fluten, dies Brausen zu Lenas wilder Mähne, ihrem meerblauen Blick. *Appassionata* ... konnte so nicht eine Gallionsfigur heißen, die die Brust dem Meerschäum bot? Und Herr Witukind ließ nun die Tür seines Arbeitszimmers offen, hörte träumend bei der Arbeit dem Seegang zu. In Adrianas Brust wurde es kalt. Hier war nun alles friedlich; *détente* heißt so etwas in der Politik. Frau Lenas Mutterherz war nicht mehr – wie sie's ausdrückte – *eine arme halbtote Fledermaus, angenagelt ans Scheunentor*, die schönen, lieben Kinder würden etwas mehr Luft haben; wie umgepflanzte Rosen ihre Wurzeln ausbreiten in milderer Erde; ach, nicht so sehr, weil die materielle Not gemildert war, sondern weil dies schreckliche, elektrische Vibrieren aufgehört hatte, das sie unbewußt oder nicht, mit ihrem krankhaft feinen Nerven empfunden hatten. Der Mißton – wo war er hin?

Und sie – ging nun zurück ins Elternhaus. Briefe – ja, die würden noch eine Weile hin- und hergehen, aber sie würden anders sein als bisher, keinen Trost mehr konnte sie geben, denn es würde keiner mehr von ihr verlangt. Und ihr schien als sei ihr Herz ebensolch kahles, aufgeräumtes Zimmer geworden während der letzten Tage.

Durch die Luft ging ein tiefes, einhüllendes Brummen. Die Glocken der alten Stadtkirche. *Es war ein Kind, das wollte nie zur Kirche sich bequemen*<sup>69</sup> – zehnjährig hatte sie's auswendig lernen müssen, zur Strafe, weil sie statt zum Kindergottesdienst beim befreundeten Prediger der

---

<sup>68</sup> Beethoven: *Klaviersonate in f-moll, op. 57*

<sup>69</sup> Goethe: *Die wandelnde Glocke*

Kolonie, mit Adrian auf den Weihnachtsmarkt gegangen war. Auch hier war sie nur anfangs ein paarmal zum Gottesdienst gewesen, weil die daheim es von ihr erwarteten. Dann hatte sie's aufgegeben. Frau Witukind und die kleinen Mädchen gingen auch nicht zur Kirche, sie waren viel zu froh, einmal ordentlich ausschlafen zu können; da würde es ihr unfreundlich, ja dunkelhaft vorgekommen sein, allein mit dem Gesangbuch loszuziehen, am einzigen Vormittag, da die Kinder zu Hause waren und man sich bei einem späten Frühstück mit aufgeröstetem Brot und Honig aus Nachbar Schreiners Bienenkörben die Zeit so recht sybaritisch um die Ohren schlagen konnte.

Aber nun hatte Frau von Wehra in ihrer diskreten aber doch beharrlichen Weise die Tochter darauf hingewiesen, nicht nur in ihren Schubladen Ordnung zu machen und vor der Abreise alles, was sie entbehren konnte, an noch Ärmere zu schenken, sondern auch in ihrem inneren Menschen aufzuräumen und wegzutun, was das helle Sonnenlicht nicht vertrug: *Denn glaube mir, geliebtes Kind, so schrieb sie, woran wir alle kranken, das ist der Ballast. Nicht nur der äußere. Freilich auch dieser. Und das eine Gute hat dieser unselige Krieg gehabt: wir haben mit vielem aufgeräumt. Mit Vorurteilen – mit Menschenfurcht – auch mit viel unnützer Habe. Wie gut, daß all die Portieren und betroddeelten Decken in die Schützengräben kamen! Heilige, kostbare Zeit, die allein beim Ausstäuben und Ausmotten aller dieser Asthmaherde draufging! All die Minuten über die wir einst Rechenschaft ablegen müssen. Und mit den Kupferkasserollen war's ebenso, und ich schäme mich meines Widerstrebens, als Papa mir auch noch den Mörser abverlangte. Und meinen silbernen Haarbürsten weine ich erst recht nicht nach. Wie mühsam wäre es jetzt, ohne dienstbaren Geist sie blank zu halten, in dieser Zeit wo es, wie Euer Vater sagt, nur auf inneren Wert und Tüchtigkeit ankommen sollte. Aber auch im Gemüte sitzen solche schwarz anlaufenden Dinge, solche Staubfänger, und ich sage fort damit, und frische weiße Tünche an die Wand!* Denn bei zunehmender Hinfälligkeit und langen einsamen Stunden der Einkehr war in Frau von Wehra der Blutstropfern der edlen Coligny mächtig geworden, der mütterlicherseits in ihren Adern rollte; und wenn auch nicht mündlich – das wäre ihr wohl selber komisch vorgekommen – so doch brieflich fing auch sie ein bißchen an zu eifern und zu predigen; die kleinen, sentimentalen Ausschmückungen aber, an denen früher ihr Leben reich gewesen, schwanden, fielen ab. Und wenn nun auch, so ging der Brief weiter, in Groß-Nebekow die unverfälschte Lehre nicht verkündet würde, in die der unvergeßliche Lancillon – *dank Papas Weitherzigkeit in diesem Punkt* – die Kinder eingeführt hatte, sondern die Augsburger Konfession mit ihrer zweideutigen, beinahe katholischen Auffassung des Abendmahls, so empfehle sie ihr doch, den dortigen

Gottesdienst regelmäßig zu besuchen; bei Orgel und Gesang und bei den ehrwürdigen Gebeten, die der ganzen Christenheit gemeinsam, würden die Gedanken frei und das Herz still.

War sie doch in ihrer langsam zehrenden Krankheit hellhörig geworden, die arme Frau von Wehra, nachdem schon der stillgetragene Kummer um die Verlorenen ihre inneren Sinne geschliffen und geschärft hatte; und wenn sie die Briefe ihrer Tochter in der Hand hielt, war's, als spüre sie okkulte Kräfte, als könne sie wie Hellseher, wenn sie versiegelte Briefe an die Stirn drücken, erraten, was da Halbgedachtes, unruhig Flatterndes zwischen den Zeilen stand. Wenn sie das Kind nur erst wieder bei sich hätte! Einstweilen empfahl sie es in Gottes Hut; es würde schon alles wieder gut werden, die Jugend hat eine gute Heilhaut, dem Himmel Dank dafür; einzig der Tod – da stand man vor der eisernen Tür, machtlos, trostlos, trotz Glauben und Verheißung.

Adriana blickte über das weiße Treppengeländer hinunter in den Flur: sie sah Herrn Witukind in das Wohnzimmer gehen, beim Öffnen der Tür strömte ein stärkerer Wogenschall herauf; das letzte Aufrauschen der *Appassionata*, wo Schmerz und Triumph sich mischen und endlich verschäumen in seliger Ermattung. Leise kam sie die Treppe herab, öffnete die Haustür, über deren schöngeschweiftem Sims das Sonnenhaupt aus friderizianischer Zeit seinen Kranz goldener Pfeile ausbreitete, und ließ sie langsam hinter sich ins Schloß fallen. Die Straßen waren leer, ihre Schritte hallten auf dem besonnten Pflaster. Auf dem Marktplatz, wo ein steinerner Bischof mit dem Krummstab, noch aus katholischer Zeit, einer Gerechtigkeit gegenüber stand, die mit verbundenen Augen, die Waage in der Hand, über einem achteckigen Brunnenbecken thronte, häuften sich schon die gelben Lindenblätter an der Erde. Die Orgel tönte ihr entgegen als sie die schwere Tür öffnete und eintrat. Sie schlüpfte in die nächste freie Bank, merkte aber, daß ihr Eintritt Befremden erregte; denn der erste Teil vom Gottesdienst war beendet, der zweite hatte begonnen; noch ein Lied, dann folgte die Abendmahlfeier. Obgleich sie daran nicht teilzunehmen gedachte, mochte sie doch nicht wieder hinausgehen. Still und matt blieb sie sitzen. Die Kühle, das gedämpfte Licht taten ihr wohl. Oben, zu beiden Seiten der Orgel, setzten eben die Schulkinder ein, herbe, etwas nasale Töne, die sie fast schneidend aufschreckten, vielleicht weil Erinnerung an Berliner Wintermorgen als ihre Welt weiß und unschuldig war – in ihr erwachte. So in der Adventszeit, wenn aus dem Hof die Kirchenlieder der Kurrende emporschallten und Mama sie mit der großen Kaffeekanne und frischem Stollen hinunterschickte zu den kleinen, verfrorenen Sängern im Schnee, und noch eine Zugabe erbat: *Macht hoch die Tür, die Tore weit, oder Jerusalem, du Hochgebauete ...*

In der Kirche herrschte die kühl-muffige Geruch, der protestantischen Kirchen eigen ist. Die ehrgeizigen, aber wie üblich geschmacklosen Stadtväter hatten kurz vor Ausbruch des Krieges vermocht, den vergnüglichen Hochaltar aus der Barockzeit mit seinen Gipswolken, posaunenden Engeln und Schwalbennestkanzel abzureißen; er war durch eine in der Bau- und Möbeltischlerei des Orts angefertigte Konstruktion im Spitzbogenstil ersetzt worden; aus braunlackiertem Eichenholz das an Aachener Printen erinnerte. Nur in den Seitenschiffen blieben hinter schmiedeeisernen Gittern ein paar verräucherte Überbleibsel aus katholischer Zeit, als die Kirchen noch unbekümmert drauflos wuchsen und jedes Jahrhundert etwas von seiner Eigenart dazugab, wie Schichten die allgemach ein Gebirge bilden.

*Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen, daß man Dir solch hart Urteil hat gesprochen*, sangen die jungen schrillen Stimmen aus der Höhe. Der Pastor hatte sich zurückgezogen, der alte versereiche Choral bildete den Übergang zur Feier. Diese herben Intervalle und Harmonien hatten etwas Prickendes wie eisenhaltiges Wasser, sie waren überraschend, ließen nicht recht zur Ruhe kommen. Nein, in jener Zeit machten sich die Menschen aus ihrer Religion keine Ruhebank; versuchten nicht ihrem Gott ein X für ein U zu machen. Wie es für Missetaten, die heutzutage entschuldigt, ja beinahe gerechtfertigt werden, damals gleich Rad und Galgen gab, so auch rissen sich die Bußfertigen die Hülle von der Seele, wenn sie vor Gott standen und bekannten.

*Was ist doch wohl die Ursach' solcher Plagen? Ach, meine Sünd' hat Dich ans Kreuz geschlagen, ich, ach Herr Jesus, habe dies verschuldet, was Du erduldet*, sangen über ihr die Kinder.

Ja, und die Alten hatten recht. Sich selbst konnte man nichts weis machen. Aber ... man konnte mit sich fertig werden. Gab es doch auch eine Ruhe des Angeklagten: *Nun ja, ich hab's getan, nun will ich die Folgen tragen*.

Das friedlich gewordene Haus mit dem Sonnenantlitz über dem Eingang, dessen veränderte Stimmung sie aufgerichtet, wenn auch ein wenig fremd berührt hatte, war das nicht Trost genug, war's nicht beinahe Rechtfertigung? Woran sie sich klammerte all die Tage? Lena Witukinds schweres grauverwirrtes Haupt, wie es an ihrer Schulter gelehnt hatte, erst in leidvoller Selbstanklage – auf einmal wieder kam ihr der Vergleich mit *Azucena*, wenn der arme *Troubadour* zum Richtplatz geführt wird –, dann aber, ebenso impulsiv, ebenso rasch beruhigt durch die bequemen Trostworte, die ihr von rechts und links entgegentönten: *Es ist besser so, der Arme, nun hat er Frieden*, und dergleichen mehr, die Lena aufschnappte wie der Fisch den Köder ... das alles stand vor ihr wie im Nebel. Aber deutlich, deutlich sah sie nun das Haupt des

Unholds, des armen Unholds, der für seine Gräßlichkeit nicht konnte, wie er, in ewigen Schlaf übergehend, zwischen den Lidspalten sie angeblickt hatte, zum erstenmal mit einem Schimmern des Erkennens, ja des Durchschauens, einem traurigen *Also so bist Du* um die Lippen, um die vom Sterben schmal gekniffen Nasenflügel. Wie er so vor ihr lag, halb Ungetüm, halb kleines Kind – nein, eigentlich wie ein Berg, im Untergrund versinkend, eingeschluckt ... eingeschluckt ... dessen Gipfel noch geisterndes Licht umspielt: *Warum mußt' ich geboren werden, bloß um zu sterben? Was konnte ich dafür?*

Ja, Frau Witukinds Verzweiflung bei Anblick des toten Riesenkindes, die von Bekannten und Freunden für inkonsequent, ja sogar für unaufrichtig gehalten wurde, sie begriff sie gut. Sie fand es nicht unnatürlich und übertrieben, dies plötzliche Zurückstellen aller Sorgen um das eigene, gefährdete Kind, dies plötzliche Trostsuchen bei Herrn Witukind, der, weil er sich Uli gegenüber nichts vorzuwerfen hatte, dessen Ende still, fast dankbar hinnahm und in dem Hause auf einmal den Ruhepunkt bildete, von dem aus auch den anderen Ruhe zuströmte. Lenas plötzliche, leidenschaftliche Trauer um den einstigen Zankapfel war zur Brücke geworden zu dem verwundeten Herzen des Mannes; er erkannte ihre spontane Aufrichtigkeit und Wärme und war viel zu anständig, um ihres früheren Abwendens noch zu gedenken. Nein, er legte seine schöne, sensitive Hand auf ihren wirren Kopf und redete ihr zu: *Laß nur, Lenachen, denk dir, wenn er alt geworden wäre, uns am Ende überlebt, was hätte er dann vielleicht noch erlitten!* Dann sah sie ihn dankbar an und ihre großen Augen wurden wieder jung unter Tränen.

Ja, dachte Adriana, war's dann nicht gut so? Sie krampfte die Hände zusammen, versuchte zu denken, aber es war alles wirr. Ach, ganz im dunkeln, von Erbarmen getrieben, hatte sie sich verstrickt in die Spinnweben, gut und böse zusammengedreht im selben Faden. Wer oder was hatte ihre Hand regiert, sie gelähmt, als sie vielleicht noch hätte helfen – retten können?

*Ich werde Dir zu Ehren alles wagen, kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen, nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen nehmen zu Herzen ...* Wie rein, wie erbarmungslos rein schallten die Knabenstimmen! Lauter kleine zweischneidige Schwerter der Gerechtigkeit, die dem Eingang zum Paradies wehren.

Eine Starrheit legte sich über sie; was nun dort beim Altar vor sich ging, es rührte sie nicht. Vielleicht, wenn sie ganz allein gewesen wäre in halbdunkler Kirche, oder sich allein gefühlt hätte in einem großen unpersönlichen Gewoge; wenn allmählich eine unsichtbare, weiche lastende Macht all dies hin- und herflatternde Warum und Wofür in ihr besänftigt, gebieterisch unterdrückt hätte ... Vielleicht ... wer weiß ... so ein flüsternder Beichtstuhl, wo

man einem Unbekanntern, Unsichtbaren alles sagt? Hier war's zu hell, zu schrill. Hier sollte man über sich selbst zu Gericht sitzen, Aug' in Aug' mit Gott. O wie konnte man das, wie konnte man wissen ob man sich selber richtig erkannte? Aber hier gab's nur eins: Bekenntnis – Buße – und auch dann nur, wenn sie Hand in Hand ging mit felsenfestem Glauben; dann, ja dann fing eine reine Seite an in Gottes Schuldbuch. Aber das war's ja gerade. Wußte sie denn, ob sie bereute? Ach, die Tat, das Unwiderrufliche ist immer furchtbarer, als man ahnt. Weil immer noch anderes dazu kommt, an das man nicht gedacht hat. Wie in dem schrecklichen russischen Buch, wo der Mann die Nichte von der alten, böartigen Pfandleiherin auch noch erschlägt, erschlagen muß, um nicht verraten zu werden. Wenn er nur die alte Pfandleiherin erschlagen hätte, vielleicht hätte er gar keine so arge Reue verspürt? Und wenn sie in Gedanken zurückging, Tag um Tag, ganz kühl und klar, – ja, aber wie konnte sie klar denken mit solchem dumpfen Kopf? – so war's eben doch gut .. gut so. Ja, wenn es heute wieder vor ihr stünde, listig gefügt beinahe, daß sie gar nichts zu tun brauchte, nur etwas nicht tun, nicht ganz schnell tun, was vielleicht ... vielleicht ... ihn gerettet hätte – ja, wenn dieser selbe Augenblick wieder käme – es fuhr ihr kalt schmerzhaft, aber doch befreiend durch die Seele – genau so würde sie wieder geschehen lassen, was geschah! Und wenn sie nun auch nie wieder von Herzen froh sein konnte – das war eben der Preis, den sie bezahlen mußte, wollte, damit Lena ... die kleine Mingo ...

Das Blut rauschte ihr zum Kopf, sie glühte, und dann wieder zum Herzen, und sie war totenblaß. Geradeaus nach dem Altar starrte sie hin. Der Pastor, ein blasser, glattrasierter Mann mit feinen Lippen und weltfremdem Blick, hatte den einleitenden Teil der Feier beendet, das Evangelium verlesen, die Gebete gesprochen. Nun trat, während droben die Orgel leise begleitend modulierte, die Gemeinde vor, in kleinen Gruppen von je drei oder vier, sie knieten auf der mit einem roten Teppich belegten Stufe vor dem Altar nieder, empfingen Brot und Wein, wozu der Geistliche jedesmal die Einsetzungsworte sprach: *Dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut*, und jeder Gruppe, die sich wieder erhob, einen Spruch mit gab als Geleitwort: *Sei getreu bis in den Tod – Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen*, – und so noch viele andere.

Die Versehnen kehrten an ihre Plätze zurück, neue Gruppen rückten nach. Die Feier näherte sich ihrem Ende. Der Kirchendiener, ein ebenfalls glattrasierter Mann, der eigentlich viel sazerdotaler<sup>70</sup> wirkte als der feine, stille Geistliche, ging ermunternd, wenn auch gestreng,

---

<sup>70</sup> priesterlicher

durch die Bänke, um die einzelnen versprengten Seelen zu sammeln. So beührte er auch Adrianas Schulter, leise mahnend. Aber sie schüttelte langsam das Haupt und sah ihn dabei wie aus einem Traum erwachend an. Und der Kirchendiener ging weiter; mit einem Blick der Befremdung und mißbilligendem Herunterziehen seiner langgefädelten Mundwinkel.

Es schritten die letzten zum Abendmahlstisch. Zu allerletzt, mühsam, eine blasse, noch junge Frau, der der Geistliche beim Niederknien behilflich war. Als sie, von seiner Hand gestützt, sich wieder aufrichtete, beugte er sich nieder und küßte sie auf die schöne, geduldige Stirn; seine von schwerer Krankheit nur halbgenesene Tochter. Deren blutjunger Sohn, wenige Tage vor Waffenstillstand, gefallen war.

Da brach Adriana – sie hätte nicht sagen können warum – in heißes schüttelndes Weinen aus.



Die Kirche hatte einen Seitenausgang, durch den man in ein dorfarmiges Gewirr kleiner Gassen, Gärten und Werkstätten gelangte. Adriana kam an niederen Häuschen vorbei, wo Schnittlauchtöpfe, Fetthenne, manchmal auch ein Myrtenbäumchen vor den Fenstern standen, hier und dort von bekannten Gesichtern begrüßt, dem Sattler und seiner dicken Frau, dem Schlosser, welcher letzterer im Hause Witukind seine Kunst mehr einbrecherhaft ausübte, wenn, wie oft, ein Schlüssel nicht zu finden war und er mit einem Bund klirrender Dietriche antreten mußte. Etwas weiter kam eine Handelsgärtnerei, wohin Mingo und Titta besonders gerne gingen, denn der weißbärtige Gärtner, den sie den *lieben Gott* nannten, ließ sie die Radieschen selber aus dem Frühbeet zupfen und gab immer etwas Schönes mit, Narzissen und brennende Herzen, und später dann Zimtnelken, ganze Buschen. Der Garten stieg in Terrassen bis zum Fluß hinab, von unten aus konnte man die große Brücke ersteigen; ein Treppchen führte hinauf. Jenseits zog die Landstraße zwischen Kartoffel- und Spargelfeldern, Stoppeln und Brache; weiter noch – mit großen Zwischenräumen – Kirchtürme, Dörfer und am Himmelsrand Kiefernwald, schwarz und scharf umrissen, wenn das Abendgelb dahinterstand, oder blau verschwommen im Dunst wie heute. Dies war das letztmal, daß sie's sah. Und sie betrachtete

es mit dem plötzlichen Erkennen, das uns wird, wenn wir Abschied nehmen von Dingen an denen wir lange schlafwandelnd vorbeigegangen sind. Witukinds – ja, sie nannte sie jetzt *Witukinds*, sie waren ein Sammelbegriff geworden wie die Gracchen oder wie die Gebrüder Grimm, ach Gott, oder wie tausend andere Ehepaare – Witukinds redeten zwar als sei gar nicht daran zu zweifeln, daß sie wiederkehren, bald wiederkehren würde; aber in ihrem Herzen wußte sie's wohl: nie mehr. Nein, solche Türe die zugeht, sanft zugeht ... oh, nicht daran rühren! Sie mußte allein fertig werden. Aber ihr der Dankbarkeit allezeit offenes Gemüt wollte dem bescheidenen Land Lebewohl sagen, das gar nichts aus sich hermachte und doch reich gegeben hatte: Frühlingsabende und Amselsang, Honigatem seiner Lupinenschläge, golden bis zum Himmelsrand, Frieden seines Firmaments, ob Abendperlmutter, über den Dächern erspäht, oder ausgespannt wie hier, ungehemmt in dunstiger Bläue! *Lebt wohl*, sagte sie unhörbar, *lebt alle wohl!*

Neben der Landstraße, auf erhöhtem Rain, zog sich ein schmaler Fußpfad; dort kletterte sie hinauf: Eine Schafherde kam ihr entgegen, der Schäfer kannte sie und grüßte; dann aber weit und breit kein Mensch. Noch ein halber Tag hier, dann noch eine Nacht, und morgen früh ... ganz früh ... wenn alles in Tau ertrinkend, der im September reichlich fällt, hier liegen würde, für sich gegenwärtig, für sie schon Vergangenheit ...

Lena wollte sie durchaus zur Bahn bringen; nein, das wäre schrecklich! Wenn man doch innen wie gelähmt ist, ganz verschrumpft, dann Freundlichkeit, Blumen, tausend sinnlose Fragen in der Unruhe um einen her ... nein, das war kein Trost. *Aber ... o meine Lena ... daß du nun bessere Tage haben wirst!*

In der Ferne, geradeaus, hob sich ein Staubwölkchen, nun hörte sie schon das Schnaufen. Es kamen auch andere Kraftwagern hier vorüber, aber sie wußte es gleich, dies konnte nur Herr Biesendahl sein. Und mußte als Abschluß noch hingenommen werden; fatales, angreifendes Gefühl, halb Anziehung, halb Abwehr; aber mehr noch Abwehr. Man war eben immer auf der Defensive. *Solche Leute, eine Zeitlang sind sie ja ganz nett; aber dann, bei irgendeiner Gelegenheit, fehlt ihnen die Tenue*, würde Mémé sagen und die Colignynase erheben, die sie trotz demokratischer Anwandlungen bedeutend höher trug als der schlecht und recht konservative Vater.

Es war keine Minute vergangen, da hielt das staubgraue Gefährt. Heute hatte Herr Biesendahl die Rolle des Wagenlenkers seinem Chauffeur überlassen, einem breitschultrigen, blonden, mit Sommersprossen übersäten Hünen. Er lehnte sybaritisch im Wagen – manchmal überkam's ihn, Tage, an denen er gern sultanhaft der Arbeit anderer zusah –, stieg aber sofort

mit der überraschenden Grazie mancher korpulenter Leute aus, um sie zu begrüßen. Den Rain hinauf, bis zum Graspfad wo sie stand, wurde ihm des wallenden Fahrmantels wegen schon etwas schwerer.

"Mein gnädiges Fräulein," sagte er, "heute ereilt Sie Ihr Schicksal, oder der Finger Gottes, wenn Ihnen das lieber ist; steigen Sie ein, Mäntel und Hauben liegen im Kasten – wir machen endlich den langverheißenen Ausflug."

"Nein, nein, Herr Biesendahl," sagte sie, "ich werde zum Essen erwartet."

"Wozu", sagte Herr Biesendahl, "wozu haben wir Telephone? Im nächsten Dorf lassen wir uns mit dem vortrefflichen Bauherrn und Hausvater verbinden."

"Nein," sagte Adriana, "ich bitte Sie, Herr Biesendahl, morgen reise ich ab, es ist noch vielerlei zu tun."

"Morgen?" sagte Herr Biesendahl und zog mit leisem Schlürfen des Bürstenbärtchen der Oberlippe in die Unterlippe. "Nun gerade deshalb werden Sie mir doch diesen Wunsch nicht abschlagen; in zwei Stunden spätestens liefere ich Sie heil bei *Erwin von Steinbach*<sup>71</sup> und seinem Meerweib wieder ab."

Adriana blickte ihn an. Wie seltsam, daß er Meerweib sagte. Sollte sie ihm von der Gallionsfigur erzählen?

Er hatte ihr schon einen Mantel übergeworfen, eines jener porösen federleichten Kunstwerke, deren Ursprung nur New Bond Street oder allenfalls Hamburg sein kann. Dann knöpfte er mit seinen großen ruhigen Händen die Kapuze unter ihrem Kinn zusammen.

"Jetzt sehen Gnädigste aus wie eine Wallfahrerin bei mir daheim. Sie wissen doch ... *Kevelaer: Willst du nicht aufstehn, Wilhelm, zu schau'n die Prozession?*<sup>72</sup> Ja, dort wuselt es von solchen Gnadenorten. So, nun setzen wir uns zusammen in den Fond, Jansen fährt und wir brauchen weiter nichts zu tun als uns zu freuen der allzu flüchtigen Stunde. Hier der Kober" – er stieß mit dem Fuß daran – "enthält für alle Fälle Seelenstärkung. Ein guter Tropfen, darf ich wohl sagen."

Schreckliche Redensart, dachte Adriana, *guter Tropfen!* Fehlt nur noch *erstklassig* und *tiptop*. Und sie machte sich schmal in ihrem weiten Mantel, als Herr Biesendahl, halb Plumeau, halb Diktator, neben ihr niedersank.

---

<sup>71</sup> Bedeutender steinmetz und baumeister der gotik

<sup>72</sup> Heinrich heine: DIE WALLFAHRT NACH KEVLAAR

"Also nun zunächst rückwärts, Don Rodrigo"<sup>73</sup>, sagte er zu Jansen, "und wenn möglich nicht im Graben nach Gänseblümchen suchen."

Jansen blickte verachtungsvoll; das Auto vollführte die Wendung aufs Zentimeter genau, und nun ging's den Weg zurück, den Herr Biesendahl gekommen war.

"Ich wußte nicht, daß junge Damen so pflichttreu sind", sagte Herr Biesendahl. "Allerhand Hochachtung, meine Gnädigste, die heutige Jugend denkt im allgemeinen anders. Übrigens könnte es Erwin von Steinbach nur gut tun, einmal wieder im tête à tête mit seiner schöneren Hälfte Mittag zu essen. Ich habe so meine eigenen Theorien über die Ehe, müssen Sie wissen. Eheleute sollten ab und zu in die Wildnis gehen, in einem Wigwam wohnen, ohne Gasherd, ohne Wäscheschrank, vor allem ohne Kinder. Denn in weitaus den meisten Fällen, wenn die Geldmittel nicht sehr viel Luft und Raum garantieren, ist der Ehestand doch nichts anders als ein langsamer Erstickungsprozeß." Er lachte tief im Halse.

Adriana war betreten. Sie hatte ähnliches gedacht, und gerade im Falle Witukind das Lastende des häuslichen Lebens empfunden; aber in Herrn Biesendahls Mund schienen ihr diese selben Gedanken verzerrt, und sie erregten ihren Widerspruch.

"Ich weiß nicht," sagte sie, "es ist doch etwas Schönes um die Kameradschaft, da nimmt man eben die schweren Zeiten ebenso dankbar hin wie die guten."

"Kameradschaft ...," sagte Herr Biesendahl, "ja, das ist jetzt so ein Schlagwort wie damals, im Anfang, *die große Zeit*. Kameradschaft – zwischen Mann und Weib."<sup>74</sup> Na ja, wenn es junge, gesunde Leute sind, mag's eine Weile gehen. Aber im Grund ist's der Menschennatur konträr. Diese feinen Knöchelchen" – er hob einen Augenblick ihre Hand – "sehen Sie selbst! Und hier, meine Tatzel! Und so auch seelisch. Schifftau und Spinnenweb. Mit Ausnahmen natürlich. Denn gewiß gibt es auch Frauen wie Cowboys und Männer wie kranke Kanarienvögel. Es gibt ja auch Waschfrauen und in Bayern sogar weibliche Maurer. Aber alte Waschfrauen sind ein betrübender Anblick – *arthritis deformans*, meine Gnädigste, man möchte seine eigene Großmutter lieber nicht so sehen, und was nun die weiblichen Maurer betrifft, die in Manchesterhosen auf Leitern hocken, eine immer über der anderen – wie Jakobs Traum – und stundenlang Ziegelsteine in die Höhe reichen – na, ich hatte immer die Empfindung: *Erde, tue dich auf!*"

---

<sup>73</sup> Johann gottfried herder: DER CID

<sup>74</sup> Öffentliche aufmerksamkeiten erregten damals zwei noch heute lesenswerte bücher von ben b. lindsey und wainwright evans: DIE REVOLUTION DER MODERNEN JUGEND (stuttgart 1927) und DIE KAMERADSCHAFTSEHE (stuttgart 1928). Lindsey war richter am jugend- und familiengericht in denver, colorado (USA).

Ja, das hätte sie doch auch nicht gemeint, sagte Adriana, ihr hätte das Walten ihrer eigenen Mutter vorgeschwebt und wie sie alles Ärgerliche und Widrige vom Vater fernhielt; oder doch mit ihm teilte.

"Nun ja, gegen Müssen ist kein Kraut gewachsen", sagte Herr Biesendahl. "Aber man soll nur nicht denken, daß Zustände, die aus jahrhundertealter Denkfaulheit entstanden sind, wie Stalaktiten in Tropfsteinhöhlen, deshalb ehrwürdig wären. Aber die Menschen bringen's fertig, Spucknäpfe anzubeten, weil sie nun einmal die schlechte Angewohnheit haben, in die Zimmerecken zu spucken. Nehmen wir mal den Krieg. Da hat es Taten gegeben, Aufopferung, Treue, ja, und sonne mulschen, verfaulten Bütschchen, die auf einmal aufgewacht und forsch geworden sind, haben ihr blutiges Metier getan ohne einen Mucks, und sind standhaft gestorben wie die Veteranen. Aber deshalb wär's doch besser gewesen, diese Jünglinge hätten fröhlich weitergesumpft, aber der ganze Wahnsinn wär' nicht gewesen, und das Heizen mit Mahagoni hätte nicht stattgefunden.<sup>75</sup> Na – aber die Menschen haben nun einmal die Eitelkeit sich aus dem Muß eine Gloriole zu machen, und bilden sich noch Wunder was ein auf ihre Zwangsjacken, einerlei ob sie ihnen vom Schicksal oder der eigenen Dummheit angelegt worden sind – na – letzten Endes ist die eigene Dummheit ja auch Schicksal. Na – und darum wird's eben nicht besser in der Welt. Halt, Jansen, halt," schrie Herr Biesendahl plötzlich, er war braunrot geworden vor Zorn, "dieser verfluchte Hund!" Das Auto hielt.

"Verfluchter Hund", schrie Herr Biesendahl noch einmal, diesmal zurückgewandt, mit peremptorisch ausgestrecktem Zeigefinger. Er war nun ganz Mussolini, gar nicht mehr Plumeau. Ein Karren, an dem ein halbverhungertes kleiner Wolfshund, eigentlich schon mehr ein Wolfsspitz, keuchte, stand dicht an den Graben geschoben. Mit seinem Anruf meinte er aber nicht das erbarmungswürdige Tier sondern einen etwa vierzehnjährigen Lummel, der in dem Karren saß und mit der Peitsche das elende Gespann dirigierte. Herr Biesendahl versetzte mit zwei raschen Handbewegungen den Insassen des Karrens in den Graben.

"Also, mein Sohn," sagte er, "dies ist Tierschinderei, damit ist Schluß. Das schreib dir zunächst mal hinter deine wertigen Ohrmuscheln. Name und Wohnung deines Herrn Vaters stehen auf dem Karren; also kann ich mich im Notfall an ihn wenden. Nun mach mal gefälligst den Hund los; das weitere wird sich finden."

Der Kober wurde geöffnet und sein Inhalt dem verhungerten Tier gegeben bis auf einige Brote, die der Junge erhielt, "obschon du's weiß Gott nicht verdient hast, Bengel."

---

<sup>75</sup> Möglicherweise eine Anspielung auf die überseeischen Kolonien des deutschen Reichs, deren wirtschaftliche Bedeutung eine der öffentlichen Argumentationen für den ersten Weltkrieg waren.

Dieser, der anfangs verbissen und höhnisch gewesen, war allmählich ins Heulmeierliche geraten und bat um Gnade.

"Also – du fährst nun den leeren Karren selber an Ort und Stelle – der Hund bleibt frei. Und morgen meldest du dich in Bölow bei Müller Woltersdorf. Und führst ihm alle acht Tage deinen Hund vor, und wenn er sauber ist und keine Wunden mehr hat an den Füßen, und nicht mehr solch Jammergerippe, dann kriegst du was geschenkt, andernfalls kriegt dich die Polizei am Wickel und nimmt dir den Hund weg. Und glaube nur nicht, daß man mir ein X für ein U macht, ich heiße Biesendahl, merk dir's. Überhaupt Junge, so einen hübschen Hund, sollst dich was schämen, der Hund ist von allerbesten Rasse, wenn der gut gehalten wäre, könntest du Preise und Medaillen für ihn bekommen – und ein feiner Mann hält seinen Hund auch fein. Also vergiß nicht: Woltersdorf bei Bölow, und halt die Ohren steif, ich hab' meine Leute überall, die mir berichten."

Als Herr Biesendahl wieder eingestiegen und sein empörtes Schnaufen verebbt war, sagte Adriana lächelnd: "Oh, das war recht von Ihnen, Herr Biesendahl, das arme gute Hundevieh, aber ist das Ihr Ernst, ist das arme Tier wirklich von so edler Rasse?"

"I bewahre, wo denken Sie hin! Scherenschleifer übelster Sorte, meine Gnädigste. Aber, sehen Sie, sobald sich die Menschen einbilden, sie besitzen etwas, um das sie ein anderer beneiden könnte, fangen sie an ihr Eigentum zu schätzen; und infolgedessen es auch anständig zu behandeln. Wenn ich dem widerlichen Lummel gersagt hätte, laß den elenden Fixkötter nicht verhungern, dann hätte er ihn morgen mit dem Knüttel alle gemacht – denn eine Kugel wendet solch Pack ja nicht dran. Aber nun wird er ihn relativ anständig behandeln. Sehen Sie, man muß eben die Leute bei ihren Schwächen packen; die einzige Spekulation die niemals fehlt. Habsucht und Eitelkeit, ja und in vielen Fällen auch elende Furcht ... wenn man versteht, diese drei anzupurren, dann hält man die Welt in der hohlen Hand. Ja, Sie sehen mich erstaunt an, meine Gnädigste, Sie sind eben noch jung. Jugend, holde Rosenzeit! Wenn Sie meine Semester hätten, würden Sie die Dinge ebenso beurteilen. Allmählich regt man sich über nichts mehr auf; man tut nur so. Ist durch die Zeiten gekommen wie ein Eisbrecher. Das gibt ein dickes Fell. Nur Tierquälerei kann ich noch immer nicht ertragen. Die Menschen heutzutage, wenn sie eine Ungerechtigkeit zu wittern glauben, gleich sind da hundertsechsfünfzig Zeitungen, die zetern und mordio schreien – und meist ist die Chose gar nicht so schlimm gewesen; dagegen die Tiere sind stumm und seit Erschaffung der Welt dauert die Tortur. Auch im Kriege. Die angeschossenen Pferde, die verhungerten Hunde, die Vögel, die in Käfigen

verdurstet waren, das in Ställen verlassene Vieh, die Kühe, die niemand molk, festgebunden ... manchmal verbrannte auch so ein Stall. Die wußten nicht, ob sie deutsch oder französisch waren, war ihnen ganz piepe, die litten die nämliche Höllenqual. Ja, meine Gnädigste, man hat da Situationen erlebt, die man neidlos der Kokurrenz überlassen hätte ... "

Adriana blickte auf. Es kam etwas Warmes in ihre Augen. In diesem Punkt würde Herr Biesendahl durchaus mit ihrer Familie harmonieren, mit den Zwillingen, die alle herrenlosen Hunde und Katzen auflasen, mit Papa, der jeden Sonntag morgen die Droschkenpferde am nächsten Stand füttern ging; Rübenschaln, Kohlstrünke, in letzter Zeit auch wieder Brot – alles sammelte er die Woche durch, und dann zog er los mit einer großen Tüte.

"Ja," fuhr Herr Biesendahl in seinem Monologe fort, "man weiß nicht, was schlimmer ist: der Stumpfsinn, die Gedankenlosigkeit ... oder wenn sie alle zugleich denken wollen – ein netter Heringsalat. Die Hauptsache ist, die Zügel nicht fahren zu lassen; am Ende ist ein schlechter Kutscher immer noch besser als gar keiner – wenn's auch heißt: *das Maultier sucht im Nebel seinen Weg!*<sup>76</sup> Aber die Menschheit will gegängelt sein. Wenn's nur ein Rezept gäbe, Führer zu züchten; aber dazu sind wohl die Werkzeuge des Schicksals nötig, die man selber nicht im Handwerkskasten hat. Und die einzigen, die das immer aus dem Effeff verstanden haben, sind die Herren Jesuiten, die ohne Vorurteil die Technik der Ereignisse für sich arbeiten lassen. Mal tick, mal tack, hier die guten, dort die schlechten Instinkte. Beides kommt zu Wort und die schlechten sind wohl die festeren Bausteine. Da ist zum Beispiel die Menschenliebe! Mein Gott, das ist einstweilen ein sehr unsicherer Baugrund. Nichts da ... den Egoismus soll man verfeinern, auf der Saite soll man spielen; ist viel wirksamer als Opferliebe und Himmelsläut. Der ganze soziale Fortschritt – was ist's? Kanalisation kontra Dunggrube. Für die Bessersituierten mit den feinen Nasen ebenso wichtig wie für die Proleten. Freilich – es ist wunderbar, wieviel Gestank der normale Mensch in sich einatmen kann ohne Übelbefinden. Ja, Freund Ignaz hatte tausendmal recht: *der Zweck heiligt die Mittel.*<sup>77</sup> Aber natürlich nur, wenn sich der Zweck sehen lassen kann. Hier liegt der Hund begraben."

Adriana spürte in alledem, was Herr Biesendahl äußerte, etwas Wahres und etwas Fremdes, ein bißchen Unheimliches, fremd ihrem stillen, sorgenvollen Vater, fremd dem blassen Prediger und dem leisen Kuß auf seiner Tochter zerquälte Stirn. Fühlte zu ihrem Schrecken, daß sie in ihrem Geiste ihm recht gab, und doch stand ihre Seele auf und wehrte sich gegen

---

<sup>76</sup> Goethe: WILHELM MEISTERS LEHRJAHRE (*Das Lied der Mignon*)

<sup>77</sup> Der Satz wird üblicherweise Ignatius v. Loyola zugeschrieben, dem Mitbegründer des Jesuitenordens.

diese Denkart, die, ebenso plumeauhaft und überwältigend wie er selbst, sie bedrängte und hilflos machen wollte, fühlte aber auch etw's Praktisch-Menschliches in dem allen; das warme Menschenherz, das an den hilflosen Tieren gelitten hatte; den Menschenkenner, der, ohne zu beschönigen, aber ohne zu verdammen, auch sie anhören und ihr vielleicht raten würde, ähnlich wie er einen Defekt am Motor, oder einen Anfangsfehler in einer langen, verwickelten Rechnung aufspüren würde, ohne deswegen Anáthema zu rufen. Und halb angezogen, halb abgeschreckt saß sie neben ihm, zart und großäugig in ihrem Kapuzenmantel, und eine große Versuchung überkam sie.

Das Auto hielt.

"Wenn ich Sie bitten darf, meine Gnädigste, hier links der Ausblick – von meiner Terrasse habe ich keinen schöneren. Wollen Sie einen Augenblick aussteigen? Jansen kann während dieser Zeit wieder einmal Tee trinken, wir wollen ihm dabei nicht zusehen, es macht ihn nervös. Jansen ist nämlich leidenschaftlicher Teetrinker – im übrigen Abstinenzler, bei einem Chauffeur eine äußerst wünschenswerte Eigenschaft. So gestatte ich ihm diese unschuldigen Exzesse. Etwas fürs Herz muß der Mensch haben, sagte der Irländer, und da küßte er sein Schwein. Übrigens rührt Jansen den Zucker mit dem Schraubenzieher um; ich glaube er hält Teelöffel für unmännlich ... So, meine Gnädigste, nun, habe ich zuviel gesagt? ... "

Es war ein wunderbarer Blick, den man von der Anhöhe hatte. Der Fluß rollte träge dahin, durch die moorigen Wiesen, die er im Frühling überschwemmte – nun ein satter Tyrann, der durch sein Reich fährt. Eichen- und Erlengehölze, dunstig glitzernd, wo die Sonne sie traf, waren mit Riesentatzen in den Gründen gelagert; der Fluß verschwand in ihnen, um weiterhin wieder aufzutauchen, seinen Weg zu nehmen durchs schwammige Torfland. Totenstille – kein Vogelschrei – vor hundert, vor tausend Jahren hatte es hier nicht viel anders ausgesehen.

"Hier", sagte Herr Biesendahl, "steige ich regelmäßig aus. Jansen hält schon immer von selbst." Sie standen erhöht, der Wind ging linde über die Gräser, über die letzten Blümchen des Rains; ein erstes, noch zögerndes Mahnen des Herbsts.

"Ich kenne diese Stelle bei jeglicher Beleuchtungsart", sagte Herr Biesendahl. "Am schönsten kurz vor Sonnenaufgang. Wenn's eben anfängt sich zu röten. Nebelschwaden überm Torf. Es könnte zur Zeit der Pfahlbauten sein. Oder noch früher. Als noch Saurier und wie die alten Burschen alle hießen, im Schlamm watschelten. Gnädiges Fräulein haben doch wohl ihren Scheffel intus: *Es rauscht in den Schachtelhalmen* und so weiter und so weiter ..." Denn Herr Biesendahl gehörte zu jenen selten werdenden Menschensorte, welche Scheffel zitiert.

Er hatte sich seiner Autohaube entledigt und einen grauen Kalabreser aufgesetzt; nun nahm er auch diesen ab und ließ sich den warmen Wind ums Haupt wehen, daß sich die leicht gekräuselten Haare bewegten. Zu Hause, hatte Herr Witukind erzählt, trüge er einen türkschen Fes, rot mit einem blauen Puschel. Es fehlten nur die gelben Babuschen dann wäre *Harun al Raschid* komplett. Daran mußte Adriana jetzt denken. Es gab solche Bilder auf Dattelschachteln, und sie hatte sich Salomo ähnlich vorgestellt, umfangreich, fürsorglich, wie er die weitgereiste und etwas rechthaberische Königin von Saba bei sich aufnahm und es ihr in jeder Weise komfortabel zu machen suchte: mit zauberhaften Bädern, auf denen Rosenblätter schwammen, und hinterher Diwans und Nargilehs und märchenhaften Kaffee in Filigrantäßchen.

"Dort," sprach Herr Biesendahl, und seine Baßstimme hatte etwas dumpf Vibrierendes, als ob man auf der Wagenbremse säße, "dort, gleich hinter der Anhöhe liegt mein Haus. Zwanzig Minuten noch und wir wären da, Sie ehrten meine niedere Hütte, nähmen einen bescheidenen Imbiß und begutachteten meine Zwerghühner ..."

*Wie er so, den Fuß auf einen Feldstein gestützt, in die Ferne deutet, ist er wieder ganz Mussolini. Oder Napoleon. Aus seiner späteren Zeit. Ja, als Napoleons-Denkmal, antik, etwas feist, mit Lorbeerkranz im Haar, wäre er gar nicht so übel,* dachte Adriana. Schrecklich diese Wehrasche Familieneigenschaft, an der sie alle krankten, dieses Gedankenzickzack, von Vergleich zu Vergleich, wie Rösselsprung; freilich verlieh es dem Leben Farbenreichtum. Aber es machte zerstreut und konnte bei Gelegenheiten, wo Feierlichkeit am Platz war, peinliche Explosionen zeitigen.

"Sie sind in der Kirche gewesen, meine Gnädigste", sagte Herr Biesendahl. "Oh, es bedarf keines *Sherlock Holmes*, um das zu kombinieren; erstens der zerknüllte Kirchzettel in der Hand und dann der weltabgewandte Gesichtsausdruck: *Der Mensch gehet hin und sein Leben ist wie Heu*<sup>78</sup> ... so oder ähnlich heißt es ja wohl – ich bin nicht so bibelfest wie die Leute hierzulande."

Adriana lachte. "Ja," sagte sie, "und ich gehe dahin wie Grumt. Aber nun muß ich Sie wirklich bitten, Herr Biesendahl, mich zurückzufahren – ich habe noch tausend Dinge zu tun, fahre ja morgen mit dem ersten Zug."

"Na natürlich, ausgerechnet mit dem. Unausgeschlafen. Alles so unkomfortabel wie nur möglich. Und den ganzen Tag nichts Warmes zu essen. Also daraus wird nichts, so wahr ich Emil Biesendahl heiße."

---

<sup>78</sup> Ps 103, 15

Emil – auch das noch, dachte Adriana, und platzte beinahe los. Die Zwillinge hatten ein nervenangreifendes Lied, das sie eine Zeitlang bei jeder Gelegenheit sangen oder piffen: *Emil, wo kommste her, wo gehste hin, wann kommste wieder ...*<sup>79</sup> und es paßte auch so lächerlich zu Herrn Biesendahls brummerhaftem Erscheinen und Verschwinden.

Dieser, mit einer Hand seinen Staubmantel hebend, führte Adriana, die seiner Hilfe nicht bedurfte, ritterlich den Rain hinunter. Dabei hatte er etwas von der federnden Grazie eines gutgenährten italienischen Opersängers.

"Also meine Verehrteste," sagte er, wie sie vor dem Auto standen, "mein Plan ist folgender. Ich hole Sie morgen vormittag um 11 Uhr ab, ich bitte zu notieren in Buchstaben: elf Uhr. Der Korb, der heut zu Ihren Füßchen ruhte, wird auch morgen dabei sein. Thermos, zwei warme Gänge, und dann ein Weinchen, das nicht von schlechten Eltern ist. Servietten, Gabeln – was der Mensch so braucht. Ich wünsche nicht, daß eine mir anvertraute junge Dame genötigt sei, Schinkensemmel mit Lambrequins aus der Tüte zu speisen. Das ist gut für Lämmergeier. Um Punkt drei liefere ich Sie in die Arme Ihrer sehnsuchtskranken Familie ab. Handkuß den nicht genug zu verehrenden Eltern. Exit Emil Biesendahl. Wie, was? Haben Sie Ausstellungen? Ich nehme an, nicht. Also bong, sagte der Graf, denn er sprach perfekt französisch."

Adriana, wie unter einem Sturzbad nach Atem ringend, versuchte zu protestieren.

"Meine liebe junge Dame, seien Sie vernünftig. Statt einer nervenzerrüttenden Fahrt im Bummelzug mit zweimaligem Umsteigen und Warten auf elenden Bahnhöfen, wo es nur schales Bier mit Fliegen gibt, diese, ich sage es ohne falsche Bescheidenheit, äußerst komfortable Limousine, Jansen, unfehlbar wie der Papst, am Steuer, Ihr gehorsamer Diener als Beschützer gegen Wegelagerer, sollte es regnen, wird der Kasten zugemacht, wenn am Wege Blumen blühen – liebenswürdige Schwäche junger Damen, daß sie alles abrupfen müssen – wird Halt geblasen. Wenn gewünscht ... Kaffepause in L ... oder in S ..., wo Backsteingotik vorherrscht, von Kennern gepriesen – ich verstehe nichts davon, liebe meinerseits roten Backstein nicht, erinnert mich immer an kaltes Roastbeef." Sie stiegen ein. Adriana war betäubt von dieser Wortflut; aber sie hatte ja Zeit bis Nebekow, sich schlüssig zu machen; Herr Biesendahl würde gewiß zu Witukinds hereinkommen, dann konnte man den Fall erörtern; ob wohl Mémé nicht sehr große Augen machen würde beim Anblick Herrn Biesendahls, dessen *style flamboyant* ihr gewiß etwas ganz Neues war? Aber sie schob alles beiseite, lehnte sich

---

<sup>79</sup> "Zu dem bekannten Cellothema in Schuberts Unvollendeter wurde schon früh der Text gesungen: *Frieda, wo kommst du her, wo gehst du hin, wann kommst du wieda?*" - Gefunden auf <http://www.das-klassikforum.de/>.

zurück und überließ sich ihrer Willenlosigkeit. Es war einschläfernd, so weich und sicher dahinzufahren, Jansens breiten, vertrauensserweckenden Rücken vor sich, Herrn Biesendahl nicht allzunah neben sich, aber väterlich besorgt es ihr bequem zu machen. Dann richtete sie sich auf, sah umher, seufzte leise.

"Ja," sagte Herr Biesendahl mehr für sich, "so ein Abschied, so ein Losreißen ... sogar in diesem Fall, wo eine liebende Familie Sie erwartet – es ist immerhin eine Sache. Ich begreife. Ein trockenes und ein nasses Auge."

Sie sah zu ihm auf und wurde rot. Schrecklich, wie in diesen Tagen ihr die Tränen so leicht kamen. Irgendein freundliches Wort genügte; ein Blumenduft – eine Beleuchtung. Hatte sie sich in der Kirche noch immer nicht ausgeweint?

"Ach, Herr Biesendahl," – es fuhr ihr durch den Sinn, ob sie denen dort nicht etwas Gutes antun könnte, ehe sie ging – "wenn ich nun weg bin und Mingo ist auch weg, da wird Titta sehr allein sein, wenn sie jetzt zurückkommt – vielleicht nehmen Sie sie einmal mit und zeigen ihr die Zwerghühner?"

"Die Sie verachtet haben! Aber ich will edel sein. Titta Witukind soll eine Landpartie machen und einen Tag verleben, wie bei Gott Vater. Mit allen Schikanen. Aber wenn ich nicht irre, haben Sie noch Weiteres auf dem Herzen. Drei Wünsche sind Ihnen frei. Vergiß das Beste nicht, Mädchen, wie's immer im Märchen heißt."

"Herr Biesendahl," sagte Adriana, sie hatte die Hände zusammengefaltet und sah ihn groß an – *wie die Kinder im Rheinland den heiligen Nikolaus*, dachte er – "wenn nun die Garage fertig ist, könnten Sie nicht noch etwas bauen lassen? Sehen Sie, Herr Witukind hat fast keine Aufträge mehr, und Mingo ... kostet viel Geld." Sie brach ab, war dunkelrot geworden, ach, bitten war doch schrecklich. Für die Soldaten, während dem Krieg, war's ganz leicht gewesen, aber so ... das Wasser schoß ihr in die Augen, sie wandte rasch den Kopf zur anderen Seite.

"Mein liebes gnädiges Fräulein," hörte sie Herrn Biesendahl sagen – ach, ganz sanft, wie im Märchen der Wolf, der die Kreide gefressen hat –, "warum nehmen Sie das so schwer? Ich bin doch kein Menschenfresser. Und Ihre Anteilnahme macht Ihnen Ehre. Herr Witukind, den ich schätze, wenn er mich auch für einen elenden Banausen hält, soll in allernächster Zeit einen Auftrag erhalten. Villa für meinen Direktor draußen; und für später schwant mir auch noch anderes. Werde ihn außerdem an meine Brüder in Raffke weiterempfehlen. Nur eins, meine kleine Gnädige! Weinen Sie nicht, sonst muß ich auch weinen. Bin darin wie ein Hund, wenn

Klavier gespielt wird. Und wenn ich erst weine, kann ich nicht aufhören. Und da setzen wir zusammen die Karosserie unter Wasser."

Adriana mußte lachen, aber dann klirrte es in ihr und nun wurde es ganz schlimm. Sie schluchzte, schluchzte, es schüttelte sie nur so.

"So, das wäre der Dambruch", sagte Herr Biesendahl, er legte den Arm über ihrem Kopf auf die Lehne und machte seine Schulter hohl. "Tut nichts, ist gut. Muß alles mal heraus. So, Sie kleine windgeschüttelte Anemone, lehnen Sie sich an, kommen Sie ins Schilderhaus, dazu bin ich ja da. Jansen –Verdeck hoch!"

Und dann, als sie wieder fuhren: "Jansen ist sowohl meine Maschine als auch mein Freund. Er weiß, was sich gehört."

Aber Adriana hatte gar nicht an Jansen gedacht. Sie versuchte nur sich zu beherrschen. O Gott, wie hatte sie die Zügel fahren lassen. Vor einem Fremden!

"Fräulein von Wehra," sagte Herr Biesendahl ganz ruhig, "ich verspreche Ihnen, daß Herrn Witukinds Fortkommen von nun ab eine Herzenssache für mich sein wird. Eine Herzenssache, Fräulein von Wehra. So, das wäre dieses. Im übrigen begreife ich vollkommen, daß Ihre Nerven Sie einen Augenblick im Stich gelassen haben; nach der wochenlangen Pflege dieses unseligen Trottelts kein Wunder. Es war eine Schande, einer zarten jungen Dame so was zuzumuten; Erwins ganze Weltfremdheit gehörte dazu. Ich hätte mir die Haare ausraufen können, daß ich verreist war. Ich hätte es verhindert. Na, nun ist's vorüber, gut, daß der Himmel manchmal ein Einsehen hat. Ihnen aber gebührt ein besonders blank polierter Heiligenschein. Es war unmenschlich, ja es war wider die Natur, solche Sklavendienste von Ihnen zu verlangen. Wie im Märchen etwa ... die Prinzessin und der Drache. Na, Gott sei Dank, daß das Untier hinüber ist."

Adriana war totenbleich geworden, ihr war als quölle ihr Herz auf zu entsetzlichem Umfang und mußte in der nächsten Sekunde ihre Brust sprengen. "Herr Biesendahl," sagte sie leise – war's eine fremde Stimme, die da weit in der Ferne sprach? – "o ich bitte Sie, ich muß Ihnen etwas sagen. Ihr Lob brennt mich so – eine Qual – o Herr Biesendahl, und dabei ... denken Sie ... wenn ich nicht wäre, lebte Uli heute noch."

Herr Biesendahl war unmerklich zusammengefahren. Er ließ seine Augen auf ihr ruhen, sie merkte es nicht, sah vor sich hin, als lausche sie auf innere Stimmen.

"Ich verstehe nicht ganz," sagte er, "aber ich bitte Sie herzlich, sprechen Sie sich aus. Wahrscheinlich irren Sie sich, machen sich ganz unnötige Skrupel. Aber was es auch sei, mir können Sie's ruhig sagen."

Eintönig, klanglos kamen die Worte von Adrianas Lippen. Erst suchend, dann rasch, aber immer so grau, als läse sie eine Aufgabe von einer Wand herunter. Und wie sie zu Ende war, war ihr auch nicht leichter zumute. *So, nun hab' ich's gesagt, habe mich preisgegeben*, dachte sie; *aber was hilft's?*

"Liebes gnädiges Fräulein," sagte er, als sie innehielt, "ich will nicht erst versuchen, Ihnen etwas auszureden. Vielleicht haben Sie dem unglücklichen Kretin den Tod gewünscht. Warum auch nicht? Aber das würden wohl Ihre Pastoren Gedankensünde nennen. Dieselben Herren, die im Krieg über Hunderttausende ganz unschuldiger, gesunder Arbeiter- und Bauernsöhne aus England, Frankreich und Rußland täglich Feuer und Schwefel herabbeteten. Und auf der anderen Seite war natürlich dieselbe Kulöre in Grün. Also gut, Sie haben innigst gewünscht, daß es aus sein möchte mit diesem unseligen Halbtier. Und dann – in dem Augenblick, wo Sie vielleicht sein Leben verlängern konnten, war Ihr Arm gelähmt. Nur sekundenlang; aber das genügte. Und dann kam Ihnen das Bewußtsein zurück – und es kam die Selbstzerfleischung. Mein armes Kind! Sehen Sie doch die Sache ein bißchen objektiv an ... was Sie auch versäumten – es geschah ja doch unbewußt."

"Nein, Herr Biesendahl, das ist nicht die Wahrheit," sagte Adriana, sie sah auf ihre Hände nieder, die sie im Schoß wie mit eisernen Klammern gefaltet hielt, "ich wußte, was ich tat; denn, sehen Sie, heut in der Kirche, wie da die Kinder sangen von unserer schweren Schuld, da wußt' ich's auf einmal ganz deutlich, wenn's wieder vor mir stünde – ich würde wieder so dastehen und zusehen, wie der Tod ... kam – –"

"Nun, erstens ist mir das sehr fraglich, ob Sie so handeln würden, nachdem Sie sich doch so den Kopf darüber zerbrochen haben, und das Herz auch ... Aber Herrgott, warum überhaupt diese Skrupel! Da könnte ich sie mir erst recht machen. Warum hab' ich nicht schon vor vier Wochen den neuen Auftrag gegeben und einen tüchtigen Vorschuß dazu! Dann wäre das Problem Uli nicht akut geworden – und das andere Problem Mungo – Mango – verrückter Name für ein kleines Mädchen – auch nicht. Der Mensch hat keine Witterung. Der elendste Köter ist ihm darin über. *Trägheit des Herzens*<sup>80</sup>, wie ein von mir geschätzter Schriftsteller es nennt ... Herrgott, Kind, sehen Sie nicht so entgeistert aus. Sie haben einen Augenblick die

---

<sup>80</sup> Jakob Wassermann: CASPAR HAUSER ODER DIE TRÄGHEIT DES HERZENS (1908)

Geistesgegenwart verloren – das ist alles. Und das Resultat ist letzten Endes doch ein Segen. Was wär' aus dem unseligen Klotz geworden, wenn er noch dreißig jahre weitergelebt hätte, wie so ein Schmarotzer der den ganzen Baum aussaugt. Am Ende gar die Eltern überlebt hätte? In irgendeiner Anstalt hinvegetieren – wär' das etwa besser für ihn, für alle? Was waren die Spartaner für vernünftige Leute! Heutzutage nun erst, wo jeder Krüppel bei uns einem gesunden Kind das Brot wegfrisst. Wenn ich Diktator wäre, ließe ich mal vor allen Dingen die Unheilbaren und Irren und lebenslänglich Verurteilten auf irgendeine schmerzlose Weise, aufs menschenfreundlichste ins Jenseits spedieren. Und steckte arme gesunde Familien in all die schönen Anstalten."<sup>81</sup>

"Ja," sagte Adriana, "wenn Sie von den Folgen reden, haben Sie wohl recht, Herr Biesendahl. So meine ich's nicht. Wären die Folgen schlimm für die anderen, so wär's vielleicht besser für mich, denn dann könnte ich bereuen. Aber so läuft alles an mir ab wie an einem Stein."

"Mein Gott, Sie armes Kind, was sind das für Haarspaltereien! Wissen Sie, mir scheint man soll auch seine Seele nicht für zu kostbar halten; das ist letzten Endes auch Dünkel; sonne Nippschrankeinstellung. Aber na, das ist meine Privatansicht. Wissen Sie was – Ihnen würde ich wünschen katholisch zu sein. Manche Menschen sind von Natur aus drauf eingestellt. Ich hab' es oft bemerkt, wenn meine Mutter aus der Kirche kam – sie hatte es daheim nicht leicht, mein Vater war ein gräßlicher alter Wüterich – aber wie glatt gebügelt kam sie immer nach Hause. Ja, ich weiß, die Evangelischen wollen keinen *Fürsprech* zwischen sich und Gott, aber sehen Sie, mit der eigenen Verantwortlichkeit ist so eine Sache; da muß einer alle Stunde auf die Uhr sehen und schläft die ganze Nacht nicht vor Angst; während ein gläubiger Katholik – der legt sich hin und weiß, er wird zur rechten Zeit geweckt. Ja, so ein vernünftiges Paterchen würde Sie beruhigen. Wenn nicht anders dann durch Machtanspruch. Aber wenn Ihnen das nicht einleuchtet, so machen Sie's anders. Denken Sie erstens ans Resultat. Frieden im Hause und der arme Teufel selbst – in Sicherheit; und das kann man ja nur von den Toten sagen; solange man lebt, steht man auf unsicherer Planke. Und dann sagen Sie sich: *Ich hab's gewagt!* Ich glaube, so sagte der alte Moltke. Und dann: es gibt auch ein ungeschriebenes Gesetz. Für jeden Menschen wohl ein bisschen anders, und vor dem, meine ich, können Sie bestehen. So. Und nun drücken Sie Ihr Herz fest zusammen, wenn Sie nach Hause kommen, und denken Sie nicht

---

<sup>81</sup> 1929, also ein Jahr nach Veröffentlichung dieses Buches, erklärte Hitler auf dem NSDAP-Parteitag in Nürnberg: "*Würde Deutschland jährlich eine Million Kinder bekommen und 700.000 bis 800.000 der Schwächsten beseitigt, dann würde am Ende das Ergebnis vielleicht sogar eine Kräftesteigerung sein.*"

weiter an Ihre Seele und all das Brimborium und Wichtigtuerei, sondern helfen Sie zunächst mal Ihren Eltern; ich glaube, da ist vieles zu ersetzen, Schwester und Bruder ..."

"Meine Schwester Anna," sagte Adriana tonlos, "ach sie, sie hätte anders gehandelt. Hätte gerettet, wo zu retten war."

"Ja, ganz wahllos, wie ein Neufundländer. Dafür war sie Krankenschwester."

"Nein, Herr Biesendahl – auch sonst. Irgendwie hätte sie einen Weg gefunden, hätte gewartet, hätte sich ganz aufgeopfert, und die anderen wären glücklich geworden. Sie wollte ja nie etwas für sich. Ehe sie starb, bat sie nur, man möchte ihr Bett anders stellen, es war ein Baum in dem Kasernenhof – dort, in Lille, wissen Sie –, den wollte sie gern sehen – eine Platane –, die machte schöne Schatten auf die Mauer ... Sie hatte Grübchen, wenn sie lächelte – und immer bitte und danke, und für sich selbst immer das Schlechteste, das Geringste – gewiß auch dort, bis zuletzt ..."

Adriana sah vor sich hin mit weitgeöffneten Augen, nun flossen ihr die Tränen langsam, unaufhaltsam an den Wangen nieder, sie merkte es nicht. Die Erinnerung an Anna war wie ein stiller, trauriger Teich, heilig wie jeder Kummer der ohne Reue ist.

Herr Biesendahl zog ein großes, feines Batisttuch aus der Tasche seines Mantels und trocknete ihr das Gesicht.

"So – so", sagte er, fast wie eine Kinderfrau. "Ja, das arme Schwesterchen, das ist dahingegangen wie ein Held; ist nun auch in Sicherheit. Gott, Kind, das Leben wird nicht schöner mit dem Altwerden. Wundervoll, wie freigiebig die Jungen mit dem Leben sind – sind eben die Herzen noch reich und fließen über; alte Menschen zählen die Tage wie Geizhalse, was weniger erhebend ist."

Adriana lehnte den Kopf zurück, sie war müde, wie ausgewaschen; der Frieden der Müdigkeit überwältigte sie. Herr Biesendahl räusperte sich, rückte sich zurecht; man näherte sich der Stadt. Er ließ das Adagio noch ein wenig ausklingen; nun aber mußte er zum Anfangstempo übergehen, ehe sie wieder in das Bereich der Nebekower Beobachtung gerieten.

"Also mein sehr liebes und verehrtes Fräulein," sagte er mit verändertem Stimmklang – er war nun wieder ganz *Biesendahl, Textilwerke* –, "es bleibt dabei, morgen um elf. Heut abend noch einmal Familie Witukind –etwas farblos, *I guess*, wie der Amerikaner sagt. Meerweib und Städteerbauer im *Honeymoon*; seltsam, wie unausgiebig, ja uninteressant, glückliche Ehen für

den Dritten sind.<sup>82</sup> Die beiden kleinen Seejungfrauen werden nun vermutlich auch in ruhigere Gewässer kommen. *Allegro moderato* heißen ja wohl solche langweiligen Klavierstücke. Klassiker. Gräßlich. Mein Mann war immer Wagner. *Wotans Abschied ... Leb wohl mein kühnes, mein herrliches Kind ... tah – tah – tah – tatta tah – tah – tah!* Nie in Bayreuth gewesen, meine Gnädigste? Ist auch schon wieder *vieux jeu* ... aber es wird bleiben, glauben Sie mir, es kommt wieder. Ja, nun nähern wir uns dem Kulturzentrum Nebekow. Jansen, Verdeck runter!"

Noch ein paar Minuten und sie hielten vor der sonnengekrönten Haustür.

"Hübsch – so was verstanden die Alten", sagte Herr Biesendahl, beim Aussteigen hinaufblickend. "Und ob diese hier Aufgang oder Untergang bedeutet, gleichviel: Ihr Lebensgang soll fürderhin Sonne haben, meine Verehrteste, darauf dürfen Sie sich verlassen."

Herr und Frau Witukind standen am Fenster; Frau Lena mit verträumten Augen. Gott ja, da war Adrie zurück – sie war ja wohl recht lange weggeblieben.

Diesmal war's der weltfremde Herr Witukind der eine scharfsinnige Vermutung äußerte. "Was," sagte Lena Witukind, "der dicke Flußgott? Ach Unsinn!" Aber was ihr vor wenig Wochen einen eifersüchtigen Stich gegeben hätte, jetzt nahm sie's nur mit mildem Staunen wahr.

Herr Biesendahl hatte Eile. Schon wieder automobilistisch verkappt, rief er dem Ehepaar ein paar joviale Worte zu, verabschiedete sich von Adriana mit einem einhüllenden Händedruck und verfügte sich mit elastischem Schwung auf den Sitz neben Jansen, der wie ein Steinblock saß und die Ereignisse die ihn nichts angingen an sich verschäumen ließ. Unter warnendem Getute, vor welchem Hunde, Hühner und Kinder die Flucht ergriffen, verschwand das Auto.

"Flußgott sagst du," sagte Herr Witukind, als er wieder im Wohnzimmer eintrat, Adriana war hinaufgegangen, "ich fand ihn heute wieder ganz pompöser Gummiball. Der Allerweltstausendsasa steckt ihm immer noch in den Knochen. Von seinen Wanderjahren her. Schade. Oft sind Menschen so nett, daß man eine Wut auf sie kriegt, daß sie nicht noch ein bißchen netter sind ..." Frau Lena lachte. Es war jetzt immer so ein gemütliches Knurren, das ihr grauer Panther hatte.

---

<sup>82</sup> *Alle glücklichen Familien gleichen einander. Jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Weise unglücklich.* (Lew Tolstoj: ANNA KARENINA)

Als dann am nächsten Vormittag Herr Biesendahl vorfuhr und ihm an Stelle von Adriana nur ein Brief derselben eingehändigt wurde, war er zwar enttäuscht, aber doch weniger als er sich den Anschein gab; denn ganz in der Tiefe seines Bewußtseins hatte er's nicht anders erwartet. Hatte bei Adriana unter all ihrer Nachgiebigkeit den harten Untergrund gespürt, etwas, das sich nur schwer biegen lassen würde, das auf eigene Fassung selig oder unselig sein wollte; ja, wollte. Aber, meine Herrschaften, Emil Biesendahl war auch nicht aus Butter gemacht. Er steckte den Brief ruhig ein, folgte Herrn Witukind in sein kahles Arbeitszimmer und legte dort mit ihm die vorläufigen Pläne fest zu einem Wohnhaus für den Direktor, sprach auch von künftigen Arbeiten die dem folgen sollten. Einen Imbiß lehnte er höflich, aber bestimmt ab, denn er empfand den Wunsch allein zu sein; vielleicht trug auch die Erinnerung an jenen hier genossenen Zeltinger etwas zu seiner ablehnenden Haltung bei. Auf der Fahrt, neben Jansen dem Unterschütterlichen sitzend, ließ er den Brief uneröffnet, denn wie auch der Ton desselben sein mochte, abweisend oder hoffnungsvoll, er wünschte Adrianas Antwort in Ruhe und ohne Gefahr der Unterbrechung entgegenzunehmen. Erst als er in seinem bequem und zweckmäßig, aber nicht luxuriös ausgestatteten Arbeitszimmer saß, an dessen Wänden außer einer schönen Landschaft der Worpsweder Schule nur die vergrößerten Photographien seiner Eltern hingen, zog er den Brief aus der Tasche, setzte erst noch das Fes auf, denn er empfand die Lehne seines Ledersessels kalt an der Stelle, die er seine Tonsur zu nennen pflegte, lehnte sich zurück und las:

"Lieber Herr Biesendahl,  
wenn Sie diesen Brief in Händen haben, werden Sie gewiß – und mit Recht – ärgerlich sein, daß ich Sie die lange Fahrt umsonst machen ließ. Aber ich hatte keine Möglichkeit, Ihnen beizeiten Nachricht zu geben. Ich werde nun doch, wie es von Anfang an meine Absicht war, mit dem frühen Zuge fahren. So entgehe ich einem nochmaligen Abschiednehmen von meinen Freunden auf dem Bahnhof. Nach dem, was ich Ihnen gestern sagte, werden Sie verstehen, daß ich nur noch einen Wunsch habe: allein sein. Und das kann ich, wenn es auch seltsam klingt, am besten bei meinen Eltern haben. Denn wir sind alle schweigsam über Dinge die uns bedrücken, so wird es nicht auffällig sein wenn ich still bin. Und dann – daheim haben sie genug zu tragen, und ihnen auch noch meine Last aufbürden, käme mir ebenso grausam vor, wie Ihnen gestern der Junge, der sich von seinem Hündchen schleppen ließ.

Nun will ich Ihnen noch danken für Ihre menschliche Art, mein Geständnis aufzunehmen, und Ihren Versuch mir darüber hinwegzuhelfen. Ich bin in einer Denkart groß geworden – wenn ich ihr auch nicht Ehre mache –, die keine Mittelsperson zwischen Gott und Menschen will; in peinlicher Gewissensforschung muß man sich selbst jeden Vorwand, jede Ausflucht von der Seele reißen. Das habe ich getan – und stehe beschämt vor dem Anblick. Auch ein Priester Ihres Glaubens, und wäre er noch so gut und weise, brächte mich nicht über diesen Kampf hinweg. Das kann nur jeder ganz allein. Da mir nun nicht möglich ist – meiner Eltern wegen, die genug gelitten haben – das einzige zu tun, was mir wieder Gleichgewicht geben könnte, nämlich mich selbst anzuzeigen bei Gericht – so will ich versuchen durch ein selbstloses Leben einen Ausgleich zu finden. Zunächst, was Sie selbst mir rieten, meinen Eltern beistehen, ist freilich keine Strafe sondern mein höchstes Glück; aber mit der Zeit will ich einem Werk der Bruderliebe beitreten, wenn ich dessen auch nicht würdig bin. Es gibt Anstalten genug, wo die Entrechteten der Natur ihr trauriges Leben verbringen; dort brauchen sie Hilfskräfte, mehr denn je. Dort werde ich vielleicht mein Gleichgewicht wiederfinden. Durch Buße. Nicht durch Reue. Denn sehen Sie, das ist ja was ich nicht verstehe, was mich verwirrt, als söhe ich ein fremdes Gesicht im Spiegel, daß ich wohl fühle, meine Hände sind nicht mehr schuldlos wie die meiner Schwester es waren (ach als heut der alte Pfarrer seiner Tochter das Abendmahl reichte, trotz ihrer Schmerzen, ihrer Schwäche, dieses Leuchten, wie der Vater sich zu ihr beugte ... o wie fuhr mir's durchs Herz; denn ich erkannte, das ist nicht mehr für mich), aber daß ich, ich sag' es immer wieder mit Staunen – keine Reue empfinde, sobald ich mir alles überlege. Und es war nicht Lähmung meines Willens, wie Sie mir einreden wollte, nein, lieber Herr Biesendahl, ich wollte Uli nicht helfen, und er war mir doch anvertraut, ich pflegte ihn, so etwas ist doch Ehrensache. O Gott, wenn Anna es wüßte! Und doch sehe ich, die Folgen meiner Tat sind gut. Hier im Haus ist auf einmal Friede und Verstehen und als sei ein giftiger Dunst entflohen ... Aber da ist noch eines; der letzte Blick des armen Uli. Als sei auf ein paar Sekunden der Nebel fortgezogen, der seine Gedanken verfinsterte, als rief er nach mir, und, wie ich unbeweglich blieb, als begriffe er warum ich ihm nicht half. Und da zog er den einen Mundwinkel ein bißchen hoch, grad wie er starb – das werde ich nicht wieder los. Ja, wenn ich schon katholisch wäre und das alles glauben könnte mit der Fürbitte und den Seelenmessen und Heiligen, dann wär' ein Kloster, so ein ganz strenges, wo man alles Irdische vergißt, vielleicht ganz gut. Aber so ... würde auch das mir nichts helfen. Haben Sie Dank für Ihre guten Worte. Sie konnten mich nicht überzeugen; aber Ihre Ruhe, Ihre Menschlichkeit tat

mir wohl. Und daß Sie meine Bitte, Witukinds wegen, erfüllen wollen, ist auch gut von Ihnen. Hätte ich mir früher ein Herz gefaßt mit Ihnen zu reden! Aber ich wußte nicht, wie gut Sie sind. Nun können die armen Menschen Atem holen, brauchen keine übereilten Entschlüsse zu fassen. Und Mingo wird wieder gesund werden.

Ich muß eilen, es wird schon hell. Ich habe die Nacht viel gedacht – wenn auch nicht gebetet. Das könnte ich erst wieder, wenn ich Reue fühlte – aber das ist's ja eben, daß ich sie nicht fühle; nur etwas Schweres – besonders beim Erwachen – das mich drückt und nicht mehr froh werden läßt – wenn ich auch manchmal schon wieder gelacht habe, zu meiner eigenen Überraschung.

Nun also, leben Sie wohl.

Ihre dankbare Adriana von Wehra"

Herr Biesendahl las den Brief einmal, dann ein zweites Mal langsamer; nun steckte er ihn in sein Kuvert zurück und verschloß ihn in einem Geheimfach seines riesenhaften Schreibtisches, einer Art Fabeltier, aus verschiedenen edlen Hölzern gebaut mit Stahl und Perlmutter eingelegt und mit raffinierten, wenn auch entsetzlich umständlichen Schlössern und elektrischen Vorrichtungen gegen Einbruchsfahr reichlich versehen, das ihm die Angestellten seines Betriebes zu seinem vierzigsten Geburtstag verehrt hatten.

Dann stand er breitbeinig am Fenster, die Hände in den Taschen, das kleine Fes etwas nach hinten gerutscht. Unten wurden gerade die Beete aus Hunderten von kleinen Blumentöpfen mit Begonien und bunten Blattpflanzen herbstlich erneuert. Nur ein Rondell mit Heliotrop war immer noch in sommerlicher Blüte; duftend, von Bienen besucht. Herr Biesendahl hatte eine Vorliebe für Heliotrop, für seine stille dunkle Süßigkeit. Weiter ab, auf der rechten Seite, war die große Volière mit den Zwerghühnchen. Er seufzte; in Gedanken hatte er Adriana schon binnen wenig Wochen hier wandeln und walten gesehen. Nun würde er sich noch gedulden müssen. Aber dennoch – sagte er sich und sah zu der Photographie seines Vaters auf, eines älteren Herrn mit langer, eigensinniger Oberlippe und einer sogenannten Mauerfräse, der aus kleinen Anfängen es zu einem gut gehenden Geschäft gebracht und die Mittel hinterlassen hatte, um des Sohnes jetzigen Wohlstand zu begründen. *Dennoch* war das Lieblingswort des im übrigen recht unangenehmen alten Tyrannen gewesen. Außer diesem väterlichen Leitmotiv war aber noch ein bestimmter Glaube, der Herrn Biesendahl in diesem Augenblick stärkte: nämlich daß, wenn man sich etwas im Leben wünscht, ganz

unerschütterlich und ohne Aussetzen, man das Schicksal zwingen kann, daß es endlich, des Verneinens müde, den goldenen Apfel – oder sind's nur unsere Vorstellungen die ihn vergoldeten? – dem Wartenden in den Schoß rollen läßt.

*Arme kleine kalvinistische Streiterseele!* dachte er, *mit all deiner Gewissensforschung und Selbstquälerei!* In seinem Herzen quoll eine große, eigentlich ganz genußreiche Rührung auf. Ein Weilchen mußte sie sich wohl noch auf Dornen wälzen. Das durfte man nicht unterbrechen. Kleiner Seelenaderlaß. Für derartige Naturen unerlässlich. Aber später dann, wenn sie matt, ausgeblutet sein würde, und ihre schönen, langen Hände überdrüssig, idiotische Kinder zu baden und zum kämmen und was dergleichen Liebesdienste mehr waren, die sie – ob sie's nun glaubte oder nicht! – einer Nachfolgerin des Heiligen Franziskus viel ähnlicher machten als einer Jüngerin jenes rechthaberischen Reformators mit seiner Tellerkrause ... ja also, wenn es so weit gekommen war, dann wollte er, Emil Biesendahl, sie ordentlich in Versuchung führen. *Keine Rosen, keine Zwerghühner mehr, kein paradisisches Landleben mit Eltern und Geschwistern zu Besuch, diesmal werden wir klüger verfahren, eine andere Fliege an die Angel hängen, meine kleine Forelle! An der See ein Heim für die – wie drücktest du's so schonend aus – die Entrechteten der Natur, Architekt Heinrich Witukind natürlich, und drinnen liebe sanfte Schwestern, Vinzenterinnen, wenn's nach mir ginge, aber ich will dir auch Kaiserswertherinnen konzederen – was konzedere ich dir nicht! Und du als mütterlicher Geist darüber schwebend! Mit Spielzeug und Bonbonschachteln beladen die Bettchen visitiert. Und Autoausflüge mit den Gesünderen ins Grüne, und mit der Oberin kleine intime Besprechungen und immer wieder neue Verbesserungen ersonnen: Und für mich, für dein eigenes Haus wird ja doch noch Wärme genug bleiben, trotz aller christlicher Liebe – mit Augen, wie du sie hast, da ist Vorrat!*

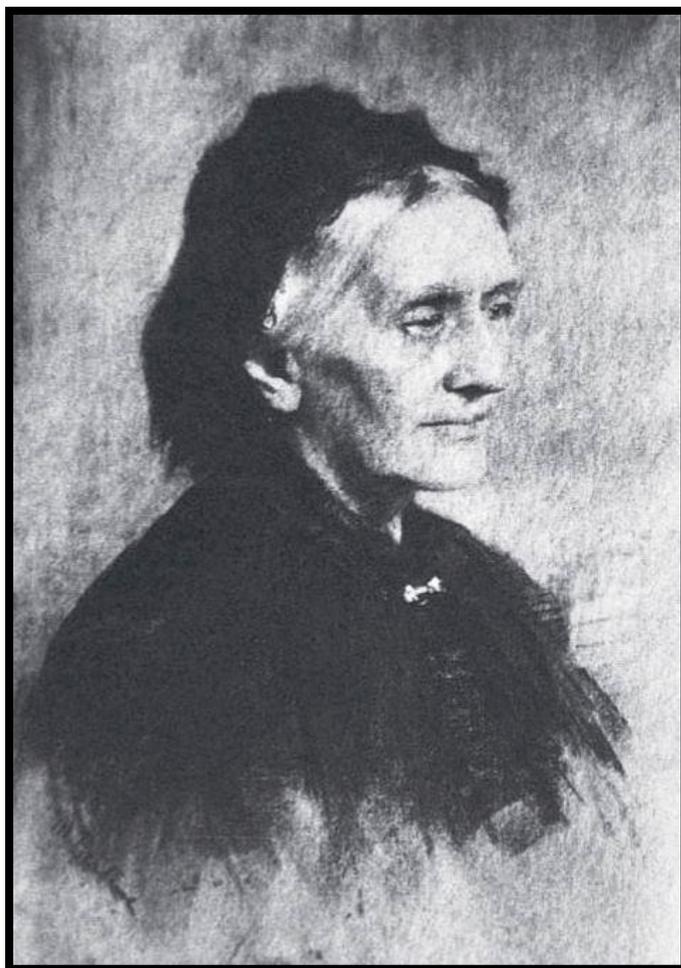
Wieder blickte er zu dem Bilde des alten Mannes mit der eigensinnigen Oberlippe hinüber: *Hab Dank, alter Herr, daß du mich beizeiten lehrtest, den Reichtum zu schätzen. Neunzig Prozent aller Leiden dieser Welt, so hast du oft geknarrt, könnten durch Geld verhindert, geheilt, jedenfalls gebessert werden.* Seine Augen waren feucht geworden. *Geduld und Ausharren,* dachte er wieder. *Es wird alles gehen wie es muß. Kein Fluß fließt den Berg hinauf. Das Vernünftige ist doch schließlich das Natürliche. Und die Kraft ist auf meiner Seite.*

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, sah auf die Uhr; dann trat er an den Schreibtisch, sah auf die Uhr; dann trat er an den Schreibtisch, nahm den Hörer vom Telephon: "Ich lasse Herrn Direktor bitten ... so, lieber Voßler, sind Sie's selbst ... also ich bitte, wenn möglich in einer Viertelstunde zur Besprechung."



Hier verlassen wir Herrn Biesendahl; verlassen Adriana. Mit einem Fragezeichen. Wie wir auch sonst Menschen verlassen müssen, und Häuser, und Bäume – weil unsere Wege abzweigen, weitergehen. Wie wir dereinst – mit einem Fragezeichen – diese Welt verlassen werden, auf der, laut Salomo, alles eitel war, aber vieles doch unbeschreiblich süß.





Marie Bertuch-Sommerfeld:  
Bildnis Clara Schumann

## Die kaleidoskope der irene forbes-mosse

---

Zu den wiederveröffentlichungen bei A+C

Und all dies Aufmerken auf kleine Dinge am Weg, dies Aufheben kleiner Freuden und ahnende Verstehen geheimen Leids, was ist es anderes als die Hellhörigkeit, das überempfindliche Wittern von Kranken, die dem Stimmenklang spielender Kinder unter ihren Fenster anhören, daß es bald Frühling wird, oder am Duft des Faulbaums, von irgendwoher, den kommenden Regen spüren?

IRENE FORBES-MOSSE: TRAUMKINDER

Wer sich einbildet, er sei, als Produkt dieser Gesellschaft, von der bürgerlichen Kälte frei, hegt Illusionen wie über die Welt so über sich selbst; ohne jene Kälte könnte keiner mehr leben. Die Fähigkeit zur Identifikation mit fremdem Leiden ist, ausnahmslos in allen, gering. (...) Am Erkennenden ist es, die objektiv ihm aufgenötigten Grenzen einer Identifikation, die mit seinem Anspruch auf Selbsterhaltung und Glück zusammenprallt, einzugestehen, nicht sich zu gebärden, als wäre er bereits ein Mensch von der Art, wie sie erst im Stande von Freiheit, also dem ohne Angst, vielleicht sich realisiert. Vor der Welt, wie sie ist, kann man sich gar nicht genug fürchten.

THEODOR W. ADORNO: MARGINALIEN ZU THEORIE UND PRAXIS (1969)

Muß man das alles vergessen, wenn man tot ist? Das ist schade, denn dann stirbt es doch eigentlich auch.

IRENE FORBES-MOSSE: TRAUMKINDER

Wenn die Rede heute an einen sich wenden kann, so sind es weder die sogenannten Massen noch der Einzelne, der ohnmächtig ist, sondern eher ein eingebildeter Zeuge, dem wir es hinterlassen, damit es doch nicht ganz mit uns untergeht.

MAX HORKHEIMER/THEODOR W. ADORNO: DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG (1944)

Vielleicht ist unsere Situation so geartet, das wir das sich uns entziehende Wesentliche des Lebens nur dann zu ergreifen vermögen, wenn wir uns das scheinbar Unwesentliche einverleiben? Vielleicht führt der Weg heute vom Körperlichen, und durch es hindurch, zum Spirituellen?

SIEGFRIED KRACAUER: THEORIE DES FILMS (1960)

Philosophie hat, nach dem geschichtlichen Stand, ihr wahres Interesse beim Begriffslosen, Einzelnen und Besonderen; bei dem, was seit Platon als vergänglich und unerheblich abgefertigt wurde.

THEODOR W. ADORNO: NEGATIVE DIALEKTIK (1966)

Irene Forbes-Mosse (geb. Comtesse Fleming), Enkelin Bettine und Achim v. Arnims, lebte von 1864 bis 1946 als Angehörige der preußischen Oberschicht, jedoch über viele Jahre in Norditalien, unter Künstlern, Intellektuellen und offenbar auch in stetem Kontakt mit der sogenannten arbeitenden Bevölkerung. Ihre Erzählungen vermitteln uns in überraschenden Konstellationen und Assoziationen, mit skurrilen Formulierungen Momente von Alltagslebendigkeit, die bewahrt bleiben sollten nicht anders als Musik, Gemälde, Literatur früherer Zeiten: Klänge, Stimmungen, Empfindungen, Blicke auf die Welt und individuelle Impulse, die weitgehend verlorengegangen scheinen. In ihrem Werk entfaltet sich eine vielstimmige Musik im Rahmen längst verschwundener gesellschaftlicher Formen und Ideologeme (keineswegs nur der Oberschicht), mit leichter Hand zelebrierten Traditionen, trotzig durchgehaltener Irrationalität, einigen Idiosynkrasien, Geschlechtsrollenstereotypen, ironischer Menschenfreundlichkeit, deutlich lustvoll inszenierten Verallgemeinerungen und Idealisierungen, viel Märchenhaftem und etwas Kitsch, aber auch manchen Anthropomorphismen und leider auch rassistischen Klischees. - Nein, auch diese gebildete, kulturvolle Schicht, zu der sie gehörte, hat den Triumph der Nazis nicht verhindert, aber ihre Angehörigen waren weder schlechter noch dümmer als wir, ihr Bewußtsein hatte Grenzen, Eintrübungen (wie das unsere), aber sie waren (potentiell) nicht weniger liebevoll und achtsam - nur anders waren sie (in manchem).

Bestimmte Einschätzungen und Empfindungen der Autorin mögen aus fortschrittlichem, demokratischem oder gar feministischem Blickwinkel empörend klingen - und sind auch tatsächlich für unsere Zeit nicht zu retten. Aber so ist es in vielem: Musik von Monteverdi oder Purcell bleibt kostbar, auch wenn heute niemand mehr so komponieren wollte. Manches erkennen wir heute - retrospektiv! - als Keime ungueter, zerstörerischer gesellschaftlicher Prozesse, aber soziale Evolution funktioniert nicht teleologisch: es hätte auch anders weitergehen können. Bedeutsam bleibt die Dokumentation solcher Zusammenhänge für anthropologisches, psychosomatisches oder entwicklungspsychologisches Verständnis sozialer, gesellschaftlicher und individueller Situationen. - Im Mittelpunkt ihres Werks steht allerdings Bewahrenswertes. Kaum je haben Texte mich so oft neugierig gemacht auf Momente jener Bildung und Kultur, die heute nichts weniger sind als Allgemeinbildung. Das Nachspüren (bei Google, bei Online-Antiquariaten oder in der Bibliothek meiner Freundin) verdeutlichte mir die Ahnung, welche Schätze an Poesie, Reflexion, an Weisheit und Humor - menschliche Lebendigkeit und Erfahrung - in jeder Generation verlorengehen durch die einseitige Orientierung auf "das Neue", die sogenannte künstlerische, kulturelle Avantgarde.

Nur eine minderheit von menschen kümmert sich explizit um politische zusammenhänge, bringt sich ein, entwickelt eigene standpunkte dazu. Das gilt wohl für alle gesellschaften und wird sich vielleicht nie ändern. Umso wichtiger ist es, wenn diese minderheit auf jede weise zugang sucht zum verständnis jener mehrheit, deren politisches handeln sich nur implizit, im alltäglichen sein äußert.

Daß das private politisch ist, trat wohl erst durch die frauenbewegung der 70er jahre (des 20. jahrhunderts) ins bewußtsein der öffentlichkeit. In irene forbes-mosses blickwinkel auf das leben wird das in diesem sinne politische plädoyer offensichtlicher, je mehr wir von ihr lesen. Ihr humanistischer protest bestimmt ihre erzählungen, jedoch wird er nur selten explizit, so als sie das schicksal kriegsverwundeter soldaten nach 1919 erwähnt: *"wie sie jetzt in vielen Häusern ein schamhaftes Dasein führten, aus Straße und öffentlichen Gärten wie weggefegt, wo man ihnen während des Krieges in solchen Scharen begegnete. Adriana hatte sich manches Mal das Schicksal dieser Jammervollen ausgemalt, das Ende, in das sie einmündeten: wie sie, anfangs als Helden oder Märtyrer bestaunt oder beklagt, allmählich zu gewohnten, aber unbequemen Mitbewohnern wurden. Lallenden Alten ähnlich, die am Ofen sitzen und dem jungen Nachwuchs Licht und Wärme entziehen; die, von der neuen Generation in den Winkel gedrängt, je nach dem Grad der Herzensbildung und des Wohlstands ihrer Angehörigen mit Nachsicht - oft auch mit Gleichgültigkeit - gepflegt, oder mit unverhohlener Ungeduld und Brutalität durchgefüttert wurden."*<sup>83</sup>

Im hinblick auf einen schwerstbeeinträchtigten menschen werden in derselben erzählung (von 1928) momente eines humanitär (respektive "objektiv") begründeten nachdenkens über "euthanasie" formuliert, die nachvollziehbarer machen könnten, wieso die vernichtung von geisteskranken und behinderten im NS-deutschland ("Aktion T 4") so viele bereitwillige helferInnen in der bevölkerung fand. Erschreckend deutlich wird dabei auch das damals noch weitestgehend fehlende verständnis für die situation von schwer kognitiv ("geistig") behinderten menschen. "Eugenische" betrachtungen waren in der ersten hälfte des 20. jahrhunderts weitverbreitet und wurden breit diskutiert.<sup>84</sup> Das für deutschland besonders einflußreiche werk von alfred hoche und karl binding<sup>85</sup> läßt sich aus dem bewußtsein jener zeit erklären. Dabei gehörten die bald darauf realisierten mörderischen konsequenzen solcher überlegungen offenbar schon damals zum spektrum des öffentlichen diskurses. Die autorin skizziert in ihrer erzählung eine tragische, geradezu aporetische familiäre situation, wie sie in einer gesellschaft ohne angemessene institutionelle (auch traditionelle) betreuungsmöglichkeiten für

---

<sup>83</sup> DIE LAST (in: DON JUANS KINDER)

<sup>84</sup> Siehe die übersicht bei wikipedia: <https://de.wikipedia.org/wiki/Eugenik> .

<sup>85</sup> Alfred hoche/ karl binding: DIE FREIGABE DER VERNICHTUNG LEBENSUNWERTEN LEBENS. IHR MASS UND IHRE FORM (leipzig 1920)

schwerstbeeinträchtigte menschen exemplarisch sein dürfte. Am schluß der geschichte steht unausgesprochen die frage: *Was ist das eigentlich, menschlichkeit?*

In manchen dieser novellen und erzählungen wird sinnlich nachvollziehbar, daß gesellschaftliche konventionen, tabus, idiosynkrasien und andere schrullen jener oberschicht (aus adligen - mit und ohne reichtümer - und bürgerlichen reichen) ein ebenso lebenswertes soziales system ergaben wie unsere heutigen konventionen, die uns cum grano salis selbstverständlich sind. Zweifellos gilt das für sämtliche gewachsenen gesellschaftlichen systeme, sei es in der antike oder auf borneo, im europäischen mittelalter oder im alten china. Und alle diese systeme haben ihre dunklen flecken, ihre speziellen formen von unterdrückung und zerstörung. Zur entwicklung des homo sapiens hin zu umfassender lebenswerten formen gehört - neben vielem anderen - auch das bewahren lebenswerter momente aus vergangenen zeiten, regionen und schichten. Dies betrifft nicht nur vom aussterben bedrohte völker außerhalb europas, sondern auch lebensweisen und empfindungen hier bei uns. - Bewahrt werden sollte nicht zuletzt sprechen und schreiben als individuelle ausdrucksform, die heutzutage zunehmend der gleichschaltung durch massenmedien und rechtschreibnormen zum opfer fällt,<sup>86</sup> irene forbes-mosse hatte demgegenüber offensichtlich keinerlei bedürfnis, sich an der literarischen hochsprache ihrer zeit zu orientieren.<sup>87</sup> Noch in ihren späten erzählungen bildet sie ihre koboldesken satzgirlanden, wie ihr der schnabel gewachsen ist.<sup>88</sup>

Der geringe respekt, den die autorin grammatischen, stilistischen, gelegentlich auch orthographischen regeln zollt, ist bei ihr zweifellos nicht mangelnde bildung. Offenbar hatte sie ein tiefes gespür dafür, wie durch die zunehmende regulierung und kategorisierung in allen lebensbereichen leben falsch und zerstört wird.<sup>89</sup> Eine ihrer protagonistinnen erinnert sich an eine zeit, *"als die Kirchen noch unbekümmert draufloswachsen und jedes Jahrhundert etwas von seiner Eigenart dazugab, wie Schichten die allgemach ein Gebirge bilden"*.<sup>90</sup> Solch genuin-ungeregeltes leben stellt irene forbes-mosse überall in ihrem werk dar, in umgangsformen, *stilllosen* zimmereinrichtungen, gartengestaltungen oder häusern, aber auch im gespinst, den

<sup>86</sup> Plötzlich kommt mir das bild einer bunten sommerwiese, die monat für monat und jahr für jahr gemäht wird, bis alle kräuter ausgerottet sind und nur noch englischer rasen übrigbleibt.

<sup>87</sup> Häufig finden sich grammatisch falsche, idiomatisch ungeschickte und stereotype, auch kolportagehafte wendungen - dies trotz ihrer fundierten literarischen bildung und des poetisch-vielfarbigen wortschatzes. Auch für die autorin könnte - sinngemäß - gelten, was sie eine protagonistin sagen läßt: *"Morgiana glaubte nicht an Orthographie"*. (DIE TRAUMKINDER, in: DON JUANS TÖCHTER)

<sup>88</sup> Der häufige verzicht auf kommata vor nebensätzen erklärt sich vermutlich mit der nähe ihres schreibens zum sprechen. Dies wurde in der neuveröffentlichung beibehalten; die inflationäre verwendung des verstärkungspartikels "so" habe ich etwas ausgedünnt.

<sup>89</sup> Vgl. Max horkheimer/theodor w. Adorno: DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG (1944 und später)

<sup>90</sup> DIE LAST (in: DON JUANS TÖCHTER)

schichten seelischer befindlichkeiten und sozialer zusammenhänge, im denken und assoziieren der protagonistinnen und durch die häufigen chronologischen sprünge des erzählflusses.

In dieser kreativität, die sich unmittelbar aus seelischen und zwischenmenschlichen erfahrungen entfaltet und sich weitgehend autonom hält auch gegenüber den konventionen der schicht, der sie angehört, ist irene forbes-mosse ihrer großmutter bettine v. arnim nahe. Politisch-gesellschaftliche und kulturell-bildungsbezogene zusammenhänge sind für sie relevant nur, insoweit sie in ihrer seele etwas zum klingen bringen. Bereits während ihrer schulischen ausbildung (zumeist bei privatlehrern) hatte irene offenbar nur das ernstgenommen, was ihr interesse, ihr gemüt erreicht hat. Gerade durch diese kompromißlose subjektivität vermögen uns viele ihrer arbeiten noch immer zu berühren, können wir (zumindest ich) irene forbes-mosse als zeitgenossin empfinden.

Heimat war für irene forbes-mosse nichts naturgegebenes, unveränderliches; schon in der kindheit mußte sie sich heimat selbst schaffen, hat sie allzuoft verlust von geborgenheit erlebt. Schon als kind wechselnde wohnorte, unterschiedliche lebenskreise auf den gütern und schlössern der verwandten, der (zweifellos traumatische) verlust beider eltern im abstand weniger jahre.<sup>91</sup> Nachvollziehbar, wenn festhalten- und bewahrenwollen nach einer solchen, von brüchen mitbestimmten kindheit zur lebenshaltung wird: *"Denn es war ihr nicht gegeben, Fesseln zu zerschlagen, sie hielt still, bis sie verdorrten, abfaulten, abfielen"*.<sup>92</sup> Als erwachsene frau die neue heimat italien, auch sie verknüpft mit den eltern: durch die erste reise mit dem vater (nach dem tod der mutter); später starb der vater in florenz - zehn jahre darauf lebensmittelpunkt mit john forbes-mosse sowie ort der freundschaft mit der schriftstellerin violet paget (vernon lee) und zugehörigkeit zu deren kreis. Der tod ihres mannes, nach nur acht jahren der ehe, blieb offenbar lebenslang unüberwunden; vor allem in DER KLEINE TOD, aber auch in einigen erzählungen finden sich trauernde reminiszenzen.<sup>93</sup> Sowohl aus dem englischen als auch aus dem dänischen hat irene forbes-mosse übersetzt, was eine gewisse zumindest sprachliche einwurzelung annehmen läßt. (In DER KLEINE TOD schreibt sie, daß *"Übersetzen eine feine, feine Kunst"* ist.)<sup>94</sup> - In solchem leben entstand ihre fähigkeit zur spontanen, subtilen und situationbedingten einföhlung, manchmal geradezu identifikation mit nahezu allen phänomenen und erfahrungen des lebens (nicht zuletzt aus literatur, kunst und musik). Es ist

<sup>91</sup> Siehe auch mein nachwort mit lebenszeugnissen in: irene forbes-mosse: EIN KLEINER TOD (berlin 2016).

<sup>92</sup> TRAUMKINDER (in: DON JUANS TÖCHTER)

<sup>93</sup> So auch, einigermassen desparat, in TRAUMKINDER: *"Wo zwei Ströme ineinanderströmen, welcher von beiden empfängt den anderen? Ich aber blieb zurück und trug dich weiter in meinen Adern. Das habe ich gehabt, wer kann es mir nehmen? Und ob du mir auch nicht bleiben konntest, du bist mir doch geblieben."*

<sup>94</sup> DER KLEINE TOD ist enthalten in der neuen veröffentlichung EIN KLEINER TOD (berlin 2016).

die fähigkeit (ursprünglich wohl auch: die notwendigkeit), *"Wurzeln des Herzens"*<sup>95</sup> auszubilden in einer vielfältigen, durchweg uneindeutigen und unsicheren welt. Lebenshilfe und lebensmut findet sie offenbar oft, vielleicht meist in der achtsamen annäherung an die vielfältigen zusammenhänge der pflanzlichen, der unbelebten und der tierischen natur.<sup>96</sup> Sehr deutlich wird auch ihre spurensuche über die grenzen ihrer herkunftswelt hinaus (von einer protagonistin schreibt sie: *"Das Sprechen einfacher Leute war ihr immer voll plötzlicher Erleuchtungen gewesen."*)<sup>97</sup>, ihre annäherung an und imagination von familiengeschichten. In empathischer, phantasievoller achtsamkeit hat die autorin sich - nach allem, was wir wissen und vermuten dürfen - ihren mitmenschen zugewendet ... nicht selten beobachtend, oft wohl ohne direkten austausch, oder zu menschen in büchern.

Kostbar ist ihre poetische reflexion auch deshalb, weil sie nirgendwo versucht, ihre erfahrungen zu vereinheitlichen, sie einem prinzip, einer individuellen (beruflichen, politischen) zielsetzung anzupassen und unterzuordnen. In vielem bleibt irene forbes-mosse offenbar lebenslang kind, das die welt in ihrer vielfalt für sich entdeckt - und selbst entdecken mußte. Etwas rührselige stellen klingen, als ob eine gute großmutter ihr enkelkind (das kind in ihr selbst!) mit spontanen phantasiegeschichten trösten wollte. Vor allem in ihren erinnerungen DER KLEINE TOD wird irenes heimweh deutlich: in florenz denkt sie *"nach Norden"*, das mag buckow in der mark brandenburg sein oder baden, in deutschland träumt sie sich nach italien. Hilaria, die protagonistin, schreibt von ihrem *"Wanderleben, das sich doch beinah schmerzlich an allerhand Winkel dieser Erde festklammern konnte, allüberall, wo es eine süße Heimat ahnte"*.

Gelegentlich nutzt sie für ein paar sätze die zeremonielle, stille dramatik von renaissancebildern, um schicksalhaft-tragische verwicklungen zu verdeutlichen. Der zauber ihrer naturschilderungen erinnert uns an lebenskräfte, die wir im alltag wohl zumeist mißachten. Das alles wird wahrhaftig erzählt – ihre sprache entfaltet sich in nochmal anderer weise, wenn wir ihre geschichten laut lesen.

Ihr geht es immer um die zwischentöne des lebens - jenseits aller eindeutigkeiten, die doch nur abstraktionen sind. Daß ein *"Gedankenzickzack, von Vergleich zu Vergleich, wie Rösselsprung"*<sup>98</sup> gelegentlich unangemessen sein kann, läßt sie eine protagonistin zwar aussprechen, dennoch überschreitet ihre prosa stellenweise tatsächlich die grenze zum small talk dekadent-kultivierter bürger.

<sup>95</sup> DER PELIKAN (in: LAUBSTREU)

<sup>96</sup> Besonders deutlich wird dies in ihren gedichten; siehe in: EIN KLEINER TOD (berlin 2016).

<sup>97</sup> DIE LAST (in: DON JUANS TÖCHTER)

<sup>98</sup> DIE LAST (in: DON JUANS TÖCHTER)

Die kategorie eines "weiblichen schreibens", der irene forbes-mosse gern zugeordnet wird (meist von literaturwissenschaftlern) nähert sich bedenklich einer diskriminierung. Denn was wäre ein speziell "männliches schreiben"? Allerdings schreibt forbes-mosse, wie männer - leider! - kaum je schreiben.

"*Worte sind große Zauberer*", sagt irene forbes-mosse<sup>99</sup>. Im tiefsten ist sie immer lyrikerin. Ihre assoziationen sind höchst subjektiv (und manchmal befremdlich): Was hat sie nur damit gemeint? was soll das jetzt? - solche befremdeten fragen können uns hineinlocken in die untergründige poetische, oft geradezu musikalische wahrheit ihres blicks, ihres gespürs. Die unendliche fülle des sogenannten einfachen lebens, die momente und nuancen, assoziationen und zusammenhänge, schattierungen und dissonanzen, die gerüche, farben und klänge, das (gar nicht so einfache) sein von pflanzen, tieren und menschen: all das liegt ihr am herzen - und von den menschen die frauen noch ein bißchen mehr. Oft in einer art innerem monolog einzelner protagonistinnen fließt das leben in den erzählungen weiter - anfang wie ende scheinen meist nur der begrenzttheit des buches geschuldet.<sup>100</sup> Innere und äußere zeit, seelisches und soziales leben gehen ineinander über in ihren novellen und erzählungen. Irene forbes-mosse läßt ihre kompromißlos subjektiven empfindungen, assoziationen, ihre wörter, bilder, erinnerungen, träume, sehnsüchte, ihre trauer und hoffnungslosigkeit einfach tanzen - ohne bedeutungen, zusammenhänge, schlußfolgerungen festzuschreiben. Sinn liegt allerdings in jedem dieser momente selbst: in seiner evidenz; genau das ist jedoch die situation unseres bewußtseins seit dem ende des 20. jahrhunderts - nach dem endgültigen zusammenbruch aller allgemeingültigen wertsysteme und ideologien.<sup>101</sup>

Bis zum klischee vertrauten empfindungen geht irene forbes-mosse nach, nimmt sie ernst, bis sie umschlagen in etwas authentisches, das nur verschüttet war.<sup>102</sup> Die meisten ihrer protagonistinnen sind offenbar *bei sich*, sozusagen emanzipiert - jedoch nicht in demonstrativem widerstand gegen die traditionelle frauenrolle, sondern indem sie deren einseitigkeiten zu sinnhafter lebensgestaltung verdichten; männer sind dazu allenfalls peripher nötig.

Uns leserInnen steht es frei, all diese impulse in unsere individuellen bedeutungssysteme, unsere selbst- und welterfahrungen hineinzunehmen. Daß solche weitgehend pointenlosen erzählungen, dies schreiben ohne äußerliche (heteronome) sinnhaftigkeit gleichwohl nicht

<sup>99</sup> DER KLEINE TOD

<sup>100</sup> Ob sie den 1922 als buch veröffentlichten ULYSSES von james joyce noch zur kenntnis genommen hat? Ich könnte mir vorstellen, daß es ihr gefallen hätte - keineswegs nur der abschließende monolog der molly bloom. (Ein zufallsfund: Lorraine W. Wood: THE LANGUAGE OF MUSIC: PARADIGMS IN PERFORMANCE IN DANTE GABRIEL ROSSETTI, VERNON LEE, JAMES JOYCE AND VIRGINIA WOOLF; Dissertation University of Utah, Ann Arbor 2009)

<sup>101</sup> Die werke von marcel proust, james joyce oder virginia woolf sowie die autorInnen des *nouveau roman* antworten in unterschiedlicher weise auf diese situation.

<sup>102</sup> Darin erinnert sie mich - bei allen unvergleichbarkeiten - an intentionen theodor w. adornos oder walter benjamins.

beliebig wird, daß vielleicht nicht nur ich diese berichte über sogenannte banalitäten einer untergegangenen zeit oft mit angehaltenem aem verfolge: was kommt jetzt? - darin besteht irene forbes-mosses gröÙe als dichterin.

Avantgarde liegt ja nicht unbedingt in dem sich avantgardistisch dünkenden; vielleicht auch in irene forbes-mosses vorbehaltloser, tiefgründender affektiver achtsamkeit für ihre höchst subjektiven lebenswerte. Sie stellt das sein in den mittelpunkt des lebens, nicht das handeln (oder das haben - nach dem bekannten buch von erich fromm); das ist ein eminent poetischer, zugleich aber an den "sogenannten Alltagsdingen"<sup>103</sup> orientierter zugang zur welt, nicht unverwandt der zenbuddhistischen haltung. Irene forbes-mosse schöpft beim schreiben wohl oft aus jenem "Traummagazin, wo die chronologischen Unverträglichkeiten friedlich nebeneinander ruhen".<sup>104</sup> Die assoziation mit der romantik wird ihr nicht gerecht; mit theodor fontane verbindet sie tatsächlich manches.<sup>105</sup> Ich mußte gelegentlich an so unterschiedliche autorInnen denken wie anna rheinsberg und colette, hans christian andersen und tove jansson, an vladimir nabokov, walter benjamin und ida v. lüttichau, an jürgen von der wense und h. c. artmann und, zugegeben: auch an meine eigenen gedichte.

Heute, hundert jahre später, sind ihre werke nicht zuletzt ethnografie deutscher sozialgeschichte - zeitreisen in die vergangenheit, jenseits der schematischen blickwinkel, kategorien und ideologeme, zu denen "geschichte" offenbar unweigerlich gerinnt. Daß diese kultur, deren vergehen mit ingrid forbes-mosse viele andere betrauert haben, direkt oder indirekt auf kosten der majorität von nicht zu ihr gehörenden arbeitern, bauern und kleinbürgern entstand, war zweifellos auch irene forbes-mosse bewußt (so hat sie den sozialdemokratischen VORWÄRTS zustimmend gelesen und weiterverbreitet). Ebenso, daß die einzige hoffnung auf überwindung der neuzeitlichen barbarei in einer auch kulturell verstandenen demokratisierung der gesellschaft liegt, das heißt, in integrativen möglichkeiten kultureller und zivilisatorischer lernprozesse. "Die Welt des Geistes" (der dichter karl wolfskehl in einem brief an die autorin)<sup>106</sup> kann bewahrt werden allenfalls, indem bislang von ihr ausgeschlossene schichten der bevölkerung sie für sich entdecken können. Dabei geht auch etwas verloren, wie bei jeder gesamtgesellschaftlichen entwicklung. Dies dürfen wir bedauern, selbst wenn wir die zugrundeliegenden geschichtlichen veränderungen gutheißen.

*Politisch korrekte* zeitgenossen würden manche ihrer blickwinkel und einschätzungen anprangern; reaktionär war irene forbes-mosse jedoch keineswegs, nur hat sie zweifellos ihre

<sup>103</sup> DER KLEINE TOD

<sup>104</sup> DON JUANS TÖCHTER

<sup>105</sup> Während fontane allerdings eine übermacht gesellschaftlicher normen als unausweichliche realität angenommen, wenn auch ihr teilweise widersprochen hat (beispielsweise in EFFI BRIEST), hat irene forbes-mosse es offensichtlich abgelehnt, sich in leben und werk an solcher übermacht zu orientieren.

<sup>106</sup> Dokumentiert in EIN KLEINER TOD (berlin 2016).

lebensaufgabe darin gesehen, auf ihre weise zu bewahren, was sie selbst als kostbar erfahren hat. Es geht in ihren erzählungen (und gedichten) um verlust, um abschied und tod - und gerade darin vorbehaltlos um das leben: *"Da draußen roch es nach Frühling. Und vor diesem Werden wurde ihr das Gestorbensein und das Vergessensein, dieser zweite Tod der Toten, ob Mensch oder Tier, bewußt. Und daß es darum nicht schwer ist, Erlittenes zu verzeihen, zu vergessen. Wer kennt denn das Erdreich, aus dem die Taten der Menschen entspringen, Gutes und Böses, Abwehr und Verlangen, alles, was um sich her Segen verbreitet oder Unsegen, ja, was uns sogar ein wenig vergiften kann! Es wird alles wieder schwinden, zerfließen in neue Formen des Gefühls, dies ahnte sie, ob sie auch nicht Worte dafür fand."*<sup>107</sup>

Es gibt kein richtiges leben im falschen, sagte adorno; dem ließe sich widersprechen. Auch im falschen leben gibt es metamorphosen zu richtigem - da wir menschen doch alle lebenslang liebes- und entwicklungsfähigkeit in uns tragen. Um solche momente richtigen lebens im falschen geht es auch irene forbes-mosse. Und sind wir nicht, beim zustand der welt der erwachsenen, darauf angewiesen, richtiges im falschen aufzuspüren und zu fördern - denn wo sonst?

In der menschenwelt, wie sie ist, überwintert humanität in nischen: das ist wohl so, auch wenn wir's gerne anders hätten. Solche nischen (oder auch schon ihre kristallisationspunkte) wahrzunehmen, sie zu stärken und zu bezeugen, scheint geradezu lebensinhalt der autorin gewesen zu sein: in begegnungen zwischen menschen und zwischen mensch und nichtmensch, im eigenen bewußtsein drin, jenseits von intentionen und handlungen, im umgang mit wörtern (nicht zuletzt dies). - Deutschland hat irene forbes-mosse nach 1931 bis zu ihrem tod 1946 nicht mehr betreten und nur noch ein buch veröffentlicht, 1934.<sup>108</sup>

Geschichte ist, was übrigbleibt, schrieb robert musil<sup>109</sup>. An entsprechenden (mehr oder weniger ideologisch begründeten) übereinkünften zu historischen phänomenen orientieren sich im allgemeinen auch wiederveröffentlichungen zeitgeschichtlich relevanter belletristik oder autobiografischer literatur. Was solchen zuordnungen nicht entspricht, würde voraussichtlich zu wenige käufer finden. Die folge ist, daß solche normativen interpretationen sich rekursiv verstärken. (Dem entspricht bei dissertationen und anderen fachwissenschaftlichen arbeiten ein zunehmend selbstverständlich vorausgesetzter quellenkanon.) Bestimmte historische umstände werden aus dem spektrum der konsensuellen reflexion ausgegrenzt und verfallen einem

<sup>107</sup> Irene Forbes-mosse: DIE LIBELLE (in: FERNE HÄUSER, stuttgart 1953)

<sup>108</sup> DAS WERBENDE HERZ (stuttgart 1934) - Die neuausgabe bei A+C ist für 2017 vorgesehen.

<sup>109</sup> "Die berühmte historische Distanz besteht darin, daß von hundert Tatsachen fünfundneunzig verlorengegangen sind, weshalb sich die verbliebenen ordnen lassen, wie man will." (in: DAS HILFLOSE EUROPA ODER REISE VOM HUNDERTSTEN INS TAUSENDSTE, 1922; enthalten in: Robert Musil: GESAMMELTE WERKE 8, reinbek 1978, s. 1075-1094)

rigorosen gesellschaftlichen tabu.<sup>110</sup> Gerade irene forbes-mosses werk bewahrt momente sozialen lebens, die sich keinen aktuellen übereinkünften darüber, *wie es war*, zuordnen ließe.

Zu dieser neuausgabe

DON JUANS TÖCHTER erschien 1928 bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart. Das buch war else schulhoff gewidmet. Eine englische ausgabe erschien unter dem titel DON JUAN'S DAUGHTER, DREAM CHILDREN, BURDEN (1930); es enthält ein vorwort von vernon lee.

Else hilzheimer-schulhoff<sup>111</sup> wurde 1861, war tochter des pianisten julius schulhoff, eines schülers von franz liszt, verwandt mit dem komponisten erwin schulhoff. Else schulhoff übersetzte unter anderem ARIADNE IN MANTUA<sup>112</sup> von vernon lee, war eng befreundet mit maria v. bunsen und beteiligt an deren gründung des Deutschen Lyceum-Club; es ist anzunehmen, daß irene forbes-mosse diesem kreis sozial und künstlerisch engagierter frauen angeschlossen war. Übersetzt und bearbeitet hat else schulhoff weiterhin DIE ERWECKUNG DES CALIMACHUS der hrosvitha von gandersheim (1921: E. Bloch). Sie ist autorin einer szenenfolge EIN BERLINER SALON UM 1800, erschienen im selbstverlag Deutscher Lyceum-Club (1930).

Das mädchenbildnis von marie bertuch-sommerhoff ist in der originalausgabe enthalten (mit der hier wiedergegebenen unterschrift). Die malerin war verheiratet mit august bertuch (1838-1923), einem mistral-übersetzer. Ihr bruder louis sommerhoff war verheiratet mit elise schumann (1843-1928), einer tochter robert und clara schumanns. Von marie bertuch stammt das wohl letzte porträt clara schumanns. Es wurde in die vorliegende neuveröffentlichung aufgenommen. Auch die fotografie unserer autorin (vom mai 1934) wurde erst in diese neuausgabe einbezogen. Sie stammt aus einem brief an hermann hesse<sup>113</sup> und wurde mutmaßlich aufgenommen von forbes-mosses freundin berthly moser.

Innere reflexionen von protagonistInnen (auch deren erinnerungen an äusserungen anderer) wurden meist kursiv dargestellt, ebenso titel von musikstücken, gedichten und figuren anderer werke sowie als fremdwörter profilierte begriffe; selbständige werke in kapitälchen. Im original stehen an solchen stellen häufig anführungszeichen, manchmal allerdings fehlt jede markierung. In dieser wiederveröffentlichung wurden anführungszeichen im allgemeinen nur für wörtliche rede eines in der handlung gerade präsenten protagonisten gebraucht; ausnahme ist

<sup>110</sup> Es handelt sich hier zweifellos um den von max horkheimer und theodor w. adorno in der DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG analysierten zusammenhang.

<sup>111</sup> Im mitglieder-Verzeichnis der Goethe-Gesellschaft 1888 steht eine "Hilzheimer-Schulhoff, Fräulein E.", daneben eine "Hilzheimer-Schulhoff, Fräulein M.". Die bezeichnung "fräulein" bedeutet zweifelsfrei, daß beide zu diesem zeitpunkt nicht verheiratet waren; "Hilzheimer-Schulhoff" scheint also ursprünglicher familienname gewesen zu sein.

<sup>112</sup> Berlin 1909: S. Fischer Verlag

<sup>113</sup> Schweizerische Nationalbibliothek / NB, Bern: Hermann Hesse-Archiv, Inventarteil B (Ms-L-83).

die wiedergabe mancher langer briefe. (Wie die autorin bin ich der meinung, daß regeln für die menschen da sind, nicht andersrum.)

Bei A+C veröffentlicht wurde bereits EIN KLEINER TOD; die neu zusammengestellte ausgabe enthält prosa, lyrik sowie zeitzeugnisse. Weitere ausgaben sind geplant. Die neueröffnung von werken irene forbes-mosses bei A+C ist der erinnerung an pina bausch gewidmet.

Mondrian graf v. lüttichau

